Deutsche

National-Litteratur

Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Baltic, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. K. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blumner, Dr. F. Bobertag Dr. K. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Duntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. K. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Kurz, Dr. K. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Merrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, K. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. E. Wendeler, Dr. Ch. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

112. Band

Goethes Werke XXXI

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

595.C

Goethes Werke

Einunddreißigster Teil

Aufsätze zur Litteratur

Erster Band

(1776—1821)

Herausgegeben

von

Dr. Georg Witkowski

38501

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Alle Rechte vorbehalten

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Einleitung.

Im 31. und 32. Bande unserer Goethe-Ausgabe sind die Aufsätze zur Litteratur enthalten. Nur die rhetorische Abhandlung zum Shakespearestag und die Recensionen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773 sind dem 26. Bande einverleibt, die Kritiken von Werken aus den Gebieten der bildenden Künste und naturwissenschaftlichen Schriften erscheinen in den betreffenden Abteilungen der Werke (Bd. 30 und 33—36).

Die hier vereinigten Aufsätze zerfallen in der Hauptsache in zwei Gruppen: die eine umfaßt die Jahre 1804—1806, die andere die Zeit von 1817 bis zum Tode Goethes. Auf diese beiden Perioden hat sich die kritische Thätigkeit Goethes beschränkt, wenn wir von den Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen und von ganz vereinzelten Arbeiten der neunziger Jahre absehen. Schon daraus ergiebt sich, daß eine fortlaufende Betrachtung der zeitgenössischen Dichtungen hier nicht vorhanden sein kann, daß auch über Goethes Ansichten vom Wesen der Dichtung, insbesondere von ihrer Entwickelung, hier nur gelegentliche Aufklärung gegeben ist.

Der Grund dafür, daß Goethes öffentliche Äußerungen über die poetischen Leistungen anderer im Verhältnis zu der langen Zeit, auf die sie sich verteilen, so gering an Zahl sind, liegt in der Natur des Dichters.

Der Beruf zum Recensenten lag ihm durchaus fern, ebenso die Neigung, öffentlich theoretische Erörterungen über das Wesen der Poesie anzustellen. Es ist kein Zufall, daß wir über den älteren Goethe als Kritiker in der reichen Litteratur, die sein Leben und Wirken von den verschiedensten Gesichtspunkten aus behandelt, noch keine Arbeit besitzen.*)

In den späteren Lebensjahren beherrschte ihn nicht mehr jener grimme Zorn gegen das berufsmäßige Aburteilen, in dem er einst ausgerufen hatte: „Schlagt ihn tot den Hund! Es ist ein Recensent", und der noch im „Neuesten aus Plundersweilern" zu kräftigem Ausdruck gekommen war. Es trat bei ihm eine völlige Gleichgiltigkeit gegen alle Kritik ein; in Bezug auf seine eigenen Werke hielt er den Grundsatz des „stillen Ausharrens" fest, im Bewußtsein, daß das Gedichtete sein Recht behaupte wie das Geschehene (an Reinhard, 31. Dezember 1809). Ähnlich heißt es in den Sprüchen in Prosa (v. Loeper Nr. 190): „Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trotz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen." Für ihn ist jedes Geisteserzeugnis eine Art von Naturprodukt, das nach immanenten Gesetzen hervorgebracht wird und nicht willkürlich so oder anders gestaltet sein kann. Danach regelt sich seine Stellung zu den Werken anderer. Er sucht in ihr innerstes Wesen einzudringen, die Absichten des Verfassers zu erkennen, so viel er vermag aus wissenschaftlichen Arbeiten zu lernen, an Dichtungen sich zu erfreuen. Was seiner Natur dauernd widerstrebt, wo ihm die Möglichkeit der Annäherung fehlt, das stößt er von sich und sucht es, wenn er irgend kann, nicht zu beachten. Mit den Jahren werden die polemischen Neigungen bei ihm immer schwächer (an Schubarth 10. Mai 1829). Nur sehr selten tritt er einmal feindlich gegen eine ihm unsympathische Richtung auf, wie in der Recension von Tiecks „Verlobung" (Bd. 32, 78).

Goethes Standpunkt ist mit einem Worte nicht der des Kritikers, sondern der des Genießenden.**) Er will in seinen Aufsätzen zur Litteratur nicht das, was er für schlecht und verfehlt hält, bekämpfen, sondern nur Kunde geben von seinen Eindrücken, andere zum Genuß anregen und den Jüngeren als treuer Berater zur Seite stehen, wo sie ihm zu irren scheinen, sie durch seinen Beifall zu weiterem Fortschreiten ermutigen, wenn er ihren Weg für den richtigen hält. So paßt auf diese Aufsätze vor allen anderen Werken jenes Wort aus Dichtung und Wahrheit, daß alles, was von ihm bekannt geworden, nur Bruchstücke einer großen Konfession seien. Um Goethes Verhältnis zur zeitgenössischen und früheren Litteratur zu überschauen, muß man die ganze Masse seiner öffentlichen

*) Die breite, aber oberflächliche Betrachtung H. Marggrafs „Über Goethe als Recensent" (Morgenblatt 1841 Nr. 303—312, 1845 Nr. 4—9) beansprucht nicht, als eine wissenschaftliche Arbeit angesehen zu werden.

**) Schon Marggraf (a. a. O. 1845 S. 22) hat darauf hingewiesen, wie häufig Goethe in seinen Recensionen Dank für Anregung und Genuß ausspricht.

und privaten Äußerungen, Tagebücher, Briefe, Gespräche zu Hilfe nehmen; erst auf diese Weise würde sich ein einigermaßen vollständiges und zutreffendes Bild davon ergeben. Es hieße Raum und Zweck dieser Einleitung ins Ungemessene überschreiten, wollten wir auch nur die Grundlinien jenes Bildes hier andeuten. In keinem Geiste vielleicht hat sich die Weltlitteratur so vollständig gespiegelt, wie in dem Goethes; ihr ganzes Gebiet müßte durchmessen werden, um nachzuweisen, welche Eindrücke jede Gestalt der endlos vorüberwallenden Reihe bei ihm hinterlassen hat und wie diese Eindrücke im Laufe eines langen Lebens wechselnd hervor- und zurücktreten.

Von jenen beiden großen, bereits erwähnten Gruppen, die den Hauptinhalt beider Bände bilden, umfaßt die erste, kleinere die Recensionen aus der Jenaischen Litteraturzeitung. Ihre Entstehung verdankt sie einem äußern Anlaß.*) Die Universität Jena behauptete um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts den obersten Rang unter den deutschen Hochschulen. Neben einer großen Anzahl gefeierter Lehrer besaß sie in der Allgemeinen Litteraturzeitung, die seit 1785 in Bertuchs Verlag von Schütz und Hufeland herausgegeben wurde, das angesehenste und umfassendste kritische Organ in Deutschland. Aber 1803 war die von Goethe mit Sorgfalt gehegte Universität in Gefahr, von ihrer glänzenden Höhe plötzlich herabzusinken. Fichte war schon früher (1799) mit der Weimarischen Regierung in heftige Streitigkeiten gekommen und nach Berlin gegangen. Hufeland, der große Mediziner, war ihm 1801 dorthin gefolgt. Der Jurist Hufeland, Paulus und Schelling wandten sich nach Würzburg, auch die Professoren Loder, Himly, Fuchs und Stahl verließen Jena, und endlich nahm auch der Herausgeber der Litteraturzeitung, Schütz, einen Ruf nach Halle an, angeblich auf Veranlassung Loders (C. A. Vulpius an Nic. Meyer 4. Sept. 1803). Er wollte, wie Goethe in den Annalen 1803 berichtet, seine Zeitung bis Ostern 1804 ruhig in Jena weiter erscheinen lassen, dann aber „gleichsam nur den Druckort verändern und durch solches Manöver mit Anstand und Bequemlichkeit diese wichtige Anstalt für ewig von Jena wegspielen. — Die Sache war von der größten Bedeutsamkeit, und es ist nicht zu viel gesagt: diese stille Einleitung bedrohte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflösung. Man war diesseits wirklich in Verlegenheit; denn ob man gleich das Recht hatte, die Unternehmer zu fragen, ob dieses allgemeine Gerücht einen Grund habe, so wollte man doch in einer solchen gehässigen Sache nicht übereilt noch hart erscheinen; daher anfänglich ein Zaudern, das aber von Tag zu Tag gefährlicher wird. Die erste Hälfte des Augusts war verstrichen, und alles kam darauf an, was in den sechs Wochen bis Michael zu einer Gegenwirkung vorgenommen werden könnte.

*) Vergl. für das folgende Goethes Briefe an Eichstädt, herausgegeben von W. v. Biedermann, und die Goetheforschungen desselben I, 421 ff.

— Auf einmal kommt Hilfe, woher sie nicht zu erwarten war. Kotzebue kann seinen Triumph nicht im stillen feiern, er giebt in dem Freimütigen übermütig an den Tag: mit der Akademie Jena, welche bisher schon großen Verlust an tüchtigen Professoren erlitten, sei es nun völlig zu Ende, indem die Allgemeine Litteraturzeitung in Gefolg großer, dem Redakteur verwilligter Begünstigungen von da hinweg und nach Halle verlegt werde. — Von unserer Seite hörte nun alles Bedenken auf; wir hatten volle Ursache, die Unternehmer zu fragen, ob dies ihre Absicht sei. Und da solche nun nicht geleugnet werden konnte, so erklärte man ihren Vorsatz, die Anstalt bis Ostern in Jena hinzuhalten, für nichtig und versicherte zugleich, man werde mit dem neuen Jahre in Jena die Allgemeine Litteraturzeitung selbst fortsetzen."

Goethe traf schleunigst die nötigen Anordnungen dafür. Neben Schütz hatte seit 1796 Professor Eichstädt mit der Anwartschaft auf die Nachfolge an der Leitung der Litteraturzeitung teilgenommen; er übernahm die Redaktion des neuen Blattes, nachdem Professor Paulus sie abgelehnt hatte. Doch scheint Eichstädt nach allen Berichten nur seinen Namen dafür hergegeben zu haben; denn die Seele des Ganzen wurde Goethe. (Loder an Hufeland 5. Sept. 1803.) Er hegte anfangs die Absicht, mit Schiller, dessen Mitwirkung viel versprach (Goethe an Voigt 28. August), gemeinsam an die Spitze zu treten (D. A. Vulpius an Nic. Meyer 4. Sept. 1803); aber Schiller war dem ganzen Unternehmen nicht hold (an Körner Oktober 1803) und meinte zu Goethe am 19. Dezember, daß seine Thätigkeit für die Zeitung nach innen nichts erbauen und begründen würde. Nur sein Name erschien mit unter denen der Direktoren.

So lag die ganze Last des schwierigen und verantwortungsvollen Unternehmens auf Goethes Schultern. Trotz aller Befürchtungen*) ging er mit Mut und der größten Thatkraft sogleich an die Vorbereitungen; er hoffte, das nächste Jahr der Zeitung sollte sich vorteilhaft vor dem gegenwärtigen auszeichnen (an Zelter 29. Aug., an Eichstädt 8. Sept. 1803). In den nächsten Monaten entwickelte er eine unermüdliche Thätigkeit zur Begründung des neuen Blattes. Er stellte die Liste der einzuladenden Recensenten zusammen, schrieb an eine Anzahl von ihnen selbst, bekümmerte sich sogar um Äußerlichkeiten, wie die Anfertigung neuer Siegel für die Zeitung und die Zeichen der Recensenten. Am wichtigsten aber war es, daß er sich gleich von Anfang an bereit erklärte, selbst Kritiken zu verfassen. Schon am 13. Oktober 1803, bei Gelegenheit der vorläufigen Verteilung einiger Werke, übernahm er „Delphine" von Mad. de Staël, die „Bekenntnisse einer Giftmischerin" von Buchholz, Castis Werke und die „Reisen nach Schottland" von Frau von Berlepsch. Indessen hat er von diesen Werken keines besprochen. Wohl aber Vossens Gedichte, zu denen er in der Liste geschrieben hatte: „Wollen wir in Weimar gern

*) v. Biedermann, Goethes Briefe an Eichstädt S. XII f.

übernehmen." Außer dieser Recension enthalten unsere Bände aus dem Jahre 1804 noch zwei über Schriften zur Zeitgeschichte. 1805 besprach er die Dialektdichter Hebel und Grübel, sowie einige unbedeutende dramatische und epische Dichtungen. 1806 erschien von ihm in der Litteraturzeitung die große liebevolle Besprechung von „Des Knaben Wunderhorn", von Gottlieb Hillers Gedichten, Johannes von Müllers Selbstbiographie und drei Romanen untergeordneten Wertes, 1807 zeigte er nur kurz Johannes von Müllers Rede „De la gloire de Frédéric" an. Außerdem lieferte er noch Artikel über Kunstschriften, über die Weimarischen Kunstausstellungen, kleine Gedichte und Notizen und den Auszug aus Winckelmanns Briefen an Berendis.

So sind seine eignen Beiträge zu der mit so viel Eifer geförderten Zeitung verhältnismäßig gering an Zahl und Bedeutung. Er konnte seine Abneigung gegen die kritische Thätigkeit nicht überwinden. Als Ersatz faßte er eine gemeinsame Abfassung der Recensionen durch den Kreis junger Leute, der ihn umgab, ins Auge. Er wollte mit ihnen Schriften aus mehreren Fächern gemeinschaftlich lesen und besprechen und die Früchte dieser Konversation sollten dann auch der Litteraturzeitung zu gute kommen. Heinrich Voß (an Boie 9. April 1804) erklärte das für einen glücklichen Gedanken. „Denn Goethe, der zum eigentlichen Recensenten nicht geschaffen ist, giebt doch oft im Gespräch die herrlichsten und treffendsten Urteile, die durchaus nicht verloren gehen dürfen." Aber nur eine Besprechung, die von Vossens Gedichten, ist, so viel wir wissen, aus gemeinsamer Arbeit Goethes mit einem andern hervorgegangen.

In der Anzeige der Ausgabe letzter Hand (Bd. 32, S. 81) sagt Goethe von seinen Artikeln in der Litteraturzeitung: „Die Recensionen für die Jenaer Litteraturzeitung sind von den oben erwähnten (aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen) in mancher Hinsicht sehr verschieden. Die Gegenstände sind bedeutender, das Urteil ist befestigt, die Art und Weise der Ansicht und Behandlung, alles ist anders, wie denn eine Reihe von dreißig Jahren vieles verändert und erweitert hatte."

Weit bedeutender als seine äußerlich sichtbare Thätigkeit, war in den ersten Jahren des Bestehens sein stilles Wirken für die Litteraturzeitung. Er ließ sich wohl alle Recensionen zur Beurteilung vorlegen, verwarf die ihm ungenügend erscheinenden und besserte im einzelnen. Seine Mühe hatte auch den erwünschten Erfolg. Schon am 9. Mai konnte er an Rochlitz schreiben: „Die Zeitung hat sich in so kurzer Zeit überall und selbst bei denen, die sie schmähen, Achtung erworben — und zwar in einem Maße, wie es schwerlich einer je gelungen ist." Daß er der spiritus rector war, wußten auch die Gegner. In einem Briefe Böttichers an Bertuch vom 5. Februar 1805 heißt es: „Da haben wir denn unser blaues Wunder über das Treiben der Jenaischen Litteraturzeitung vernommen. Goethe hat manchmal 50 Recensionen zu allerhöchster Stempelung bei sich liegen."

Im Laufe des Jahres 1805 wird Goethes Anteil geringer, er be-

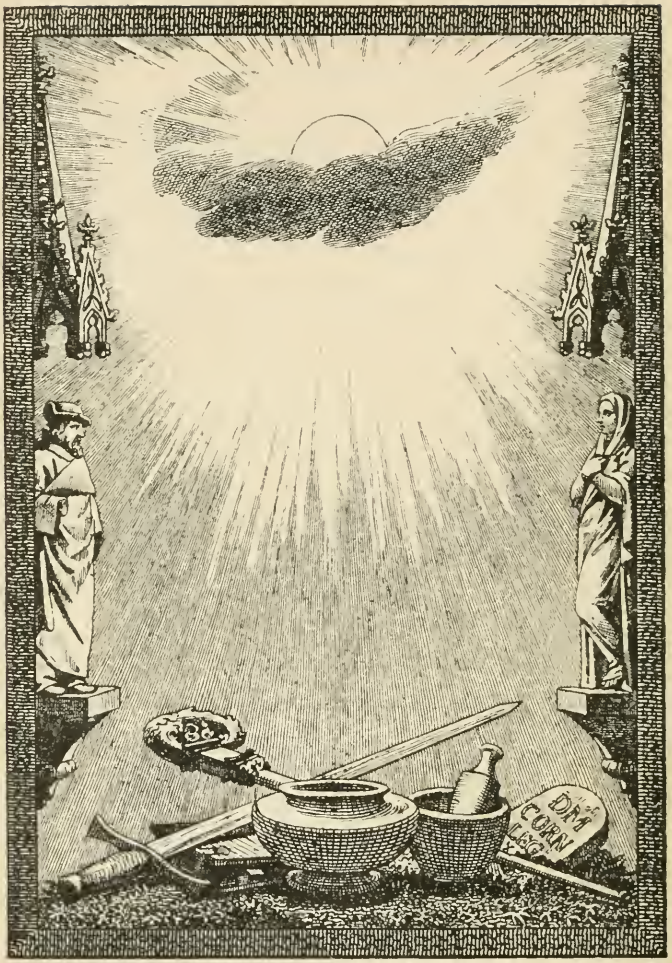
schränkt sich allmählich auf die Veröffentlichung eigner Mitteilungen und empfindet sich nicht mehr als verantwortlicher Leiter. Am 26. März 1805 schreibt er an Eichstädt: „Sehr ungern habe ich so manchen Mittwoch und Sonnabend vorbeigehen lassen, ohne auf die eine oder die andere Weise an Ihrem Institute, das uns alle so sehr interessiert, teilzunehmen." (Er war im Januar und Anfang März ernstlich krank gewesen.) Die Recensionen wurden ihm nun nur noch zum Teil in der Handschrift vorgelegt (an Eichstädt 12. April 1806, 7. März 1807, 10. März 1808), etwa seit Beginn des Jahres 1806 wohl überhaupt nicht mehr, wenn er es nicht besonders wünschte oder seine eignen Werke besprochen wurden (an Eichstädt 8. Dez. 1808). Er äußerte mehrfach seine Unzufriedenheit mit einzelnen Aufsätzen des Blattes (an Eichstädt 25. Nov. 1809). Es sank von der früheren Höhe herab, und Heinrich Voß hatte recht, wenn er an Goethe darüber schrieb*): „Und eine Winkelzeitung bleibt es doch nur, die schwerlich mehr Ruhm gewinnen wird, als die Leipziger Bibliothek, vor der sie höchstens nur ein etwas freieres Streben voraus hat."

Ganz verschieden von der schnell erkalteten Teilnahme an der Litteraturzeitung ist Goethes Verhältnis zu der Zeitschrift, in der bei weitem der größte Teil seiner Aufsätze zur Litteratur erschien, „Über Kunst und Altertum". Düntzer hat in der Einleitung zum 23. Bande unsrer Ausgabe ausführlich über Veranlassung und Entstehen der ersten Hefte berichtet. Sie sollten dem neu erwachten Interesse für mittelalterliche Kunst und Kultur der Heimat dienen und führten deshalb den Titel „Über Kunst und Altertum in den Rhein und Mayn Gegenden". Das erste Heft erschien 1816; es enthielt (ohne die Überschrift) jene Betrachtungen, die in den Werken „Kunstschätze am Rhein, Mayn und Neckar" betitelt sind (Bd. 23, S. 237 ff.). Durch eine ausführliche Anzeige im „Morgenblatt" (Bd. 31, S. 221 ff.) suchte er die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die neue Zeitschrift zu lenken. Anfang Juni 1816 konnte er das erste Heft versenden. Indessen blieb die erhoffte Wirkung aus, Goethe vermochte nicht bei der großen Masse die Erkenntnis des hohen Wertes, der den in den Rheinlanden befindlichen Kunstdenkmälern innewohnte, zu wecken, wenn auch das Rhein- und Mainbüchlein trotz allen Widerspruchs ganz leise zuwirkte (an Zelter 2. Nov. 1816). So verzichtete er vom zweiten Hefte an darauf, diesen Zweck zu fördern; es brachte zu Ostern 1817 den von Meyer verfaßten, scharf polemischen Aufsatz „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst", die anmutig lebensvolle Schilderung des Sankt Rochusfestes zu Bingen am 16. August 1814 (Bd. 23, S. 185 ff.) und eine Sammlung mannigfacher auf bildende Kunst bezüglicher Bemerkungen und Anzeigen. Vollends im dritten Hefte, das gerade ein Jahr nach dem zweiten erschien, ward der ursprüngliche Charakter der Zeitschrift völlig aufgegeben. Nur der kurze Bericht „Im Rheingau Herbsttage" (Bd. 23, S. 219 ff.) erinnerte

*) Der Brief wird im Goethe-Jahrbuch V. 75 etwa in das Jahr 1808 gesetzt.

noch an die frühere lokale Beziehung, im übrigen erstreckte sich jetzt der Inhalt der Zeitschrift weit über die ursprünglich gesteckten Grenzen hinaus. Zwar trug dieses Heft noch den alten Titel und war mit dem von Heinrich Meyer gezeichneten Umschlag geschmückt, der symbolisch auf die ursprüngliche Absicht Goethes hindeutete.*) Aber schon jetzt ward es für Goethe zu dem Organ, durch das er über alle Gegenstände aus dem Gebiete der Kunst und der Litteratur seine Meinung aussprach. Neben den Heften zur Morphologie, die 1817 zu erscheinen begannen und seinen naturwissenschaftlichen Interessen dienten, wurde „Kunst und Altertum" das Mittel, durch welches er eine große Konversation mit seinen Freunden nach allen Weltgegenden hin bereitete (an Zelter 18. Febr. 1821). „Il considère ce recueil comme un surrogat de correspondences ou d'entretiens avec ses amis," schrieb Reinhard an den Baron von Wessenberg am 19. Mai 1827 Was Teilnahme und Förderung zu verdienen schien, wurde in den braunen Heften unermüdlich immer von neuem angepriesen, jedes junge Talent, das sich erfreulich bethätigte, ermutigt und unterstützt, allgemeinere Kunstbetrachtungen und Mitteilungen persönlicher Art bezüglich auf Goethes Leben und Werke, eigene und durch Übersetzung angeeignete Dichtungen, Sprüche in Versen und Prosa fanden hier ihre Stelle. So giebt die Zeitschrift ein unvergleichliches Bild des Kreises der künstlerischen und litterarischen Ansichten und Absichten Goethes in den letzten Jahren seines Lebens, jener Universalität des Interesses, mit der er alle geistigen Bestrebungen seiner Zeit umfaßt. Es ist sehr zu bedauern, daß der Plan einer Gesamtausgabe von Goethes Werken es nicht gestattet, „Kunst und Altertum" als ein zusammenhängendes Ganzes abzudrucken; denn viele der darin enthaltenen Artikel kommen erst durch die Stelle, an der sie stehen, durch das Vorausgehende und Folgende in das rechte Licht. Wie viel höheres Leben empfangen die Aufsätze über nationale Dichtung von den zahlreichen durch die Bände verstreuten Volksliedern! Wie erscheint früheste Jugend und hohes Alter Goethes durch gemeinsames Streben verknüpft in jenem wieder abgedruckten Erguß „Von deutscher Baukunst" und den ihn umgebenden fünfzig Jahre jüngeren Äußerungen über denselben Gegenstand! Wie häufig ist der Herausgeber im Zweifel, ob er einen Aufsatz der Abteilung Litteratur oder der zur bildenden Kunst zuweisen soll, da Bild und Wort, wo es sich um Darstellungen zu Dichtungswerken handelt, gleich liebevolle Betrachtung gefunden haben! Und eine große Anzahl von Äußerungen möchte man fast lieber den autobiogra-

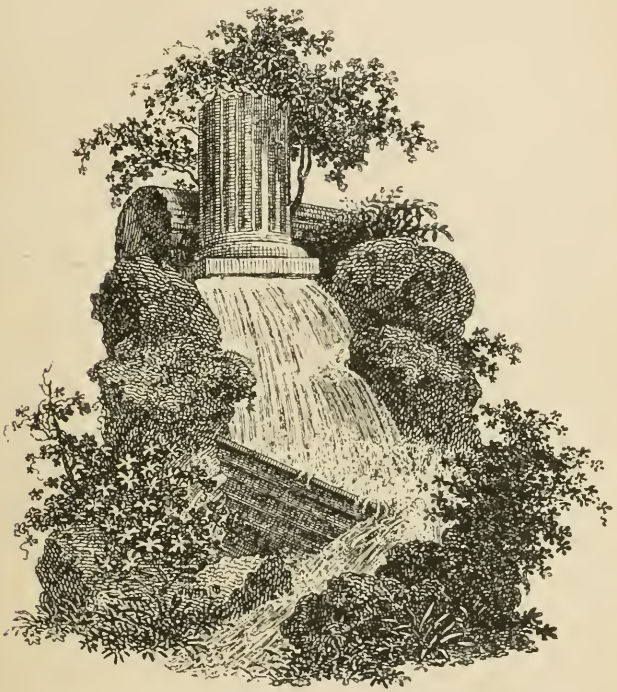
*) Am 18. Januar 1818 schrieb Goethe an Zelter: „Mein drittes Heft Kunst und Altertum (denn so muß ich es nennen, da die Rhein- und Mainluft nach und nach drinnen verwehen wird) geht nun rasch vor sich." Der Gesamttitel des ersten Bandes lautete denn auch schon „Über Kunst und Altertum. Von Goethe. Stuttgart 1818." Und am 19. September schrieb er an Frommann, der die Zeitschrift druckte, mit Bezug auf das erste Heft des zweiten Bandes: „Zur Decke wollen wir die Platte nicht weiter benutzen, Sie haben vielmehr die Gefälligkeit für einen gedruckten Umschlag zu sorgen." Die Auflage betrug damals 1100 Exemplare.



Vordere Seite des Umschlags von „Kunst und Altertum am Rhein und Main", gezeichnet von Heinrich Meyer.

phischen Schriften anreihen, so sehr tragen sie den Stempel der allerpersönlichsten Mitteilung, wenn auch ein litterarisches Interesse den Anstoß gegeben hat.

Das giebt dieser Zeitschrift ihren Charakter, der sie von allen andern unterscheidet. Nicht wie sonst vereinigt sich hier eine Anzahl von Mitarbeitern zu gemeinschaftlichen Mitteilungen, sondern ein einziger Großer verkehrt durch sie mit seinen Zeitgenossen. Kaum daß hie und da einmal



Rückseite des Umschlags von „Kunst und Altertum am Rhein und Main" gezeichnet von Heinrich Meyer.

die Stimme eines der ihn Umgebenden, Treuergebnen vernommen wird; durch alle sechs Bände behält er das Wort und führt es, unbekümmert um Widerspruch und Anfechtung, für das, was er für recht und gut hält.

Unter den litterarischen Aufsätzen sind nur die folgenden nicht von Goethe verfaßt: im dritten Bande Heft 1 S. 86 ff. Schubarths Besprechung von „Olfried und Lisena", angefügt an Goethes Würdigung des Gedichts, Heft 3 S. 52 ff. Riemers Gutachten über die „Ilias im Auszug". Im vierten Bande Heft 1 S. 76 ff. „Ein deutscher Improvisator, mit-

geteilt von einem jungen Freunde" (Ferdinand Nicolovius), Heft 2 S. 84 ff. Riemers Bemerkungen über Naturdichter, angehängt an Goethes „Fürnstein, deutscher Naturdichter", Heft 3 S. 76 ff. „Woher hat's der Dichter?" von R**pf, bezüglich auf eine angebliche Quelle der Geschichte des heiligen Joseph in den „Wanderjahren", S. 157 f. Eckermanns Anzeige von Varnhagens Schrift „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden", und S. 159 ff. die Besprechung der „Neuen Ghaselen" Platens von demselben. Im fünften Bande Heft 1 S. 101 ff. über Michael Beers „Paria" und Heft 3 S. 160 ff. „Über Goethes Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773" (mit Vorwort von Goethe), beides ebenfalls von Eckermann. Bis dahin waren, wie man sieht, nur selten andere Stimmen neben der des Herausgebers zu vernehmen gewesen. Aber im Jahre 1827 plante er eine stärkere Beteiligung seiner Freunde. Am 22. April schrieb er an Zelter: „Könnte ich die Herausgabe dieser Hefte beschleunigen, so daß alle Vierteljahre eins erschiene, so würden sie lebhafter und für den Augenblick interessanter sein; jetzt bleibt manches liegen, das veraltet, wenigstens nicht mehr den Augenblick berührt." Am 30. September forderte er Heinrich Meyer auf: „Notieren Sie ja manches, was zu Kunst und Altertum brauchbar wäre. Riemer treibt mich. Er und Eckermann wollen eingreifen, mehr als bisher; mit dem Druck soll ich nicht so beschwert sein u. s. w." Dieselbe Bitte richtete er den 21. November an Zelter, dem er schon am 27. Oktober geschrieben hatte, daß er Streckfuß um Beiträge zu der Zeitschrift ersucht habe. „Da mir so vieles an- und aufliegt und ich aufgefordert, ja gedrängt werde, diese Hefte fortzusetzen, so habe ich alle Ursache, mich nach wackern Teilnehmern umzusehen."

Im folgenden Jahre 1828 brachte denn auch das zweite Heft des sechsten Bandes eine Anzahl von Besprechungen, die die Freunde Goethes verfaßt hatten. Göttling behandelte Niebuhrs römische Geschichte (S. 233 ff.), Streckfuß Manzonis „Verlobte" (S. 252 ff.) und Riccolinis „Antonio Foscarini" (S. 260 ff.); die Recensionen von Wolffs „Egeria" (S. 346 ff.) und Holteis „Gedichten in schlesischer Mundart" (S. 351 ff.) wurden im Inhaltsverzeichnis als „eingereicht" bezeichnet. Vermutlich sind auch einige der am Schlusse des Heftes befindlichen Anzeigen andern zuzuweisen, wenigstens deutet die Notiz im Inhaltsverzeichnis „der Herausgeber meist bis zu Ende" (zu S. 376—431) darauf hin.

Trotzdem so ein Mittel gefunden zu sein schien, ein häufigeres Erscheinen der Zeitschrift und zugleich eine Entlastung Goethes von der Thätigkeit für sie zu ermöglichen, hat er doch kein weiteres Heft mehr fertiggestellt. Schwerer als je zuvor lag in den letzten Lebensjahren die Arbeit auf ihm; die Ausgabe letzter Hand, der Entschluß, den zweiten Faust auszuführen, die Neubearbeitung und Vollendung der „Wanderjahre" nahmen seine ganze Zeit in Anspruch. Erst nach seinem Tode erschien von „Kunst und Altertum" das dritte Heft des sechsten und letzten Bandes, mit dem er selbst das ganze Unternehmen abzuschließen beabsichtigt

hatte, aus seinem Nachlaß herausgegeben durch die Weimarischen Kunstfreunde. Es enthielt einige seiner letzten Arbeiten, Aufsätze von Meyer, Varnhagen, Soret und Eckermann, zwei Briefe Goethes über den Abschluß des Faust an Meyer und Wilhelm von Humboldt und ein Schlußwort des Kanzlers von Müller, das einen kurzen Rückblick auf die sechzehnjährige Periode warf, in der Goethe sich durch die Herausgabe von „Kunst und Altertum" in steter Berührung mit seinen Zeitgenossen und den Erscheinungen des Tages zu halten, auf Begründung eines edlen kosmopolitischen Sinnes für Kunst und Litteratur hinzuwirken, und für sein gemütliches Bedürfnis geistiger Mitteilung Befriedigung zu gewinnen bemüht war. Die liebe- und verständnisvolle Würdigung giebt ein treues Bild des Geistes, der in der Zeitschrift waltete. Sie fand während ihres Erscheinens nicht die rechte Anerkennung; „es ist einmal Ton geworden, über Kunst und Altertum hochfahrend abzusprechen," schrieb Müller den 22. April 1833 an Böttiger. Auch später hat sich die gebührende Wertschätzung nicht eingestellt; neben den großen Werken wurden die kleinen Aufsätze und Dichtungen wenig beachtet, zumal da die behandelten Gegenstände zum Teil nur geringes Interesse zu erregen vermögen und alle Bedeutung häufig in der Art der Behandlung und der Persönlichkeit des Verfassers liegt.

Dasselbe gilt auch für die vereinzelten auf Litteratur bezüglichen Artikel, die unsere Bände außer den beiden großen Gruppen enthalten. Aus früherer Zeit ist nur das leider verlorene Gespräch über die deutsche Litteratur (Bd. 31, S. 4), die scharfe Erwiderung auf die Angriffe gegen die „Horen" (ebd. S. 12), die erste Recension der Gedichte Grübels (ebd. S. 48) hervorzuheben; außerdem haben wir fast nur Anzeigen eigener Werke und zwei Übersetzungen aus dem Französischen zu erwähnen, eine recht flüchtige des „Essai sur les fictions" der Frau von Staël*) und eine sorgfältigere der Rede Johannes von Müllers „De la gloire de Frédéric".

Nachdem Goethes Beteiligung an der Litteraturzeitung aufgehört hatte, veranlaßte ihn in den folgenden zehn Jahren nur hier und da der Wunsch, die Aufmerksamkeit auf eigene Werke zu lenken, zu litterarischen Mitteilungen. Erst nach seinem Tode wurde ein Entwurf zu „Dichtung und Wahrheit" (Bd. 31, S. 194) gedruckt, vor kurzer Zeit der Plan eines lyrischen Volksbuches (ebd. S. 176) und die Besprechung des englischen Trauerspiels „Bertram" von Maturin (ebd. S. 258) veröffentlicht. Von den zahlreichen Aufsätzen im Morgenblatt, die er in der Ausgabe letzter Hand in einem eigenen Bande vereinigen wollte (Bd. 32, S. 81) gehören die meisten unter die Rubriken bildende Kunst und Theater; hier ist

*) M. Bernays trägt dazu freundlich nach: „S. 19 Z. 19 ausgearbeitet? Völliger Unsinn! Schreibfehler für: ausgebreitet (étendu). — S. 23 Z. 37 des Herzens. Abgeschmackt! ‚des Scherzes' le charme de la plaisanterie. — S. 25 Z. 1 ff. falsch übersetzt: qu'il y a dans les objets au dessus de notre intelligence.

von ihnen', abgesehen von den bereits erwähnten Veröffentlichungen über Goethische Dichtungen, nur der Artikel „Don Ciccio" (Bd. 31, S. 212) zu erwähnen. 1820 und 1825 wird Goethe durch seine Beziehungen zu der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde veranlaßt, zu ihrem Archiv Beschreibungen Jenaer und Weimarer Handschriften beizusteuern (Bd. 31, S. 264 und Bd. 32, S. 129); 1823 äußert er sich über die französische Übersetzung seiner Anmerkungen zu „Rameaus Neffen" (Bd. 32, S. 23) in dem Journal für Kunst, Litteratur, Luxus und Mode, im folgenden Jahre giebt er nach dem Tode Byrons seiner Verehrung für den großen Dichter neben der wiederholten warmen Anerkennung in „Kunst und Altertum" auch in einem englischen, Byron verherrlichenden Werke Ausdruck (Bd. 32, S. 72). 1830 beurteilt er eine abstruse theologische Schrift in der „Kritischen Prediger-Bibliothek" (Bd. 32, S. 324) und liefert, durch Varnhagen angeregt, für die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik zwei Besprechungen (Bd. 32, S. 326 und 348). Nach seinem Tode erscheinen dann noch aus dem Nachlaß eine größere Anzahl von kurzen litterarischen Aufsätzen, Entwürfen, Bemerkungen, meist verarbeitetes oder für spätere Hefte bestimmtes Material zu „Kunst und Altertum".

Endlich sind noch aus dem Inhalt unserer Bände die Vorreden zu Werken anderer hervorzuheben. Nur zwei bedeutendere Schriftsteller hat Goethe mit einem Geleitwort versehen: Manzoni, als er selbst dessen poetische Werke herausgab (Bd. 32, S. 252), und Carlyles Leben Schillers, das auf Goethes Veranlassung ins Deutsche übertragen worden war (ebd. S. 354). Die übrigen Vorworte galten Memoirenwerken untergeordneten Ranges, die Goethen nur durch ihre naive Darstellungsweise anziehen konnten (Bd. 32, S. 14, 132, 172, 248). Hervorgehoben sei hier noch die herrliche Widmung des Briefwechsels mit Schiller, die wir zum erstenmal in eine Ausgabe der Werke Goethes aufgenommen haben (Bd. 32, S. 313).

Als Goethe die Ausgabe letzter Hand vorbereitete, beschloß er auch seine in Zeitschriften verstreuten Aufsätze, die noch nirgend gesammelt waren, aufzunehmen. In der vorläufigen Notiz (Bd. 32, S. 80 ff.) kündigte er einen Band Recensionen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen und der Jenaer Litteraturzeitung an, einen zweiten gefüllt mit Mitteilungen ins Cottasche Morgenblatt. Die Anzeige der Ausgabe (Bd. 32, S. 165 ff.) versprach dann für Band 30—33 „biographisch-litterarische Mitteilungen, als Supplemente zu dem, was sich auf den Verfasser, seine Bestrebungen und Schicksale bezieht. Die Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772 geben Anlaß, die frühen ernsteren und mutwilligen Produktionen einzuleiten; litterarisch-kritische Mitteilungen aus verschiedenen Tagesblättern und Heften füllen den Raum bis zu den Jenaischen Recensionen von 1804 ziemlich aus. Hier werden manche analoge Einzelheiten historischer, biographischer, redneriſcher Art einschreiten und von sonstigem Verwandten und dahin Einschlagenden die mannigfaltigsten

Versuche mitgeteilt werden." Band 38 sollte „Rameaus Neffen" und sonstige französische, englische, italienische Litteratur in Bezug auf des Verfassers Verhältnisse zu Dichtern und Litteratoren jener Länder enthalten.

Indessen wurden diese Absichten in der Ausgabe, so lange Goethe lebte, nur zum Teil verwirklicht. In Band 33 erschienen die Recensionen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen und der Jenaer Litteraturzeitung, letztere mit Ausschluß der auf bildende Kunst bezüglichen und auch im übrigen nicht vollzählig; außerdem wurde nur am Schluß von Band 38 „Don Ciccio" und einiges zur neuesten italienischen Litteratur abgedruckt. Erst die nachgelassenen Werke brachten im 45. Bande die Artikel zur deutschen, im 46. Bande die zur auswärtigen Litteratur. Außerdem erschien noch einiges auf Litteratur Bezügliches in Band 49 und 60. Kleine Vermehrungen enthielt die Quartausgabe von 1837. Die Ausgabe in vierzig Bänden (1840) behielt die frühere Anordnung im allgemeinen bei, indem sie in Band 32 Deutsche Litteratur und in Band 33 Auswärtige Litteratur und Volkspoesie vereinigte, nur wurden die in Band 38, 49 und 60 der A. l. H. zerstreuten Aufsätze an den entsprechenden Stellen eingereiht.

Inhalt und Reihenfolge von 1840 blieb in den folgenden Drucken bestehen. Erst die Hempelsche Ausgabe, die in ihrem 29. Bande die Aufsätze zur Litteratur enthielt, führte eine neue Einteilung durch. Sie war reich vermehrt und mit ausführlichen Anmerkungen des Herausgebers, W. Frhr. von Biedermann, versehen. Nur die Recensionen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen bildeten hier noch eine besondere, zeitlich abgeschlossene Gruppe, der sich drei vereinzelte Aufsätze aus der Zeit vor der italienischen Reise anschlossen. Dann folgten die Aufsätze zur deutschen Litteratur in vier Spezialabteilungen, die zur auswärtigen Litteratur, nach einzelnen Ländern oder Ländergruppen geschieden, und endlich die beiden Übersetzungen aus dem Französischen. Auch von Biedermann hat also an einer sachlichen Einteilung festgehalten.

Hier erscheinen nun Goethes Aufsätze zur Litteratur zum erstenmal nach ihrer Zeitfolge geordnet. Es ist die Pflicht des Herausgebers, von den Gründen, die ihn zum Aufgeben der bisher üblichen Anordnung bestimmt haben, Rechenschaft abzulegen. Ein Bedenken muß zuerst widerlegt werden. Goethe selbst hat sich wiederholt gegen eine chronologische Folge seiner Schriften ausgesprochen (Bd. 31, S. 234 und Annalen 1816). Aber diese Bemerkungen beziehen sich nur auf die Anordnung aller seiner, den verschiedensten Gebieten dichterischer und wissenschaftlicher Thätigkeit entsprungenen Werke, und wollen im Gegensatz dazu nur eine Zusammenstellung verwandter Arbeiten zu Gruppen für geeigneter erklären. Diesem Wunsche des Dichters entspricht auch unsere Ausgabe. Denn die Masse der Litteraturaufsätze bleibt vereinigt, nur innerlich ist sie anders gestaltet. Giebt es nun für die innere Anordnung dieser Gruppe bestimmte, von Goethe aufgestellte Grundsätze? Die Ausgabe letzter Hand, die nach

Scherers unzweifelhaft richtiger Ansicht (Goethe-Jahrbuch V, 286) die Grundlage jeder neuen Ausgabe bleiben muß, giebt für den Inhalt unserer beiden Bände kein Vorbild, da in ihr, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, bei Goethes Lebzeiten nur geringe Teile der auf Litteratur bezüglichen Arbeiten erschienen. Die beiden großen Gruppen in Band 33 sind durch die Stellen, an denen die in ihnen vereinigten Aufsätze zuerst erschienen, bestimmt, die kleinere in Band 38 wird unter einem sachlichen Gesichtspunkt vereinigt. Bei der Anordnung der ersten beiden Abteilungen war die Absicht chronologischer Reihenfolge maßgebend (s. Bd. 32, S. 168, Z. 12—17), die dritte umfaßt zeitlich eng zusammengehörige Aufsätze, die den Eintritt einer neuen litterarischen Epoche in Italien behandeln. Wenn es erlaubt ist, aus diesem Thatbestande einen Schluß zu ziehen, so kann es nur der sein, daß Goethe seine Arbeiten zur Litteratur nach bestimmten Gesichtspunkten in Gruppen zu ordnen gedachte, hierbei aber kein einheitliches System festhielt, sondern bald von chronologischen, bald von sachlichen Gründen sich bestimmen ließ. Was nach seinem Ableben durch die Herausgeber geschehen ist, kann in keiner Weise für uns maßgebend sein, so lange wir nicht wissen, wie weit sie dabei den Absichten des Meisters gefolgt sind. Ihre Anordnung hat nur den einen, gewichtigen Grund für sich, daß sie die bisher allgemein giltige, lang gewohnte ist.

Aber sie hat schwere Schäden mit sich gebracht. Der schlimmste ist folgender. Die bei weitem größte Masse bilden die Aufsätze aus „Kunst und Altertum". Viele unter diesen sind auf das engste miteinander verbunden, durch Beziehungen vor- und rückwärts verknüpft; Reihen von kleinen Notizen erscheinen, die Gegenstände aus verschiedenen Litteraturgebieten behandeln, aber durch eine gemeinsame Absicht erst ihre richtige Bedeutung erhalten und auseinandergerissen die ursprüngliche Beziehung nicht mehr erkennen lassen, ja ihrem Wortlaut nach zum Teil unverständlich werden. Um sich von dem Gesagten zu überzeugen, vergleiche man die Reihen Bd. 32, S. 123, 131, 156—164, 195—246, 278—296. Einzelnes (Bd. 32, S. 164 und 241 ff.) ist so eng verschlungen, daß auch früher keine Scheidung der darin behandelten Gegenstände möglich war. Die sachliche Reihenfolge, der so schwere Opfer gebracht wurden, ließ sich also nicht einmal völlig durchführen. Indessen mochte sie trotzdem bestehen bleiben, wenn dadurch das richtige Verständnis des Inhalts im allgemeinen nicht beeinträchtigt wurde. Aber gerade dieser erschien in der früheren Reihenfolge in falschem Lichte. Es war bis jetzt unmöglich, die Beziehung der Litteraturaufsätze zu Goethes übriger Thätigkeit zu übersehen, weil die Gründe für die Anordnung von außen genommen waren und kein Verhältnis zu jener hatten. Die behandelten Gegenstände standen für den Leser im Vordergrunde, es gewann den Anschein, als wäre die Belehrung über Wert und Unwert bestimmter dichterischer und wissenschaftlicher Erzeugnisse die Hauptsache. Das ist aber falsch. Wie schon oben auseinandergesetzt wurde, beruht die Bedeutung dieser Arbeiten nicht

so sehr in ihrem absoluten Gehalt wie in ihrem Verhältnis zu der Persönlichkeit ihres Verfassers, dieses muß vor allem auch durch die äußere Gestalt der Sammlung möglichst deutlich hervortreten. Es sind, nach Goethes eigenen, bereits angeführten Worten, „biographisch-litterarische Mitteilungen, als Supplemente zu dem, was sich auf den Verfasser, seine Bestrebungen und Schicksale bezieht". Solche Mitteilungen werden am zweckmäßigsten in chronologischer Folge zu bringen sein. Nur dadurch gewinnt der Leser den richtigen Standpunkt zu ihnen. Jetzt erst sehen wir die Neigung für Volkspoesie sich im Laufe der Jahre allmählich entwickeln, wir verfolgen die Teilnahme an Manzonis und Byrons Dichtung durch eine Reihe von Jahren hindurch, wir beobachten in den letzten Lebensjahren die späte, schnell erblühende Freundschaft mit Carlyle. Deutlich tritt das immer weitere Kreise umschließende, von dem Gedanken der Weltlitteratur getragene Interesse an der Dichtung der fernsten Völker hervor, wenn wir den Inhalt von „Kunst und Altertum" VI, 1 mustern oder die im folgenden Hefte unter dem gemeinsamen Titel „Nationelle Dichtkunst" vereinigten Aufsätze zusammen übersehen können. Welcher Kundige gedenkt nicht, wenn er die „Kurzen Anzeigen" in „Kunst und Altertum" V, 3 betrachtet, der gleichzeitigen Vorarbeiten zum zweiten Teil des Faust? Nur durch die chronologische Anordnung sind Betrachtungen dieser Art möglich, nur dadurch wird die Beziehung zu Leben und Wirken Goethes in vollem Maße deutlich.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß auch ein Nachteil mit dieser neuen Reihenfolge verbunden ist. Die Aufsätze, die sich auf dieselben Persönlichkeiten und Gegenstände beziehen, aber zu verschiedenen Zeiten erschienen sind, mußten von einander getrennt bleiben. Aber durch diesen Mangel, der nicht zu vermeiden war, werden die hervorgehobenen Vorteile wohl nicht aufgewogen, zumal da demselben durch reichliche Kreuzverweisungen und ein ausführliches systematisches Verzeichnis am Schlusse nach Möglichkeit abgeholfen ist. Es kann sich eben hier nur darum handeln, das relativ Bessere zu wählen, da eine alle Ansprüche befriedigende Anordnung dieser Aufsätze nicht möglich erscheint.

Der Inhalt unserer beiden Bände stimmt im allgemeinen mit dem des 29. Bandes der Hempelschen Ausgabe überein. Die Recensionen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen und der Aufsatz „Zum Shakespearestag" wurden dem 26. Bande (kleinere Prosaschriften aus der Zeit vor der Übersiedelung nach Weimar) überwiesen, die Besprechungen von Heinrich Füßli, Vorlesungen über die Malerei, und Kratzeisen, Bildnisse ausgezeichneter Griechen und Philhellenen erscheinen im 30. Bande, der die Aufsätze zur bildenden Kunst enthält. Fortgefallen ist die Betrachtung „über Lavaters Pontius Pilatus" (Hempel 29, 108), da sie nach der Art, wie Hegner (Beiträge zur nähern Kenntnis Lavaters S. 153) sie mitteilt, unzweifelhaft aus einem Briefe stammt (vergl. dazu auch Weimarer Ausgabe IV, 6, 429), die Fortsetzung der Recension einiger italienischer Zeitungen (Hempel 29, 658), ebenfalls eine briefliche Mitteilung, die in

unsere Ausgabe als Anmerkung zu S. 21 des 23. Bandes aufgenommen ist, und ferner „Über die Faustsage" (Hempel 29, 341). Die Notiz war eine Beilage zu Goethes Brief an Zelter vom 20. November 1829, und da sonst nirgends die zahlreichen Mitteilungen dieser Art, die sich bei Briefen Goethes finden, in die Werke aufgenommen wurden, wenn sie nicht von ihm selbst oder den Herausgebern des Nachlasses abgedruckt waren, so war nicht zu erkennen, weshalb hier von diesem Grundsatz abgegangen werden sollte. Übereinstimmend mit W. Frhrn. von Biedermann habe ich die wenigen Zeilen zur Einführung von „Des jungen Feldjägers Landsmann" unterdrückt, da sie gewiß nicht von Goethe stammen; dagegen den Aufsatz über die Hofdame von Elsholtz schließlich aus den in der Anmerkung dazu (Bd. 32, S. 402) angeführten Gründen wieder aufgenommen.

Auch im übrigen ist unsere Ausgabe durch einige von Biedermann nicht aufgenommene oder erst später bekannt gewordene Aufsätze nicht unbeträchtlich vermehrt. Das Schreiben „Weimarischer neudekorierter Theatersaal. Dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte durch Schiller" (Bd. 31, S. 43) war seinem Hauptinhalt nach unter die Aufsätze zur Litteratur einzureihen, während es bisher unter denen zur Kunst stand. Als Anhang zu dieser Einleitung erscheint das von Goethe veröffentlichte Lob- und Spottgedicht auf Kaiser Rudolph von Habsburg.

Im siebenten Bande des Goethe-Jahrbuchs S. 298 ist von G. Wustmann eine „Gelegentliche Bitte bei Herders Tode", unterzeichnet „v. G.", aus der Zeitung für die elegante Welt vom 7. Januar 1804 ohne weitere Bemerkung abgedruckt und dadurch der Vermutung Ausdruck gegeben, daß die Notiz von Goethe stamme. Schon von Biedermann hat im Archiv für Litteraturgeschichte (XV, 383) dazu bemerkt „selbstverständlich nicht von Goethe", und es erscheint in der That unbegreiflich, daß jemand es für möglich halten konnte, daß diese Zeilen von Goethe herstammen. In den Texten sind durchgängig die ersten Drucke aufs gewissenhafteste wiedergegeben. Den Grundsätzen unserer Ausgabe gemäß mußte die Schreibung einheitlich gestaltet werden; doch ist der Lautwert dadurch nirgends geändert. Schon W. von Biedermann hat dasselbe Verfahren beobachtet; er hat aber überall die Formen ergetzen, Hilfe, gleichgiltig mit ihren Ableitungen eingesetzt, während sich in den ersten Drucken ohne Ausnahme ergötzen, Hülfe, gleichgültig u. s. w. findet. Wir haben infolge dessen diese Formen bestehen lassen. Sonst war nur in ganz geringfügigen Dingen an der trefflichen Bearbeitung von Biedermanns zu bessern. An den Satzzeichen ist möglichst wenig geändert worden, nur so viel, wie für das richtige Verständnis unbedingt nötig erschien.

Die Lesarten der späteren Drucke sind unter dem Texte angeführt worden, soweit sie vor dem Tode Goethes entstanden sind. Die nachher eingeführten Änderungen waren nur zu berücksichtigen, wo sie einen irgendwie verdorbenen Text zu bessern geeignet erschienen. Für zwei Aufsätze

(Bd. 31, S. 71 und 72) konnten zum erstenmal die Handschriften verglichen werden.

Die Anmerkungen habe ich möglichst kurz zu fassen gesucht. Nur diejenigen Briefstellen sind wörtlich angeführt, welche eine unmittelbare Beziehung auf den betreffenden Aufsatz haben und etwas einigermaßen Wesentliches zu seiner Entstehungsgeschichte oder Erläuterung beitragen. Bei weniger wichtigen begnügte ich mich mit Auszügen oder der Angabe des Datums und des Schreibers und Empfängers, um dem Leser möglichst vollständige Hinweise auf das vorhandene Material zu geben. Ich zweifle nicht, daß mir bei der großen Ausdehnung der betreffenden Litteratur noch manches entgangen ist; hoffentlich wird es nicht allzu viel sein. Selbstverständlich habe ich überall die so wertvollen Anmerkungen meines hochverehrten Vorgängers, des Freiherrn von Biedermann, verglichen. An den wenigen Stellen, wo ich sie einfach herübergenommen habe, habe ich dies durch ein dazugesetztes „v. B.“ kenntlich gemacht.

Durch gütige Nachweise unterstützten mich mein verehrter Lehrer Professor Michael Bernays in Karlsruhe, Herr Bibliothekar Dr. Küster in Hamburg, Herr Dr. Willem Smitt in Leipzig und mein lieber Freund Dr. Adolf Hauffen in Prag. Ihnen allen sei hiermit der wärmste Dank gesagt. Friedrich Zarncke, der meiner Arbeit andauernd seine fördernde Teilnahme lieh, kann ich ihn nur in die Ewigkeit nachrufen.

Leipzig, den 31. Oktober 1891.

Georg Witkowski.

Anhang.

Lob und Spottgedicht auf K. Rudolph von Habsburg.

(Mitgeteilt von Herrn Geheimen Rat von Goethe.)*)

(Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Zweiter Band. Frankfurt a. M. 1820. S. 388—390.)

Der kvninc von rome ne git ouch nicht vnde hat doch kvninges gût.
Er ne git ouch nicht er ist werlich rechte also ein lewe gemût.
Er ne git ouch nicht er ist kivsche gar.
Er ne git ouch nicht vnde ist doch wandels eyne.
Er ne git ouch nicht er mynnet got vnde eret reyne wib.
Er ne git ouch nicht ez en wan nye man so vollen komenen lib.
Er ne git ouch nicht er ist scanden bar.
Er ne git ouch nicht er ist wis vnd reyne.
Er ne git ouch nicht er richtet wol.
Er ne git ouch nicht er mynnet truwe vnde ere.
Er ne git ouch nicht er ist tugen vol.
Er ne git ouch leider nyeman nicht waz sol der rede mere?
Er ne git ouch nicht er ist eyn helt mit tzuchten vil gemeit.
Er ne git ouch nicht der kvninc rvdolf swaz eman von ym singet oder geseit.

*) Dieses kleine Lob- und Spottgedicht auf Rudolph von Habsburg findet sich unter den Gedichten des Meister Stolle, im zweiten Bande der Müllerschen Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII., XIII. und XIV. Jahrhundert, und zwar aus der eigenhändigen Wiedeburgschen Abschrift der Jenaischen Membran: ein aldt Meister-Gesangbuch abgedruckt. Aus gleicher Quelle liefert der nämliche Band der Müllerschen Sammlung ein kleines Gedicht des Unvertzagheten ähnlichen Inhalts, worin Rudolphs Unfreigebigkeit gegen die Meister als um so unverzeihlicher gerügt wird, da er doch das Singen, Geigen und Sagen derselben gerne höre. Dieses letztere lautet wie folgt:
Der kuninc rodolp mynnet got unde ist an truwen stete.
Der kuninc rodolp hat sich maniger scanden wol vursaget.
Der kuninc rodolp richtet wol unde hazet valsche rete:
Der kuninc rodolp ist eyn helt an tugenden unvurrzaget.
Der kuninc rodolp let sich dicke in hoen eren scouwen.
Der kuninc rodolp eret got und alle werde vrouwen.
Ich gan ym wol daz ym nach syner milte heil gesicht:
Der meister singen, gigen, sagen, daz hort er gerne und git yn darumme nicht.

Lob- und Spottgedicht auf K. Rudolph von Habsburg. Mit einem Briefe vom 14. Juni 1820 (abgedruckt im Archiv II, 272—274) übersandte Goethe an Büchler, den Sekretär der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde (s. S. 61 Anm.), ein Fakſimile aus dem Jenenser „Meister- oder Minnesänger-Kodex" „mit einigen Bemerkungen, welche jedoch nur als Anfragen zu betrachten sind, um eine entscheidende Aufklärung zu veranlassen". Diese Bemerkungen erwähnen zuerst die Schrift Wiedeburgs (s. oben), in der „der Wahrheit gemäß berichtet sei, daß in dem großen Bande mannigfaltigster Lieder mehrere Lobgedichte vorkommen, wodurch die Namen von Helden und Gönnern verewigt werden. Darunter ist aber das Lied auf König Rudolph eine sehr merkwürdige Erscheinung. Es tritt auf als Lob- und Spottgedicht, welches wohl kaum seinesgleichen haben möchte. Im Orient kommt der Fall öfter vor, daß Dichter sich mit ihren Gönnern, weil sie es an verdienter Belohnung fehlen lassen, feindselig überwerfen, und statt bisheriger Loblieder Schimpf- und Spottgedichte verbreiten. In unserm Falle ist merkwürdig, daß mannigfaltiges Lob durch einfachen Tadel refrainweise unterbrochen wird; jenes zählt die guten Eigenschaften des Fürsten auf, der Spott ist bloß auf seinen Geiz gerichtet, der, wenn Rudolph von Habsburg gemeint ist, wohl zu verzeihen sein möchte, da er, wie Vespasian, ein Reich wieder herzustellen hatte. Große, mächtige Feinde mußte er sich gewinnen, eine vielverzweigte Familie ausstatten und was nicht sonst? wobei freilich Sänger und Fiedler zu kurz kommen mochten." — Die Anregung Goethes wurde von Schlosser in der obigen Anmerkung verwertet. In Goethes Briefen an ihn findet sich nichts darauf Bezügliches, möglicherweise wurde der Gegenstand mündlich, als Schlosser Goethen im Oktober 1820 besuchte, verhandelt. — Die Gedichte des Meister Stolle, der etwa von 1258—1283 dichtete, sind bei v. d. Hagen, Minnesänger IV, 3—10 abgedruckt. Vergl. über ihn v. d. Hagen a. a. O. IV, 706 ff und Bartsch, Deutsche Liederdichter, Leipz. 1864, S. LV. — Ein ähnliches Spottgedicht auf König Rudolph von dem schulmeister von Ezzelingen bei v. d. Hagen II, 138, bei Bartsch S. 232. Vergl. auch v. d. Hagen IV, 452 f. — Der Unverzagete wird von Raumland (v. d. Hagen III, 65) als einer der besten Meister seiner Zeit gelobt. — Der Aufsatz von A. W. Schlegel steht a. a. O. S. 315 ff.

Man vergleiche übrigens Aug. Wilhelm Schlegels Abhandlung: „Gedichte auf Rudolph von Habsburg von Zeitgenossen", — in dem ersten Bande des von Friedrich Schlegel herausgegebenen Deutschen Museums.

In dem Wiedeburgschen Werke, das von Herrn Geheimen Rat von Goethe erwähnt wird, findet sich nichts Näheres in besonderer Beziehung auf dieses kleine Gedicht. Wiedeburgs Werk ist betitelt: „Ausführliche Nachricht von einigen alten deutschen poetischen Manuskripten aus dem 13. und 14. Jahrhundert, welche in der Jenaischen akademischen Bibliothek aufbehalten werden, herausgegeben von Basil. Christian Bernh. Wiedeburg. Jena, 1754. 4." Damals war der Bodmersche Abdruck des Manessischen Kodex noch nicht (er erschien erst 1758), wohl aber der Abdruck der Probe, vorhanden. Die Müllersche Sammlung erschien erst in den 80er Jahren Wiedeburg lieferte eine interessante Beschreibung von: I. Ein aldt Meister Gesang Buch auff Pergamen. II. Poema de amissione terrae sanctae (welches Gedicht mit Lücken, die hier ergänzt werden, Eccard in tomo II. script. histor. med. aevi. lieferte). III. Eyn Spigel der Menschen Selikeit. IV. Valentin Voigts Meister-Gesänge. Nebst einem Anhange. Von einer, in der Bibliothek der Jenaischen deutschen Gesellschaft (deren Sekretär W. war) befindlichen Sammlung von Meister-Gesängen Der Kodex, woraus Stolles kleines Gedicht genommen ist, ist der zuerst beschriebene. Schlosser.

1776.

Diesseitige Antwort auf Bürgers Anfrage wegen Übersetzung des Homers

(im ersten Stück des Deutschen Museums).

(Der Teutsche Merkur. Februar 1776. S. 193.)

Bürgers Anfrage ans Publikum wegen seiner Übersetzung des Homers konnte nicht ohne Antwort bleiben; freilich muß es teilweise seine Gesinnung zu erkennen geben; hier also die unsrige.

2. Diesseitige Antwort auf Bürgers Anfrage wegen Übersetzung des Homers. Am 26. Februar 1776 schickte Goethes Diener, Philip Seidel, in dessen Auftrag eine Abschrift dieser Antwort an Bürger, die wörtlich mit dem Druck übereinstimmt; nur steht statt „Auffrischung" (S. 2 Z. 10), Erfrischung" und statt des Grafen Marschall in der Liste der Kammerjunker von Igtritz. Bürger dankte am 9. März mit begeisterten Worten. Auch gegen Gleim und Boie gab er seiner Freude am 11. März Ausdruck; aber während dieser sie teilte, antwortete Gleim nur (am 14. März): „Die fürstliche Familie, der Hof, Wielands strebende Kraft, Goethens strebende Kraft = 65 St. Louisdor — Hm!" — Bürger zögert lange, ein öffentliches Versprechen, den Homer zu vollenden, zu geben. Goethe schreibt ihm im März 1778: „Sie erinnern sich der Unterzeichnung auf Ihrem Homer. In der Gesellschaft sind freilich zeither Veränderungen vorgegangen, indes hab ich ein und fünfzig Louisdor für Sie liegen. Schreiben Sie mir wohin ich sie schicken soll, denn ob Sie gleich, wie ich weiß, sich noch nicht mit dürren Worten zur Fortsetzung Ihrer Arbeit öffentlich erboten haben, so will doch die Aufforderung an Stolberg eben das sagen." Bürger antwortet am 26. März 1778, daß er die Absicht habe, seine deutsche Ilias zu vollenden; er habe nur deswegen noch keine öffentliche Anzeige davon gethan, weil er von der Zeit noch nichts Gewisses bestimmen könne. „Wie weit nun mir und meiner Sache unter solchen Umständen zu trauen sei, das muß ich derselben eignem Ermessen anheim geben." Darauf schickt Goethe am 20. April 1778 die 51 Louisdor. Vgl. auch Goethes spätere Äußerungen über die Angelegenheit in Briefen an den Großherzog Karl August (23. Dezember 1823), an Karl von Reinhard, den Herausgeber von Bürgers Werken, der sich nach der weimarischen Subskription bei ihm erkundigt hatte (2. Januar 1824), und an den Staatsrat Schultz (16. Mai 1829). — Die Anfrage war im „Deutschen Museum" Jänner 1776 mit der Überschrift „Prolog ans deutsche Publikum" erschienen, zugleich mit der Wiedergabe des fünften Gesanges der „Ilias" in Jamben. Bürger wies darin auf die Teilnahmlosigkeit hin, die seine früher (1771 in Klotzens Deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften VI, 1 ff.) veröffentlichten Bruchstücke einer Prosaübersetzung gefunden hätten, und fragte bei der Leserwelt an, ob sie einen Homer in der Art der hier vorgelegten Proben verlange. Denn es sei unsäglich mühsam, den Homer ohne Zusatz und Abgang poetisch zu

Daß Bürger Dichter ist, sind wir alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen kann und innig lieben muß, als einer, der selbst die größten epischen Anlagen hat, konnte man auch schon vermuten; daß Homers Welt wieder ganz in ihm auflebt, alles Vorgebildete lebendig, alles Lebende strebend wird, sieht man mit einem Blick auf die Übersetzung, mit zehn Versen in dem Original verglichen. Drum wünschen wir, daß er möge in guten Humor gesetzt werden, fortzufahren, daß er, nicht Belohnung seiner Arbeit, denn die belohnt sich selbst, sondern thätige Aufmunterung, Erfreuung und Auffrischung seines bürgerlichen Zustands vom Publiko erhalten möge. Denn es wird sich so leicht nicht wieder finden, daß ein Dichter von dem Gefühl so viel Liebe zu eines andern Werk fassen mag, und der glückliche Übersetzer so viele Thät- und Stätigkeit habe, um der standhafte Übersetzer zu werden.

Er fahre fort mit Lieb und Freude der Jugend, pflege Rat über sein Werk mit denen, die er liebt, denen er traut; lasse sich durch keine Kleinelei hindern und, wie sie sagen, zurechtweisen; strebe nach der goldnen, einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals: kurz, thue das seinige!

Aus unserer Gegend haben wir ihm hinwieder folgenden Antrag zu thun: Endesunterzeichnete verbinden sich, ihm die ausgeworfene Summe so bald zu übersenden, als er durch ähnliche Versicherung des übrigen Teutschlands in stand gesetzt worden ist, öffentlich anzeigen zu lassen, er sei entschlossen, fortzufahren und verspreche, indes die Ilias zu vollenden. Sie geben diese Summe als einen freiwilligen freundlichen Beitrag, ohne dafür ein Exemplar zu verlangen, und begnügen sich, wenn die Übersetzung auch im ganzen ihrer Hoffnung entspricht, zu etwas Ungemeinem mit Anlaß gegeben zu haben.

verdeutschen und er habe nicht anders Lust für das deutsche Publikum zu arbeiten, als wenn er vollkommen von dessen Begierde und Erkenntlichkeit versichert sei. Er wisse zwar, daß es viel zu karg und arm sei, ihn für seinen Homer wie der Britte Popen für den seinigen zu bereichern. Aus dem Munde der Edlen und Weisen des deutschen Volkes erwarte er die Antwort auf seine Frage. „Werden diese meine fernere Bemühung verbitten oder gar schweigen, die Thersiten aber kreischen, ohne daß die Edlen, die Ulysse, ihre güldnen Scepter auf die Höcker der Schreier herabschwingen, so bin ich keineswegs der Mann, der ungebeten sich zudrängen wird.“ Vgl. Sauer in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Bürgers Gedichten (D. Nat.-Litt. Bd. 78) S. XXVII ff. — Ohne Zweifel hat Goethe nicht nur die „Antwort“ verfaßt, sondern auch zu der Spende für den bedürftigen Dichter angeregt. Wie warm er für ihn gerade in dieser Zeit besorgt war, zeigt der Brief vom 2. Februar 1776 (Weim. Ausgabe IV, 3, 27).

Ihre Durchlauchten	der Herzog von Weimar	20	Louisdor.
	die Herzogin-Mutter	10	„
	die regierende Herzogin	10	„
	der Prinz Konstantin	10	„
Se. Excellenz, der Herr Geheime Rat und Obermarschall von Witzleben		2	„
„ „ der Herr Geheime Rat Graf von Puttbus		1	„
„ „ der Herr Geheime Rat und Kammerpräsident von Kalb		1	„
Herr Graf Marschall		1	„
Herr Baron von Hohenthal		2	„
Herr Kammerherr von Kalb		1	„
Herr Kammerherr von Seckendorff		1	„
Herr Hof- und Regierungsrat von Einsiedel		1	„
Herr Hauptmann von Knebel		2	„
Herr Geheimer Sekretär Bertuch		1	„
Wieland		1	„
Goethe		1	„

Weimar, den 29. Februar 1776.

G.

1781.

Gespräch über die deutsche Litteratur.

Im Jahre 1781 gab Friedrich der Große seine Schrift „De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger," heraus. Vom Standpunkt seiner französischen Bildung aus, fast ohne jede Kenntnis der Entwicklung, die unsre Dichtung in den Jahrzehnten seiner Regierung erfahren hatte, aber voll der innigsten Liebe für die Sprache und Litteratur des Vaterlandes, sprach er nur Hoffnungen für die Zukunft aus, sah er in der vorhandenen Dichtung nichts, was sich den klassischen Litteraturen der andern Kulturvölker, vor allem der Franzosen, zur Seite setzen ließe. Den ungerechten Vorwurf des Königs, der zugleich der größte Deutsche seiner Zeit war, zu widerlegen, setzten sich sogleich zahlreiche Federn in Bewegung: es erwiderte ihm der treffliche Justus Möser, der wackere, nur etwas zu ängstliche Abt Jerusalem, dessen Schrift ins Französische übersetzt und dem Könige zugesandt wurde, außerdem manche andere weniger bedeutender Geister. Die merkwürdigste unter diesen Gegenschriften ist Goethes „Gespräch über die deutsche Litteratur", das zwar verloren ist, aber doch an dieser Stelle erwähnt werden muß. In Tagebucheintragungen vom 6. und 7. Januar 1781, in Briefen an den Herzog Karl August vom 18. und 25. Januar, an Frau von Stein vom 6., 18., 19. und 20. Februar (Weimarer Ausgabe III, 1, 127; IV, 5, Brief Nr. 1097, 1101, 1114, 1125, 1127, 1131) verfolgen wir die Arbeit des Dichters an der kleinen Schrift, am 20. Februar ward sie Knebel, der den großen König so genau kannte, vorgelesen, dann erhielt sie die Herzogin und Herder, am 18. März sandte sie Goethe an den befreundeten Gothaer Hof, im Herbste befand sie sich in Mercks Händen, er sollte sie an Goethes Mutter weiter geben und von der Frau Rat erwartete Goethe das Manuskript im November zurück. Mit diesen Nachrichten endet für uns die Geschichte des „Gesprächs über die deutsche Litteratur". Ob es zu Goethe zurückgelangt ist, ob es später irgendwie in Verlust geriet, wissen wir nicht; die Hoffnung, es im Goethe-Archiv wieder aufzufinden, hat sich leider nicht erfüllt. Doch sind wir über Tendenz, Form und Inhalt einigermaßen unterrichtet.

Goethe gehörte zu den vom König in seiner Schrift am heftigsten angegriffenen Autoren. „Voilà un Goetz de Berlichingen, qui paraît

sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes", hieß es darin. Aber trotzdem findet sich in seinen Äußerungen darüber keine Spur von Gereiztheit. „Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt," schreibt er am 21. Juni 1781 an Frau von Voigts, die Tochter Justus Mösers, „ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Überdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl kaum auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde, vielmehr, dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für das Große und Vornehme." Diese ruhige Unparteilichkeit sollte sicher auch in der Gegenschrift Goethes herrschen, das beweist die Form, die er ihr, nach einem Briefe Herders an Hamann vom 11. Mai 1781, gab. Er kleidete sie in ein Gespräch in einem Wirtshause zu Frankfurt, an der table d'hôte, wo ein Deutscher und ein Franzose sich über des Königs Schrift sur la littérature Allemande unterhalten. Allerdings scheint die Gegenüberstellung der beiden Disputierenden nicht bis zum Schluß durchgeführt zu sein, denn Herder rügte, daß hinten der Franzose als Deutscher spräche, und Goethe gab ihm darin recht (an Herder 23. März 1781). Vielleicht vereinigten sich beide Redende schließlich in dem Lobe des einzigen Königs, denn daß hier Goethe auch nicht den kleinsten Einwurf einer von ihm geschaffenen Gestalt in den Mund gelegt, ist bei der begeisterten „fritzischen" Gesinnung, die er seit den Kinderjahren hegte, gewiß.

Wohl aber mag gegen die französische Clique, die Friedrich umgab und in der Berliner Akademie ihr Organ fand, manches scharfe Wort gefallen sein; denn Herder, der mit diesem Institut durch mehrfache Beziehungen verbunden war, sah sich veranlaßt, beschwichtigend dazwischen zu treten. Durch ihn erfahren wir auch (in dem erwähnten Briefe an Hamann), daß Goethe die Absicht hegte, wie Jerusalem seine Schrift ins Französische übersetzen zu lassen und so herauszugeben, offenbar, um ihr den Zutritt zu Friedrich zu erleichtern. Das Gesamturteil Herders lautet: „Es sind einzelne schöne Gedanken darin; das Ganze aber hat mir nicht gnuggethan und die Einfassung nicht gefallen." Wer Herders oft übertrieben scharfe Art zu urteilen kennt, wird sich durch seine Worte noch nicht zu einer ungünstigen Meinung über die Arbeit Goethes verleiten lassen; aber selbst wenn sie richtig sein sollten, würde doch das Bedauern nicht vermindert, daß uns die wichtige Äußerung Goethes über die deutsche Gesamtlitteratur verloren ist, zumal sie aus einer Zeit stammt, in der seine Bemerkungen über Vorgänger und Mitstrebende spärlicher als sonst fließen. Vergl. Bernhard Suphan, Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Litteratur. Berlin 1888.

1786.

Ankündigung von Goethes Schriften in acht Bänden.

(Journal von und für Deutschland 1786. Sechstes Stück. S. 575. — Anzeiger des Teutschen Merkur, August 1786. S. CXVI. — Deutsches Museum. Oktober 1786. S. 386.)

Ihnen sind die Ursachen bekannt, welche mich endlich nötigen, eine Sammlung meiner sämtlichen Schriften, sowohl der schon gedruckten als auch der noch ungedruckten, herauszugeben.

Von der einen Seite droht wieder eine neue Auflage, welche wie die vorigen ohne mein Wissen und Willen veranstaltet zu werden scheint und jenen wohl an Druckfehlern und andern Mängeln und Unschicklichkeiten ähnlich werden möchte; von der andern Seite fängt man an, meine ungedruckten Schriften, wovon ich Freunden manchmal eine Kopie mitteilte, stückweise ins Publikum zu bringen.

Da ich nicht *viel* geben kann, habe ich immer gewünscht, das Wenige *gut* zu geben, meine schon bekannten Werke des

2. Ankündigung von Goethes Schriften in acht Bänden. Der Titel lautet im „Journal von und für Deutschland" und im „Merkur": „Des Herrn G. R. von Göthe sämmtliche Werke in acht Bänden. Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig," im „Deutschen Museum" nur: „Ankündigung von Göthens Werken." Der Text stimmt in diesen drei Drucken überein. Den Einzeldruck habe ich nicht gesehen. — Diese Nachricht ist in die Ankündigung der ersten berechtigten Ausgabe von Goethes Schriften durch den Verleger Bertuch eingeschoben. Er teilt sie angeblich aus einem Briefe Goethes an einen Freund mit. Die Anzeige ist aber ursprünglich zur Veröffentlichung bestimmt gewesen und die Briefform nur als Einkleidung gewählt worden, das beweisen die von L. Geiger (Goethe-Jahrbuch II, 395 ff.) mitgeteilten Stellen aus dem Briefwechsel der beiden Verleger Bertuch und Göschen (Bertuch an Göschen 29. Juni 1786: „Da er nun kommende Woche ins Karlsbad geht, und doch noch gern die Ankündigung entworfen sehen wollte, so setzte er mir gestern den verabredeten Brief-Extrakt dazu auf"). Die Ankündigung wurde in 2000 Exemplaren gedruckt und in einer Anzahl der gelesensten Journale veröffentlicht. In Karlsbad wurde sie durch den Aufseher des Sprudels verteilt. Vgl. auch Goethe-Jahrbuch V, 347 f. — 8 ff. Von ... möchte. Diese Bemerkung bezieht sich auf den Berliner Nachdrucker Christian Friedrich Himburg, der bereits dreimal (1775, 76, 1777 und 1779) Goethes bis dahin erschienene Werke in höchst fehlerhafter Weise herausgegeben hatte. — 11 ff. von ... bringen. Im Jahre 1785 hatte F. H. Jacobi ohne Goethes Erlaubnis dessen Gedicht „Prometheus" in seiner Schrift „Über die Lehre des Spinoza" veröffentlicht; außerdem waren in demselben Jahre Scenen aus „Iphigenie in Tauris" in Armbrusters „Schwäbischem Merkur" erschienen. — 14 f. Da ... geben. Der Wunsch, „das Wenige *gut* zu geben", erfüllte sich nicht in genügendem Maße. Denn da Goethe teilweise den Himburgschen Text der neuen Ausgabe zu Grunde legte, so blieben eine ganze Anzahl Entstellungen, die von dem Nachdrucker herrührten, stehen und gingen in die folgenden Drucke über. Näheres darüber bei M. Bernays, Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes (Berlin 1867).

Beifalls, den sie erhalten, würdiger zu machen, an diejenigen, welche geendigt im Manuskripte daliegen, bei mehrerer Freiheit und Muße den letzten Fleiß zu wenden und in glücklicher Stimmung die unvollendeten zu vollenden. Allein dies scheinen in meiner Lage fromme Wünsche zu bleiben; ein Jahr nach dem andern ist hingegangen, und selbst jetzt hat mich nur eine unangenehme Notwendigkeit zu dem Entschluß bestimmen können, den ich dem Publiko bekannt gemacht wünschte.

Sie erhalten in dieser Absicht eine Verteilung meiner sämtlichen Arbeiten in acht Bänden.

Erster Band. Zueignung an das deutsche Publikum. Die Leiden des jungen Werthers.

Zweiter Band. Götz von Berlichingen. Die Mitschuldigen.

Dritter Band. Iphigenie. Clavigo. Die Geschwister.

Vierter Band. Stella. Der Triumph der Empfindsamkeit. Die Vögel.

Fünfter Band. Klaudine. Erwin und Elmire. Lila. Jery und Bätely. Die Fischerin.

Sechster Band. Egmont, unvollendet. Elpenor, zwei Akte.

Siebenter Band. Tasso, zwei Akte. Faust, ein Fragment. Moralisch-politisches Puppenspiel.

Achter Band. Vermischte Schriften und Gedichte.

Von den vier ersten Bänden kann ich mit Gewißheit sagen, daß sie die angezeigten Stücke enthalten werden; wie sehr wünsche ich mir aber noch so viel Raum und Ruhe, um die angefangnen Arbeiten, die dem sechsten und siebenten Bande zugeteilt sind, wo nicht sämtlich, doch zum Teil vollendet zu liefern, in welchem Falle die vier letzten Bände eine andere Gestalt gewinnen würden. Das Übrige werden Sie nach Ihrer gefälligen Zusage gütigst besorgen.

6f. eine unangenehme Notwendigkeit. Eben die erwähnte Gefahr wiederholten Nachdrucks und der Bekanntmachung unvollendeter Arbeiten durch Indiskretion. — 15. Vierter Band. Die vier letzten Bände wurden anders geordnet und zwar folgendermaßen: Fünfter Band. Egmont (vollendet). Klaudine. Erwin und Elmire. Sechster Band. Tasso (vollendet). Lila. Siebenter Band. Faust (Fragment). Jery und Bätely. Scherz, List und Rache. Achter Band. Puppenspiel. Prolog zu Bahrdts Offenbarungen. Vermischte Gedichte. Künstlers Erdenwallen. Künstlers Apotheose. Die Geheimnisse (Fragment). Siehe auch die folgende Notiz. — 23 ff. Von den vier ... gewinnen würden. Am 29. Oktober 1786 beklagt sich Göschen, daß Goethe ihm durch das Avertissement, die Schriften unvollendet zu liefern, einen bösen Streich gespielt habe, da es ihm bei der Subskription viel Schaden thue.

1787.

Goethes Schriften. Erster bis vierter Teil.

(Goethes Schriften. Vierter Band 1787. Vorstoß.)

Schon zu der Zeit, da ich den Entschluß faßte, meine sämtlichen Schriften dem Publiko vorzulegen, wünschte ich den vier letzten Bänden eine andere als die angezeigte Gestalt geben zu können.

Die Möglichkeit, diesen Wunsch auszuführen, hat sich über mein Erwarten gezeigt, und ich darf jetzt hoffen, daß ich wenigstens keine ungeendigten Stücke, keine Fragmente dem Publiko werde mitteilen dürfen.

Ich werde die Muße, die mir gegönnt ist, zum Dienste derer anwenden, die an meinen Arbeiten einiges Gefallen haben können, und bitte nur dagegen um eine verlängerte Frist, deren Dauer ich zwar nicht bestimmen, wohl aber versichern kann, daß ich jeden freien Augenblick nutzen werde, um den fünften und sechsten Band aufs baldigste in die Hände des Publikums zu liefern.

von Goethe.

2. Goethes Schriften. Erster bis vierter Teil. Über der Anzeige steht: „Dieses Blatt wird beim Binden weggeschnitten." Sie ist deshalb nur in wenigen Exemplaren zu finden. — 8 ff. Die Möglichkeit ... mitteilen dürfen. In Italien erwachte Goethes Schaffenslust und Schaffensdrang von neuem in ungeahntem Maße. Iphigenie, Egmont und Tasso wurden geläutert und vollendet, die Ausfüllung der Lücken im Faust begonnen. Trotzdem wurde dieser und „Elpenor" den „Schriften" nur als Fragment eingefügt. — 14. eine verlängerte Frist. Der fünfte Band erschien 1788, der achte 1789, der sechste und siebente 1790.

1791.

Ankündigung eines Werks über die Farben, vom Hrn. G. R. von Goethe.

(Journal des Luxus und der Moden. Sechster Band. Jahrgang 1791. Intelligenz-Blatt Nr. 9. September. S. CI—CIII.)

Es ist meinen Freunden und einem Teil des Publici nicht unbekannt, daß ich seit mehrern Jahren verschiedene Teile der Naturwissenschaft mit anhaltender Liebhaberei studiere, und ich habe deswegen manchen freundlichen Vorwurf erdulten müssen, daß ich aus dem Felde der Dichtkunst, wohin uns so gern jedermann folgt, in ein anderes hinübergehe, in das uns nur wenige begleiten mögen.

Durch den kleinen Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, haben sich diese Beschwerden eher vermehrt als vermindert; denn indem ich mit demselben Kennern der Botanik von meinen Bemühungen Rechenschaft geben wollte, so mußte diese Schrift bloßen Liebhabern beinahe unlesbar werden.

Ich wage es gegenwärtig, das Publikum auf eine andere Arbeit aufmerksam zu machen, davon ich ihm einen Teil in kurzem vorzulegen gedenke. Sie beschäftigt sich mit den Farben, besonders denjenigen, welche man reine, ursprüngliche Farben nennen darf, die wir an völlig ungefärbten Körpern oder durch das Mittel ungefärbter Körper gewahr werden, wie die Farben sind, welche uns das Prisma, die Linse, die Wassertropfen und Dünste zeigen.

Ich werde zuerst das Prisma vornehmen und die Eigen-

2. Ankündigung eines Werks über die Farben, vom Hrn. G. R. von Goethe. Das angekündigte Werk sind Goethes „Beiträge zur Optik". Erstes Stück 1791. Zweites Stück 1792. — 8. Liebhaberei. Hier abweichend von dem gewöhnlichen Sinne = Neigung, liebevolle Beschäftigung. Vgl. Wilhelm Meisters Lehrjahre II, 4: „Ein Mädchen, das Rosen und andere Blumen herumtrug, bot ihm ihren Korb dar, und er kaufte sich einen schönen Strauß, den er mit Liebhaberei anders band und mit Zufriedenheit betrachtete." — 13 f. Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. Erschien 1790.

schaften dieses interessanten Instruments näher untersuchen. Es ist bekannt, daß auf der Würkung desselben die angenommene Farbentheorie beruht, und es verdient in mehrern Rücksichten allgemeiner bekannt zu sein, als es ist.

In der Jugend reizen uns wenigstens einige Zeit die Erscheinungen des Prisma; wir bewundern die Farben, die dadurch an allen Gegenständen sichtbar werden, und wir mögen bei reifern Jahren dieses Instrument, so oft wir wollen, vor die Augen nehmen, so entzückt uns der Glanz der Phänomene, die wir dadurch gewahr werden. Allein dieses Vergnügen dauert nicht lange; das Schauspiel ist prächtig, aber regellos, und wir legen bald, ohne darüber viel gedacht zu haben, mit geblendeten Augen das Glas aus den Händen.

Ein anderer Teil von Erfahrungen, die damit gemacht werden können, erfordert einen größern Apparat, welchen anzuschaffen und zu benutzen nur wenige Beruf und Gelegenheit haben.

Ich konnte mir in diesen Rücksichten den Wunsch nicht versagen, eine Anzahl Erfahrungen, an denen ich großes Vergnügen fand, und die mir und andern merkwürdig genug schienen, bekannt zu machen. Ich denke sie in einer gewissen Ordnung vorzutragen, so daß eine durch die andere gewissermaßen erklärt werde.

Wäre es meine Absicht, nur für Kenner zu schreiben, so würde es hinreichend sein, die Versuche in einer Reihe aufzustellen und die theoretische Ausführung und Anwendung einem jeden zu überlassen; da ich aber allgemeiner zu interessieren wünsche und man nicht leicht eine Folge von Versuchen vortragen kann, ohne daß der Verstand und die Einbildungskraft des Zuschauers und Zuhörers auch ihren Teil an der Unterhaltung verlangen, so werde ich der Notwendigkeit nicht ausweichen können, durch Theorie und Hypothese die vorzutragenden Erfahrungen einigermaßen zu verbinden; ja, man würde mir verzeihen, wenn ich mich genötigt sehen sollte, von jenem System einigermaßen abzuweichen, das ungeachtet aller Widersprüche, die es erdulten mußte, sich noch immer im ausschließlichen Ansehen erhalten hat.

Ich werde suchen, mich der möglichsten Deutlichkeit zu befleißigen; ebenso wird gesorgt werden, daß jedermann die vorgetragenen Versuche leicht und bequem anstellen könne. Zu der

32 ff. von jenem System . . . erhalten hat. Gemeint ist die Farbenlehre Newtons.

kleinen Schrift, welche Michael erscheint, werden die Tafeln nicht geheftet, sondern einzeln in einem Packet in der Form von Spielkarten ausgegeben werden. Ein Prisma von hellem Glase wird hinreichend sein, die angezeigten Erfahrungen außerhalb der dunkeln Kammer ohne weitern Apparat zu wiederholen.

Ich hoffe, das schöne Geschlecht, dessen Auge jedes Verhältnis der Farben so fein beurteilt, Künstler, welche den größten Teil ihres Lebens auf Betrachtung und Nachahmung der reizenden Harmonie wenden, welche über die ganze sichtbare Natur ausgebreitet ist, werden Anteil an meinen Bemühungen nehmen. Ich glaube, Lehrern der Jugend ein Mittel zu angenehmer Unterhaltung ihrer Zöglinge in die Hände zu geben, und wünsche, Liebhabern und Kennern der Naturlehre einigermaßen neu zu sein.

Weimar, den 28. August 1791.

Goethe.

1795.

Litterarischer Sansculottismus.

(Die Horen. Erster Jahrgang 1795. Fünftes Stück S. 50—56.)

In dem Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, und zwar im Märzstücke dieses Jahres, findet sich ein Aufsatz über Prosa und Beredsamkeit der Deutschen, den die Herausgeber, wie sie selbst bekennen, nicht ohne Bedenken einrückten. Wir unsrerseits tadeln sie nicht, daß sie dieses unreife Produkt aufnahmen; denn wenn ein Archiv Zeugnisse von der Art eines Zeitalters aufbehalten soll, so ist es zugleich seine Pflicht, auch dessen Unarten zu verewigen. Zwar ist der entscheidende Ton und die Manier, womit man sich das Ansehn

2. Litterarischer Sansculottismus. Die von Schiller herausgegebenen „Horen", zu deren Mitarbeitern neben fast allen führenden Geistern jener Zeit in Deutschland auch Goethe gehörte, wurden von den geringeren Zeitschriften aufs heftigste und niedrigste gleich nach ihrem Erscheinen befehdet. Einen dieser Angriffe erwidert Goethe hier, das große Strafgericht erfolgte ein Jahr später in den „Xenien". Der Aufsatz „Über Prose (so!) und Beredsamkeit der Deutschen" erschien in der von Goethe genannten Zeitschrift, März 1795, S. 249—254, und April 1795, S. 373—377. Den zweiten Teil scheint Goethe nicht gelesen zu haben. Die Herausgeber fügten eine Vorerinnerung hinzu, in der sie die Aufnahme des Artikels mit ihrer Unparteilichkeit zu rechtfertigen suchten. Der zweite Teil hat am Schluß die Bemerkung: „Die Fortsetzung künftig"; doch ist weiter nichts erschienen. — Das Septemberheft des „Archivs" (S. 239—245) brachte eine Erwiderung auf den „Litterarischen Sansculottismus" unter dem Titel „Berichtigung eines auffallenden Mißverständnisses in den Horen" vom Verfasser der ersten Aufsätze. Die Unterschrift lautet „Dr. v. R—n". und (unter der Replik) „F. B. v. R—n". v. Biedermann vermutet auf Grund der ersten Friedrich von Rebmann als Verfasser. In der Erwiderung behauptet Fr. v. R., der Verfasser des Horen-Aufsatzes habe ihn mißverstanden, so daß er diesen geschrieben haben und dabei noch Verfasser des Aufsatzes in dem Archiv sein könne, daß er den verdienst- und talentvollsten unsrer Schriftsteller die gerechtesten Lobsprüche erteilen könne, ohne von seiner Rüge auch nur ein Wort zurückzunehmen oder zu mildern. Er beklagt sich aufs bitterste über die Herausgeber des „Archivs", die dadurch, daß sie die Namen der angegriffenen Schriftsteller strichen und an ihre Stelle ein unbestimmtes „der erste, der zweite" u. s. w. setzten, ihn als einen tückischen Schleicher hätten sprechen lassen und seine Charakterzeichnungen der Schriftsteller sogleich an der Spitze als Karikaturen bezeichnet hätten. Die Redaktoren fügten noch eine Nacherinnerung hinzu. — Von einzelnen wurde der „Litterarische Sansculottismus" Schiller zugeschrieben (Schiller an Goethe 23. Dezember 1795). Auch Körner scheint über den Verfasser im Unklaren gewesen zu sein. Er schreibt an Schiller am 15. Juni 1715 nur: „In dem Aufsatz über litterarische Sansculotten sind gute Bemerkungen und ein anständiger Ton." — Da die Sansculotten, zum größten Teil aus dem Abschaum des französischen Pöbels bestehend, die extremste Umsturzpartei bildeten, so ist hier das Wort „Sansculottismus" als Bezeichnung für pöbelhafte Frechheit, die alles Bestehende in den Kot stürzen will, gewählt.

eines umfassenden Geistes zu geben denkt, in dem Kreise unserer Kritik nichts weniger als neu; aber auch die Rückfälle einzelner Menschen in ein roheres Zeitalter sind zu bemerken, da man sie nicht hindern kann; und so mögen denn die Horen dagegen in demjenigen, was wir zu sagen haben, ob es gleich auch schon oft und vielleicht besser gesagt ist, ein Zeugnis aufbewahren, daß neben jenen unbilligen und übertriebenen Forderungen an unsre Schriftsteller auch noch billige und dankbare Gesinnungen gegen diese verhältnismäßig zu ihren Bemühungen wenig belohnte Männer im stillen walten.

Der Verfasser bedauert die Armseligkeit der Deutschen an vortrefflich klassisch prosaischen Werken und hebt alsdann seinen Fuß hoch auf, um mit einem Riesenschritte über beinahe ein Dutzend unserer besten Autoren hinwegzuschreiten, die er nicht nennt und mit mäßigem Lob und mit strengem Tadel so charakterisiert, daß man sie wohl schwerlich aus seinen Karikaturen herausfinden möchte.

Wir sind überzeugt, daß kein deutscher Autor sich selbst für klassisch hält, und daß die Forderungen eines jeden an sich selbst strenger sind als die verworrnen Prätensionen eines Thersiten, der gegen eine ehrwürdige Gesellschaft aufsteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere, die aber erwarten kann, daß man sie zu schätzen wisse.

Ferne sei es von uns, den übelgedachten und übelgeschriebenen Text, den wir vor uns haben, zu kommentieren. Nicht ohne Unwillen werden unsre Leser jene Blätter am angezeigten Orte durchlaufen und die ungebildete Anmaßung, womit man sich in einen Kreis von Bessern zu drängen, ja Bessere zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen denkt, diesen eigentlichen Sansculottismus, zu beurteilen und zu bestrafen wissen. Nur weniges werde dieser rohen Zudringlichkeit entgegengestellt.

Wer mit den Worten, deren er sich im Sprechen oder Schreiben bedient, bestimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke klassischer Autor, klassisches Werk höchst selten gebrauchen. Wann und wo entsteht ein klassischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen

Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Konsequenz nicht vermißt; wenn er selbst, vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangnen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisieren; wenn er seine Nation auf einem hohen Grade der Kultur findet, so daß ihm seine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien gesammelt, vollkommene oder unvollkommene Versuche seiner Vorgänger vor sich sieht und so viel äußere und innere Umstände zusammentreffen, daß er kein schweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in einem Sinne auszuführen fähig ist.

Man halte diese Bedingungen, unter denen allein ein klassischer Schriftsteller, besonders ein prosaischer möglich wird, gegen die Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, so wird, wer klar sieht und billig denkt, dasjenige, was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern und das, was ihnen mißlang, anständig bedauern.

Eine bedeutende Schrift ist wie eine bedeutende Rede nur Folge des Lebens; der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vorteil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fordern.

Aber auch der deutschen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographische Lage sie eng zusammenhält, indem ihre politische sie zerstückelt. Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland klassische Werke vorbereiten könnten.

Und so ist der ungerechteste Tadel derjenige, der den Gesichtspunkt verrückt. Man sehe unsere Lage, wie sie war und ist, man betrachte die individuellen Verhältnisse, in denen sich deutsche Schriftsteller bildeten, so wird man auch den Standpunkt, aus dem sie zu beurteilen sind, leicht finden. Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusammenfänden und nach einer Art, in einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten. Zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; von der Vorliebe für

dieses oder jenes Beispiel einheimischer oder fremder Litteratur hingerissen; zu allerlei Versuchen, ja Pfuschereien genötigt, um ohne Anleitung seine eigene Kräfte zu prüfen; erst nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen soll; durch Praktik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publikum ohne Geschmack, das das Schlechte nach dem Guten mit ebendemselben Vergnügen verschlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntschaft mit der gebildeten, aber durch alle Teile des großen Reichs zerstreuten Menge; gestärkt durch mitarbeitende, mitstrebende Zeitgenossen. So findet sich der deutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für seinen Unterhalt, Sorge für eine Familie sich nach außen umzusehen zwingt, und wo er oft mit dem traurigsten Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achtet, sich die Mittel verschaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein ausgebildeter Geist sich allein zu beschäftigen strebt. Welcher deutsche geschätzte Schriftsteller wird sich nicht in diesem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, früher die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalkultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen! Denn die Bildung der höheren Klassen durch fremde Sitten und ausländische Litteratur, so viel Vorteil sie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutschen als Deutschen sich früher zu entwickeln.

Und nun betrachte man die Arbeiten deutscher Poeten und Prosaisten von entschiednem Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten sie auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Überzeugung! So ist es zum Beispiel nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß ein verständiger, fleißiger Litterator durch Vergleichung der sämtlichen Ausgaben unsres Wielands, eines Mannes, dessen wir uns trotz dem Knurren aller Smelfungen mit stolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den stufenweisen Korrekturen dieses unermüdet zum bessern arbeitenden Schriftstellers die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerksame Bibliothekar sorge, daß eine solche Sammlung aufgestellt werde, die jetzt noch möglich ist, und das sol-

31. Smelfungen. In Lorenz Sternes „Empfindsamer Reise" tritt ein Reisender Smelfungus auf, der alles tadelt. — 32 ff. allein ... entwickeln können. Diese Voraussagung Goethes ist bisher leider nur in sehr geringem Maße eingetroffen.

gende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wissen.

Vielleicht wagen wir in der Folge, die Geschichte der Ausbildung unsrer vorzüglichsten Schriftsteller, wie sie sich in ihren Werken zeigt, dem Publikum vorzulegen. Wollten sie selbst, so wenig wir an Konfessionen Ansprüche machen, uns nach ihrem Gefallen nur diejenigen Momente mitteilen, die zu ihrer Bildung am meisten beigetragen haben, und dasjenige, was ihr am stärksten entgegengestanden, bekannt machen, so würde der Nutzen, den sie gestiftet, noch ausgebreiteter werden.

Denn worauf ungeschickte Tadler am wenigsten merken, das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen, indem sie sich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem Gegenstande angemessenen Stil gelangen können, wem sind sie es schuldig als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts mit einem unablässigen Bestreben, unter mancherlei Hindernissen sich jeder auf seine eigene Weise ausgebildet haben? Dadurch ist eine Art von unsichtbarer Schule entstanden, und der junge Mann, der jetzt hineintritt, kommt in einen viel größeren und lichteren Kreis als der frühere Schriftsteller, der ihn erst selbst beim Dämmerschein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichsam nur zufällig, erweitern zu helfen. Viel zu spät kommt der Halbkritiker, der uns mit seinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag ist angebrochen, und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.

Üble Laune läßt man in guter Gesellschaft nicht aus, und der muß sehr üble Laune haben, der in dem Augenblicke Deutschland vortreffliche Schriftsteller abspricht, da fast jedermann gut schreibt. Man braucht nicht weit zu suchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzählung, einen reinen Aufsatz über diesen oder jenen Gegenstand zu finden. Unsre kritischen Blätter, Journale und Kompendien, welchen Beweis geben sie nicht oft eines übereinstimmenden guten Stils! Die Sachkenntnis erweitert sich beim Deutschen mehr und mehr, und die Übersicht wird klärer. Eine würdige Philosophie macht ihn trotz allem Widerstand schwankender Meinungen mit seinen Geisteskräften immer bekannter und erleichtert ihm die Anwendung derselben. Die vielen Beispiele des Stils, die Vorarbeiten und Bemühungen so mancher Männer

33. Eine würdige Philosophie. Die Kantische.

setzen den Jüngling früher in stand, das, was er von außen aufgenommen und in sich ausgebildet hat, dem Gegenstande gemäß mit Klarheit und Anmut darzustellen. So sieht ein heitrer, billiger Deutscher die Schriftsteller seiner Nation auf einer schönen Stufe und ist überzeugt, daß sich auch das Publikum nicht durch einen mißlaunischen Krittler werde irre machen lassen. Man entferne ihn aus der Gesellschaft, aus der man jeden ausschließen sollte, dessen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmutig, die Teilnehmenden lässig und die Zuschauer mißtrauisch und gleichgültig machen könnten.

1796.

Versuch über die Dichtungen.

(Die Horen. Zweiter Jahrgang 1796. Zweites Stück. S. 20—55.)

Keine seiner Fähigkeiten ist dem Menschen werter als die Einbildungskraft. Das menschliche Leben scheint so wenig auf Glück berechnet, daß man nur mit Hilfe einiger Schöpfungen und gewisser Bilder, nur durch glückliche Wahl unserer Erinnerungen die verteilten Freuden der Erde sammeln und nicht durch die Kraft der Philosophie, sondern durch die weit mächtigere Wirkung der Zerstreuungen gegen die Leiden zu kämpfen vermag, die uns das Schicksal auflegt.

Man hat viel von den Gefahren der Einbildungskraft gesprochen, und es wäre unnütz, aufzusuchen, was eine unfähige Mittelmäßigkeit oder eine strenge Vernunft hierüber wiederholt haben. Die Menschen werden nicht aufgeben, sich interessieren zu lassen, und diejenigen, die das Talent besitzen, uns zu rühren, werden noch weniger Verzicht thun, es mit Glück auszuüben.

Die kleine Anzahl notwendiger und gewisser Wahrheiten wird niemals Geist und Herz völlig befriedigen; wer sie entdeckt, hat ohne Zweifel den höchsten Ruhm; aber auch nützlich für

2. Versuch über die Dichtungen. Übersetzung des „Essai sur les Fictions par Mme. la Baronne de Staël. 1795“ (Oeuvres complètes. Paris 1820. II, 173—216). — Goethe unternahm die Übersetzung, um Schiller, der für die „Horen“ notwendig Stoff brauchte, solchen zu liefern, daneben vielleicht auch in der Absicht, der Verfasserin damit eine Galanterie zu erweisen (vgl. Goethe an Schiller 6. Oktober 1795). Er beabsichtigte selbst sich in einer kleinen Vorrede an den Herausgeber der „Horen“ über die Art zu erklären, wie bei der Übersetzung verfahren worden sei, und Schiller sollte Anmerkungen hinzufügen. Doch ist keins von beiden geschehen. Am 13. Oktober, in Eisenach, war die Übersetzung vollendet, von der Goethe in einem Briefe an Schiller von diesem Tage (abgedruckt „Frankfurter Zeitung“ 20. Juni 1884 Nr. 172 Beilage) sagt: „Eine weibliche Methode und die französische Sprache machten mir viel zu schaffen und besonders auch die Annäherung ihrer Meinungen an die unsrigen und die ewigen Alters.“ Schiller urteilt über die Abhandlung der Staël (an Goethe 26. Oktober): „Das Produkt ist mit vielem Geiste geschrieben und da es darin mehr wetterleuchtet, als ordentlicher Tag ist, so qualifiziert es sich gar nicht übel zum Kommentieren.“ — Goethe hat die Arbeit nicht in die Werke aufgenommen, „vielleicht wegen sichtlicher Flüchtigkeit der Übersetzung“, wie v. Biedermann meint.

das menschliche Geschlecht haben die Verfasser solcher Werke gearbeitet, die uns rühren oder angenehm betrügen. Will man die Leidenschaften des Menschen mit metaphysischer Genauigkeit behandeln, so thut man seiner Natur Gewalt. Auf dieser Erde giebt es nur Anfänge; keine Grenze ist bezeichnet, die Tugend steht fest, aber das Glück schwebt im weiten, und wenn es eine Untersuchung nicht aushält, wird es durch sie vernichtet, wie glänzende Nebelbilder, aus leichten Dünsten emporsteigend, für den verschwinden, der durch sie hindurchgeht.

Demohngeachtet aber ist das Vergnügen, das die Dichtungen hervorbringen, nicht ihr einziger Vorteil; sie unterhalten, wenn sie zu den Augen sprechen, aber sie haben einen großen Einfluß auf das Moralische, wenn sie das Herz bewegen, und dies Talent ist vielleicht das mächtigste, um aufzuklären oder Richtungen zu geben.

In dem Menschen giebt es nur zwei deutlich zu unterscheidende Kräfte: die Vernunft und die Einbildungskraft; alle die andern, selbst die Empfindung, sind nur abhängig oder zusammengesetzt. Das Reich der Dichtungen ist deswegen wie das Reich der Einbildungskraft sehr ausgearbeitet; auch die Leidenschaften, anstatt ihr im Wege zu stehen, sind ihr willkommen. Die Philosophie muß die unsichtbare Gewalt sein, die ihren Wirkungen die Richtung giebt; aber wenn sie sich zu bald zeigte, würde sie den Zauber zerstören.

Ich werde deswegen, indem ich von Dichtungen spreche, sowohl ihren Gegenstand als ihren Reiz betrachten; denn in dieser Art Werken kann die Anmut ohne Nutzen bestehen, niemals aber der Nutzen ohne Anmut. Die Dichtungen sind berufen, uns zu verführen, und je fester man sich dabei einen moralischen oder philosophischen Zweck vorsetzte, desto mehr müßte man sie mit gefälligem Reiz ausstatten, um seinen Zweck zu erreichen, ehe ihn jemand gewahr werden könnte. In den mythologischen Dichtungen werde ich nur auf das Talent des Dichters sehen, da ihr religiöses Verhältnis nicht zu meiner Betrachtung gehört; ich werde von

27 f. Die Dichtungen sind berufen, uns zu verführen. Schiller fragt mit Bezug auf diese und einige weiter unten folgende Stellen am 26. Oktober bei Goethe an: „Sie haben einigemal den Ausdruck 'verführen' von der Poesie gebraucht; ich wünschte zu wissen, ob es bloß täuschen überhaupt bedeutet, weil verführen auch in ästhetischer Bedeutung einen Nebenbegriff hat.“ Im Original steht séduire, nicht tromper, Goethe hat also das Wort völlig sinngemäß wiedergegeben. — 31 ff. In den mythologischen Dichtungen ... zu meiner Betrachtung gehört. Im Original ist dieser Satz breiter ausgedrückt: „Dans les fictions mythologiques, je ne considérerai que le talent du poète; sans doute elles devroient aussi être examinées sous le rapport de

den Werken der Alten nach dem Eindrucke reden, den sie zu unsern Tagen machen, und ich werde nur von ihrem Talent, nicht von ihren Lehrsätzen mich unterhalten.

Die Dichtungen können in drei Klassen geteilt werden: 1. die wunderbaren und allegorischen Dichtungen; 2. die historischen; 3. die Dichtungen, wo alles zugleich erfunden und nachgeahmt ist, in denen nichts wahr, aber alles wahrscheinlich ist.

Wollte man hierüber ausführlich schreiben, so würde man ein weitläufiges Werk hervorbringen, das die meisten dichterischen Arbeiten begriffe; fast alles würde darin zur Sprache kommen; denn ein Gedanke kann nur vollkommen durch die Verbindung aller übrigen entwickelt werden. Aber meine Absicht ist, nur zu Gunsten der Romane zu schreiben, und ich werde zu zeigen suchen, daß ein Roman, der mit Feinheit, Beredsamkeit, Tiefe und Moralität das Leben darstellt, wie es ist, die nützlichste von allen Dichtungen sei, und ich habe aus diesem Versuch alles, was dahin nicht zielen möchte, entfernt.

I.

Die wunderbare Dichtung verursacht ein Vergnügen, das sich sehr bald erschöpft. Die Menschen müssen erst Kinder werden, um diese unnatürlichen Schilderungen zu lieben, um sich durch unwahre Darstellungen zu Schrecken und Neugierde reizen zu lassen.

Die Philosophen müssen erst wieder Volk werden, um nützliche Gedanken unter dem Schleier der Allegorie zu lieben. Die Mythologie der Alten enthält manchmal nur einfache Fabeln, wie sie die Leichtgläubigkeit, die Zeit und die Priester in allen abgöttischen Religionen fortgepflanzt haben; aber man kann sie auch öfter als eine Folge von Allegorien betrachten; man sieht personifizierte Leidenschaften, Talente oder Tugenden.

Ohne Zweifel gehört zu der Wahl dieser Dichtungen ein gewisses Glück, eine Gewalt der Einbildungskraft, die den Erfindern einen wahren Ruhm versichert. Sie haben eine Sprache geschaffen, dem Stile eine Gestalt gegeben und, um die poetischen Ideen in ihrer Würde zu erhalten, sie von der gemeinen Sprache gesondert.

leur influence religieuse, mais ce point de vue est absolument étranger à mon sujet.“ Außerdem gehört dazu eine längere Anmerkung, die Goethe fortgelassen hat.

3. Lehrsätzen. Im Urtext: leurs dogmes religieux. — 9 f. dichterischen Arbeiten. Für: „ouvrages littéraires.“ — 21. unnatürlichen. Für: „hors de la nature“ (außerhalb der natürlichen Welt befindlich). — 31. Gewalt. Für: „éclat“. — 32 ff. Sie haben eine Sprache ... von der gemeinen Sprache gesondert. Für: „ils ont figuré le style, et créé une langue, qui, rappelant toujours des idées

Werke, die zu diesen einmal angenommenen Fiktionen noch andere hinzuthun wollten, würden gar keinen weitern Nutzen haben.

Wunderbare Dichtungen erfälten immer die Empfindungen, denen man sie beigesellt. Wenn man nur Bilder verlangt, die gefallen sollen, so ist es erlaubt, auf tausend Arten zu blenden. Man hat gesagt, die Augen seien immer Kinder, und es gilt noch vielmehr von der Einbildungskraft; sie verlangt nur, unterhalten zu sein, ihr Zweck ist in ihrem Mittel, sie dient, das Leben zu betrügen, die Zeit zu rauben, sie kann dem Tag die Träume der Nacht geben; ihre leichte Thätigkeit ist statt der Ruhe, indem sie zugleich alles, was rührt, und alles, was beschäftigt, entfernt. Aber wenn man sich des Vergnügens dieser Einbildungskraft zu einem moralischen Zwecke mit Konsequenz bedienen will, so muß man sowohl mehr Folge als mehr Einheit in den Plan legen. Jene Verbindung der Helden und der Götter, der Leidenschaften und der Gesetze des Schicksals schadet selbst den Gedichten Homers und Virgils; kaum verzeiht man dem Erfinder eine Gattung, deren Erfindung ihm so viel Ehre macht. Wenn Dido den Äneas liebt, weil sie unter den Zügen des Askanius den Amor an ihren Busen gedrückt hat, so bedauert man das Talent, das die Geburt dieser Leidenschaft durch das Gemälde der Bewegungen des Herzens viel besser gezeigt hätte. Wenn die Götter den Zorn, den Schmerz und den Sieg Achills befehlen, so kann man weder Jupitern noch den Helden bewundern; der eine ist ein abstraktes Wesen, der andere ein Mensch, durch das Schicksal unterjocht; die Allmacht des Charakters wird durch das Wunderbare verdeckt, das ihn umgiebt. Auch kommt bei dieser Art des Wunderbaren bald etwas Gewisses, bald etwas Unerwartetes vor; wir können deshalb nicht nach unsern eigenen Empfindungen fürchten oder hoffen und sehn uns auf diese Weise des schönsten Vergnügens beraubet. Wenn Priam den Leichnam Hektors von Achill zurückzuverlangen geht, so sollten mich die Gefahren, in die seine väterliche Liebe ihn stürzte, in Furcht setzen; ich sollte zittern, wenn ich ihn in das Zelt des schrecklichen Achills eintreten sehe, und sollte, in Ungewißheit bei allen Worten dieses unglücklichen Vaters, durch seine Beredsamkeit sowohl den Eindruck der Gefühle,

uniquement consacrées à la poésie, préserve de la vulgarité, qu'entraîneroit l'emploi continuel des expressions usées par l'habitude."

2. Hinter „keinen weitern Nutzen haben" ist ein Satz ausgelassen. — 16. schadet. In allen bisherigen Drucken „schaden".

die sie darlegt, als die Ahnung der Begebenheiten, die sie entscheiden wird, empfinden. Aber ich weiß schon, daß Merkur den Priam durch das Lager der Griechen führt, daß Thetis auf Befehl des Jupiters ihrem Sohn die Rückgabe des Leichnams befohlen hat; ich bin über Priams Unternehmen nicht mehr zweifelhaft, mein Geist ist nicht mehr aufmerksam, und ohne den Namen des göttlichen Homers würde ich eine Rede nicht lesen, die erst auf die Situation folgt, anstatt sie herbeizuführen.

Wenn ich sagte, daß auch etwas Unerwartetes im Wunderbaren sei, das die ganz entgegengesetzte Wirkung der erst getadelten Gewißheit hervorbringt und uns das Vergnügen raubt, was wir hoffen und wünschen vorauszusehen, meinte ich die Fälle, wenn die Götter die bestverknüpften Maßregeln reißen, ihren Günstlingen einen unwiderstehlichen Schutz gegen die größten Mächte verleihen und alles Verhältnis der Begebenheiten, wie sie dem Menschen angemessen sind, aufheben.

Ich gestehe wohl, die Götter nehmen hier nur den Platz des Schicksals ein, sie sind der personifizierte Zufall; aber bei Dichtungen ist es besser, seinen Einfluß zu entfernen. Alles, was erfunden ist, soll wahrscheinlich sein, alles, was uns in Erstaunen setzt, muß durch Verkettung moralischer Ursachen erklärt werden können; in solchen Werken entdeckt man alsdann ein philosophisches Resultat, und das Talent, das sie hervorbringt, übernimmt eine größere Arbeit; denn eingebildete oder wirkliche Situationen, aus denen man sich durch einen Machtstreich des Schicksals zieht, können keine Bewunderung erregen.

Ich wünschte, daß, indem man zum Menschen spricht, man auch die großen Wirkungen durch den Charakter des Menschen hervorbrächte. Hier ist die unerschöpfliche Quelle, aus der das Talent tiefe und schreckliche Schilderungen schöpfen kann; ja, selbst Dante hat seine höllischen Bilder nicht so weit getrieben, als die blutigen Verbrechen unserer Tage sich einander übertroffen haben.

Sind nicht in den epischen Gedichten, die wir wegen des Wunderbaren ihrer Fiktionen schätzen, eben die Stellen die er-

6. nicht fehlt im ersten Druck. — 22. in solchen Werken entdeckt man alsdann. Für: „c'est donner d'abord à ces sortes d'ouvrages.“ — 25 f. können keine Bewunderung erregen. Für: „sont toujours mal calculées.“ — 29. aus der. Im ersten Druck „aus denen“. — 30 ff. ja, selbst Dante ... übertroffen haben. Für: „et les enfers du Dante ont été moins avant que les crimes sanguinaires dont nous venons d'être les témoins.“

habensten, deren Schönheiten ganz unabhängig vom Wunderbaren sind? Was man in Miltons Satan bewundert, ist der Mensch; was von Achill übrig bleibt, ist sein Charakter; was man bei der Leidenschaft Reinalds zu Armiden vergessen möchte, ist die Zauberei, die sich zu den Reizen gesellt, die ihn entzündet haben. Was in der Äneis wirkt, sind die Empfindungen, die zu aller Zeit allen Herzen angehören, und unsere tragischen Dichter, die aus alten Schriftstellern Gegenstände wählten, haben sie fast ganz von den wunderbaren Maschinen abgesondert, die man meist an der Seite der · großen Schönheiten, wodurch die Werke des Altertums sich auszeichnen, wirksam findet.

Die Ritterromane lassen noch mehr die Unbequemlichkeit des Wunderbaren fühlen; bei ihnen schadet es nicht allein dem Interesse der Begebenheiten, sondern es mischt sich auch in die Entwickelung der Charaktere und Empfindungen. Die Helden sind riesenmäßig, die Leidenschaften überschreiten die Wahrheit, und eine eingebildete moralische Natur hat noch weit mehr Unbequemlichkeiten als die Wunder der Mythologie und der Feerei. Das Falsche ist inniger mit dem Wahren verbunden, und die Einbildungskraft selbst wirkt weniger; denn es ist hier die Rede nicht, zu erfinden, sondern zu übertreiben, was da ist, und eben, was in der Wirklichkeit sehr schön ist, in einer Art von Karikatur darzustellen, wodurch sowohl Tapferkeit als Tugend lächerlich werden könnten, wenn Geschichtschreiber und Moralisten die Wahrheit nicht wieder herstellten.

Doch muß man die menschlichen Dinge nicht nach ausschließlichen Grundsätzen richten; ich weiß daher das schöpferische Genie zu ehren, das jene poetischen Dichtungen hervorgebracht hat, auf denen der Geist so lange ruht und die zu so viel glücklichen und glänzenden Vergleichungen gedient haben; aber man kann wünschen, daß künftige Talente einen andern Weg einschlagen, und ich möchte jene lebhaften Seelen, denen Gespenster so oft als wahre Bilder erscheinen können, auf die einzige Nachahmung des Wahren einschränken oder vielmehr zu ihr erheben.

Bei den Werken, wo die Heiterkeit herrscht, könnte man ungern die lieblichen Dichtungen vermissen, von denen Ariost einen so schönen Gebrauch gemacht hat, und wirklich ist auch in dem glücklichen Zufall, der die Anmut des Herzens hervorbringt, keine

9. meist fehlt im Original. — 12. die Unbequemlichkeit. Für: „les inconvéniens.“ — 25 f. ausschließlichen Grundsätzen. Für: „idées absolues.“

Regel und kein Gegenstand. Der Eindruck kann nicht analysiert werden, das Nachdenken kann sich nichts davon zueignen. In dem Wahren findet man so wenig Ursache zur Fröhlichkeit, daß gewiß in den Werken, die ihr gewidmet sind, das Wunderbare manchmal nötig ist. Empfindung und Nachdenken erschöpfen sich nie; aber der Scherz ist ein Glück des Ausdrucks oder des Gewahrwerdens, dessen Rückkehr man nicht berechnen kann. Jede Idee, die Lachen erregt, könnte die letzte sein, die man jemals entdeckte; es ist kein Weg, der zu dieser Gattung führte; es giebt keine Quelle, aus der man mit Gewißheit schöpfen könnte. Man weiß, sie existiert, weil sie sich immer erneuert; aber man kennt weder die Ursache noch die Mittel. Der Ton des Scherzes bedarf mehr Begeisterung als der erhöhte Enthusiasmus selbst. Diese Heiterkeit in dichterischen Werken, die nicht aus einem Gefühl von Glück entsteht, diese Heiterkeit, von der der Leser weit mehr Genuß als der Schriftsteller hat, ist ein Talent, zu dem man auf einmal gelangt, das sich ohne Abstufung verliert, dem man wohl eine Richtung geben, an dessen Stelle man aber keine Fähigkeit des größten Geistes setzen kann. Wenn also das Wunderbare oft zu den Werken, die immer heiter sind, paßt, so mag wohl die Ursache sein, weil sie niemals die Natur vollkommen malen; niemals kann eine Leidenschaft, ein Schicksal, eine Wahrheit munter sein; nur aus einigen flüchtigen Schattierungen solcher ernsthafter Ideen können lächerliche Kontraste hervorspringen.

Es giebt eine Gattung, weit über diejenige erhaben, von der ich eben sprach, die zwar auch scherzhafte Situationen hervorbringt, ich meine die Werke des komischen Talents; aber eben der Vorzug, daß seine ganze Stärke auf natürlichen Charakteren und Leidenschaften beruht, würde ganz verändert und geschwächt werden, wenn man dabei das Wunderbare brauchen wollte. Mischte sich in den Charakter des Gil Blas, des Tartuffe, des Menschenfeindes irgend etwas Wunderbares, so würde unser Geist durch diese Werke weniger getroffen, weniger verführt werden.

Die Nachahmung des Wahren bringt immer größere Wirkungen hervor als übernatürliche Mittel. Ohne Zweifel erlaubt uns die

2. das Nachdenken ... zueignen. Für: „la réflexion n'a rien à en recueillir." — 6 f. des Gewahrwerdens. Für: „d'aperçus." — 12. Der Ton des Scherzes u. s. w. Für: „le don de plaisanter appartient beaucoup plus réellement à l'inspiration, que l'enthousiasme même le plus exalté." — 33. Werke. Für: „chefs d'oeuvre."

hohe Metaphysik anzunehmen, daß es über unsere Fassungskraft Gedanken, Gegenstände, Wahrheiten und Wesen giebt, die über alle unsere Begriffe reichen; aber da wir von diesen abstrakten Regionen nicht den mindesten Begriff haben, so können wir selbst mit unserm Wunderbaren ihnen nicht näher kommen; das Wunderbare bleibt vielmehr unter der Wirklichkeit, die wir kennen; übrigens begreifen wir nichts, als was mit der Natur des Menschen und der Dinge übereinstimmt. Alles also, was wir unsere Schöpfungen nennen, ist nichts als eine unzusammenhängende Versammlung von Ideen, die wir aus eben der Natur ziehen, von der wir uns zu entfernen suchen. In dem Wahren ist der göttliche Stempel. Man giebt zu, das Genie erfinde; und doch nur indem es entdeckt, vereinigt, darstellt das, was ist, verdient es den Ehrennamen eines Schöpfers.

Es giebt noch eine andere Art von Dichtungen, deren Wirkung mir noch geringer scheint als die des Wunderbaren; es sind die Allegorien. Mir scheint, daß sie den Gedanken schwächen, wie das Wunderbare das Gemälde der Leidenschaften entstellt. Unter der Form der Fabel haben die Allegorien manchmal dienen können, nützliche Wahrheiten allgemein zu machen; aber selbst dieser Ursprung ist ein Beweis, daß wenn man dem Gedanken diese Form giebt, man ihn herabzusenken glaubt, um ihn den Menschen überhaupt begreiflich zu machen. Wer Bilder braucht, um sich einen Begriff zu verschaffen, zeigt eine Schwäche des Geistes an; denn selbst einem Gedanken, den man auf diese Weise klar machen könnte, würde es doch bis auf einen gewissen Grad an Abstraktion und Feinheit mangeln. Die Abstraktion ist weit über alle Bilder; sie hat eine geometrische Genauigkeit, und man kann sie nicht anders als mit ihren bestimmten Zeichen ausdrücken. Die vollkommene Feinheit des Geistes kann durch keine Allegorie festgehalten werden; die Schattierungen der Darstellungen sind niemals so zart als metaphysische Ideen, und was man körperlich darstellen kann, wird niemals das Geistreich-Feinste des Gedankens sein. Aber außerdem, daß die Allegorie dem Gedanken, welchen sie ausdrücken will, schadet, sind die Werke dieser Gattung fast ohne irgend eine Art von Anmut. Der Zweck ist doppelt: man will eine moralische Wahrheit anschaulich machen und durch ihr Bild, durch die Fabel,

5. unserm. Im ersten Druck „unsern". — 20. Ursprung. Für: „exemple." — 35. eine. Im ersten Druck „einer".

einnehmen; immer mißglückt eins durch das Bedürfnis, das andere zu erreichen. Der abstrakte Begriff ist unbestimmt dargestellt, und das Gemälde hat keine dramatische Wirkung; es ist eine Fiktion in der Fiktion, an deren Begebenheiten wir keinen Anteil nehmen können, weil sie nur da sind, um philosophische Resultate vorzustellen, die man weit mühsamer begreift, als wenn sie rein metaphysisch ausgedrückt wären; man muß in Allegorien das Abstrakte von dem, was dem Bilde zugehört, sondern, die Begriffe unter dem Namen der Personen, die sie vorstellen, entdecken und das Rätsel zu erraten suchen, ehe man den Gedanken begreift. Wenn man erklären will, was dem sonst so angenehmen Gedichte Telemach Einförmigkeit giebt, so wird man finden, daß es die Figur des Mentors ist, die, zugleich wunderbar und allegorisch, auf doppelte Weise beschwerlich ist. Als wunderbar benimmt sie uns alle Unruhe über Telemachs Schicksal; denn man ist gewiß, daß die Götter ihn aus allen Gefahren siegreich herausführen werden; als allegorisch zerstört sie die ganze Wirkung der Leidenschaften, die aus dem innern Streite derselben entspringt. Die zwei Gewalten, welche die Moralisten in dem Herzen des Menschen unterscheiden, sind in Fenelons Gedicht als zwei Personen aufgestellt. Mentors Charakter ist ohne Leidenschaft und Telemach ohne Herrschaft über sich selbst; der Mensch steht zwischen beiden, und nun weiß man nicht, an welchem Gegenstand man teilnehmen soll.

Jene auffallenden Allegorien, wo, wie in Theleme und Macare der Wille reist, um das Glück zu finden, diese verlängerten Allegorien, in denen, wie in Spensers Fairy Queen, jeder Gesang eine Tugend als Ritter im Streite gegen ein Laster vorstellt, können uns eigentlich nicht anziehen, von welcher Art auch das Talent sei, das sie verziert. Ermüdet von dem romanhaften Teil der Allegorie, gelangt man zum Ende, und man hat nicht mehr Kraft, den philosophischen Sinn zu fassen.

Die Fabeln, in denen man die Tiere reden läßt, dienten im Anfang zu einer Art Gleichnis, in welcher das Volk leichter den Sinn begriff; nachher hat man daraus eine eigene Gattung

1. immer. Für: „presque toujours.“ — 11. dem sonst so angenehmen Gedichte. Für: „au charmant poëme.“ — 12. Telemach. Les avantures de Télémaque par Fénélon. 1717. — 25 f. Theleme und Macare. Voltaires „Thélème et Macare“, erschienen 1762 in den „Contes de Guillaume Vadé“. — 27. Spensers Fairy Queen. Allegorisches Gedicht. London 1590.

der Dichtkunst gemacht, in welcher viele Schriftsteller sich geübt haben. Es gab einen Mann, der sich einzig in dieser Laufbahn zeigte, dessen Naturell so vollkommen war, daß es weder zweimal entstehen, noch einmal nachgeahmt werden konnte. Ein Mann, der die Tiere reden läßt, als wenn sie eine Art von denkenden Wesen wären in einer Welt, in der weder Vorurteile noch Anmaßungen herrschen. Eben Lafontainens Talent entfernt von seinen Schriften die Idee der Allegorie, indem er den Charakter der Tierarten personifizieret und ihn nach seinen eigenen Verhältnissen ausmalt; das Komische seiner Fabeln kommt nicht aus Anspielungen, sondern es entspringt aus dem wahrhaften Bilde der Sitten der Tiere, die er auf den Schauplatz bringt. Notwendig war dieser Erfolg begrenzt, und alle andern Fabeln, die man in verschiedenen Sprachen versucht hat, teilen, indem sie zur Allegorie zurückkehren, auch ihre Unbequemlichkeit.

Die Werke voll Anspielungen sind auch eine Art Dichtung, deren Verdienst nur die Zeitgenossen recht lebhaft empfinden; die Nachwelt beurteilt diese Schriften, ohne auf das Verdienst der Wirkung zu sehen, die sie zu ihrer Zeit haben konnten, und ohne die Schwierigkeiten in Anschlag zu bringen, die ihre Verfasser zu überwinden hatten. Sobald das Talent in einem gewissen Bezuge arbeitet, verliert es seinen Glanz mit den Umständen, die es in Bewegung setzten. Hudibras zum Beispiel ist vielleicht eins von denen, worin man am meisten Witz findet; aber weil man immer in dem, was der Verfasser gesagt hat, aufsuchen muß, was er sagen wollte, weil Noten ohne Zahl nötig sind, um seine Scherze zu verstehen, und weil man, ehe man lachen oder teilnehmen kann, sich vorläufig unterrichten muß, so kann der Wert dieses Gedichts nicht mehr allgemein empfunden werden. Ein philosophisches Werk kann fodern, daß man nachforsche, um es zu verstehen; aber eine Dichtung, von welcher Art sie sei, bringt keine entschiedene Wirkung hervor, als wenn sie in sich selbst alles enthält, wodurch sie allen Lesern in allen Momenten einen vollkommenen Eindruck geben kann. Je mehr eine Handlung zu den gegenwärtigen Umständen paßt, desto nützlicher ist sie, deswegen ist ihr Ruhm unsterblich; die Werke des Schriftstellers aber ge-

15. Unbequemlichkeit, wie oben für „inconvéniens". — Nach „Unbequemlichkeit" fehlt ein großer Absatz. — 19. zu ihrer Zeit. Für: „à une autre époque." — 23. Hudibras, Samuel Butlers Hudibras. London 1663—1678. Komisches Epos voll politischer Anspielungen.

winnen nur, insofern sie sich von den gegenwärtigen Begebenheiten losmachen, um sich zur unveränderlichen Natur der Dinge zu erheben, und alles, was die Schriftsteller für den Augenblick thun, ist, wie Massillon sich ausdrückt, verlorne Zeit für die Ewigkeit.

Einzelne Gleichnisse, die auch gewissermaßen Allegorien sind, zerstreuen die Aufmerksamkeit weniger, und der Gedanke, der vor ihnen meist vorausgeht, wird nur durch sie aufs neue entwickelt; aber selten ist ein Gefühl oder ein Gedanke in seiner ganzen Stärke, wenn man sie durch ein Bild ausdrücken kann; das: sterben sollt' er! des alten Horaz hätte kein Bild vertragen. Wenn man das Kapitel des Montesquieu lieset, wo er, um den Despotismus zu schildern, ihn mit den Wilden der Louisiane vergleicht, so wünschte man an der Stelle dieses Bildes einen Gedanken des Tacitus oder des Verfassers selbst zu lesen. Freilich würde es zu streng sein, allen diesen Putz zu verbannen, dessen der menschliche Geist so notwendig hat, um von neuen Begriffen auszuruhen oder den bekannten Mannichfaltigkeit zu geben Die Bilder, die Schilderungen bringen den Zauber der Poesie hervor und beleben alles, was ihr ähnlich ist; aber was aus dem Nachdenken entspringt, erlangt eine größere Gewalt, eine weit mehr konzentrierte Kraft, wenn der Ausdruck des Gedankens seine Stärke nur aus ihm selbst nimmt.

Auch unter den Allegorien wie unter den wunderbaren Dichtungen finden wir Werke, die philosophische Ideen scherzhaft vortragen wollen; so ist das Märchen von der Tonne, Gulliver, Mikromegas, u. s. w. Ich könnte von dieser Gattung wiederholen, was ich von der andern gesagt habe: wenn man Lachen erregt, so ist der Zweck erfüllt; aber doch giebt es einen höhern Zweck in dieser Art von Schriften: man will einen philosophischen Gegenstand anschaulich machen, und es geschieht nur unvollkommen. Wenn die Allegorie an sich selbst unterhaltend ist, so merken die Menschen mehr auf die Fabel als auf das Resultat, und Gulliver

4. Massillon, Jean Baptiste (1663—1742), berühmter französischer Kanzelredner. — 5. Einzelne Gleichnisse ... Allegorien sind. Für: „Les comparaisons qui, jusqu'à un certain point, dérivent de l'allégorie." — 9 f. das: sterben sollt' er! des alten Horaz. Corneille, Horace III. 6. — 11. das Kapitel des Montesquieu. De l'esprit des lois liv. V. chap. 13. — 12. mit den Wilden der Louisiane. Für: „à l'action des sauvages de la Louisiane." — 14. des Verfassers selbst. Bei Mme. de Staël: „de l'auteur lui-même, qui tant de fois a surpassé les meilleurs écrivains de l'antiquité." — 25. das Märchen von der Tonne (1704) und Gullivers Reisen (1726) sind satirische Schriften Jonathan Swifts; der „Micromégas" ist eine Nachahmung der letzteren von Voltaire. — 31 f. merken auf. Für: „retient."

hat mehr als Märchen gereizt, als seine Resultate unterrichtet und moralisch gebessert haben. Die Allegorie wandelt immer zwischen zwei Klippen. Ist ihr Zweck zu deutlich ausgesprochen, so wird er lästig; ist er verborgen, so vergißt man ihn; versucht man die Aufmerksamkeit zu teilen, so kommt man in Gefahr, gar keine zu erregen.

II.

In dem zweiten Teil versprach ich von historischen Dichtungen zu reden, von Erfindungen nämlich, die auf wahre Begebenheiten gegründet sind.

Die Gegenstände der Tragödien sind meist aus der Geschichte genommen; doch wenn man so viele Empfindungen in einen Raum von vierundzwanzig Stunden und fünf Akten einschließen soll, oder wenn man seinen Helden in der Höhe der epischen Poesie erhalten will, so zeigt uns kein Mensch, keine Geschichte ein vollkommenes Muster. Hier ist Dichtung nötig; aber sie nähert sich nicht dem Wunderbaren. Es ist keine andere Natur; hier ist eine Wahl aus der, die vor uns liegt. Wir dürfen alsdann der poetischen Sprache nur das, was ihr eigen ist, nachgeben, so ist unser Herz der beste Richter der schönsten Situationen und der epischen oder dramatischen Charaktere; sie sind von der Geschichte entlehnt, nicht aber entstellt; sie sind von dem, was sie Sterbliches hatten, abgesondert und so gewissermaßen vergöttert; nichts ist außer der Natur in dieser Dichtungsart: natürliche Verhältnisse, natürlicher Gang; und wenn ein Mensch, der zum Ruhme geboren ist, ein Meisterstück wie die Henriade, den Gengiskan, Mithridat oder Tankred anhört, wird er bewundern, ohne zu staunen, er wird genießen, ohne an den Verfasser zu denken, und ohne hier die Schöpfung eines talentreichen Künstlers zu vermuten.

Aber es giebt eine andere Art von historischen Dichtungen, die ich völlig verbannt wünschte: es sind Romane auf die Geschichte gepfropft, wie die Anekdoten des Hofs Philipp Augusts

17 f. hier ist eine Wahl. In den „Horen" steht „hier ist keine Wahl"; im Original: „c'est un choix. Es folgt der bei Goethe fehlende Satz: „c'est le travail d'Apelles qui rassembloit les charmes épars pour en composer la beauté." — 26 f. die Henriade, Voltaires berühmtes episches Gedicht, Gengiskan, die Hauptperson in dessen Orphelin de Chine (v. B), Mithridat von Racine, Tankred von Voltaire. — 31 f. Romane auf die Geschichte gepfropft. Mme. de Staël verurteilt hier fast die gesamte Romanlitteratur, soweit sie der Zeit vor dem Auftreten Richardsons und seiner Nachfolger (1740) angehört. Denn fast alle diese Romane hatten zum Gegenstande willkürlich erfundene oder auf Grund spärlicher historischer Notizen breit aus-

und andere. Man könnte diese Romane artig finden, wenn man die bekannten Namen veränderte; aber jetzt stellen sich diese Erzählungen zwischen uns und die Geschichte, um uns Details zu zeigen, deren Empfindung, indem sie den gewöhnlichen Lauf des Lebens nachahmt, sich dergestalt mit dem Wahren verwirrt, daß man sie davon nicht wieder abscheiden kann.

Diese Gattung zerstört die Moralität der Geschichte, indem sie die Handlungen mit einer Menge Beweggründe, die niemals existiert haben, überladen muß, und reicht nicht an den Wert des Romans, weil sie, genötigt, sich an ein wahres Gewebe zu halten, den Plan nicht mit Freiheit und mit der Folge ausbilden kann, wie es bei einem Werk von reiner Empfindung nötig ist. Das Interesse, das ein schon berühmter Name für den Roman erregen soll, gehört zu den Vorteilen der Anspielungen, und ich habe schon zu zeigen versucht, daß eine Dichtung, die Erinnerungen statt Entwickelungen zu Hülfe nimmt, niemals in sich selbst vollkommen sei. Auch ist es übrigens gefährlich, die Wahrheit so zu entstellen; man malt in solchen Romanen nur die Verwickelungen der Liebe. Die übrigen Begebenheiten der Epoche, die man wählt, sind alle schon durch den Geschichtschreiber dargestellt; nun will man sie durch den Einfluß der Liebe erklären, um den Gegenstand seines Romans zu vergrößern, und so stellt man ein ganz falsches Bild des menschlichen Lebens auf. Man schwächt durch diese Dichtung die Wirkungen, welche die Geschichte hervorbringen sollte, von der man den ersten Gedanken geborgt hat, wie ein übles Gemälde dem Eindruck des Originals schaden kann, woran es durch einige Züge unvollkommen erinnert.

III.

Die dritte und letzte Abteilung dieses Versuchs soll von dem Vorzuge solcher Dichtungen handeln, in denen alles zugleich erfunden und nachgeahmt ist. Die Trauerspiele, deren Inhalt ganz erfunden ist, werden aber nicht in dieser Abteilung begriffen

geführte Liebesverhältnisse fürstlicher Personen, die künstlich mit den historischen Ereignissen verquickt waren.

25 f. ein übles Gemälde. Für: „une mauvaise copie d'un tableau." — 29 ff. Die dritte und letzte Abteilung ... nachgeahmt ist. Für: „La troisième et dernière partie de cet essai doit traiter de l'utilité des fictions, que j'ai appelées naturelles, où tout est à la fois inventé et imité, où rien n'est vrai, mais où tout est vraisemblable."

sein; sie malen eine erhöhtere Natur, einen hohen Stand und eine besondere Lage. Die Wahrscheinlichkeit dieser Stücke hängt von sehr seltenen Begebenheiten ab, aus denen nur wenig Menschen sich etwas zueignen können. Zwar nehmen die Dramen, die Komödien auf dem Theater denselben Rang ein, den die Romane unter den andern Dichtungsarten haben; auch hier erscheint das Privatleben und natürliche Umstände; aber die theatralischen Bedürfnisse hindern solche Entwickelungen, durch welche man das Beispiel zunächst auf sich beziehen kann. Man hat zwar dem Drama erlaubt, seine Personen anderswoher als aus der Klasse der Könige und Helden zu wählen; aber man kann nur starke Verhältnisse malen, weil man nicht die Zeit hat, die Schattierungen abzustufen. Das Leben ist nicht so eingeschränkt, nicht in Kontrasten, nicht theatralisch, wie ein Stück erfunden sein muß. Die dramatische Kunst hat andere Wirkungen, andere Mittel, andere Vorteile, von denen man besonders reden müßte; aber nur der neue Roman ist imstande, auf unsere Bildung durch das Gemälde unserer gewohnten Empfindungen nützlich zu wirken.

Man hat eine besondere Klasse für die philosophischen Romane errichten wollen, und hat nicht bedacht, daß alle philosophisch sein sollen. Alle sollen, aus der innern Natur des Menschen geschöpft, wieder zu seinem Innern sprechen, und hierzu gelangt man weniger, wenn man alle Teile der Erzählung auf einen Hauptbegriff richtet; denn man kann alsdann weder wahr noch wahrscheinlich in der Verbindung der Begebenheiten sein; jedes Kapitel ist eine Art von Allegorie, deren Begebenheiten nichts als das Bild des Grundsatzes darstellen, der nun folgen soll. Die Romane Candide, Zadik und Memnon, die übrigens so allerliebst sind, würden viel tiefer auf uns wirken, wenn sie erstlich nicht wunderbar wären, wenn sie ein Beispiel und kein Gleichnis darstellten, und dann wenn die Geschichte nicht gewaltsam auf einen Zweck hindeutete. Diesen Romanen geht es wie den Lehrmeistern, denen die Kinder nicht glauben, weil alles, was begegnet, zu der Lektion passen soll, die sie ihnen einschärfen wollen, da doch die

4 ff. Zwar nehmen die Dramen ... Dichtungsarten haben. Unter „Drama" ist hier das bürgerliche Schauspiel im Gegensatz zur hohen Tragödie zu verstehen. Es wird gemeinsam mit der Komödie der Tragödie und der Oper gegenübergestellt. — 11 f. starke Verhältnisse. Für: „situations fortes." — 21 f. Alle sollen ... Innern sprechen. Im Original: „tous doivent avoir un but moral." — 28. Candide ou l'Optimisme, Zadig ou la Destinée, Memnon ou la Sagesse humaine sind drei satirische Romane Voltaires.

Kinder schon ohngefähr merken, daß in dem wahren Gang der Begebenheiten weniger Regelmäßigkeit ist.

Aber in den Romanen Richardsons und Fieldings, die sich an der Seite des Lebens halten, um die Abstufungen, die Entwickelungen, die Inkonsequenzen der Geschichte des menschlichen Herzens darzustellen und doch dabei die beständige Rückkehr der Resultate aller Erfahrung zur Moralität der Handlungen und zum Vorteil der Tugend zu zeigen, sind die Begebenheiten erfunden, aber die Empfindungen dergestalt aus der Natur, daß der Leser oft glaubt, man rede mit ihm und habe nur die kleine Rücksicht genommen, den Namen der Person zu verändern.

Die Kunst, Romane zu schreiben, steht nicht in dem Rufe, den sie verdient; denn eine Menge ungeschickter Verfasser haben mit ihren elenden Arbeiten eine Gattung erdrückt, in der die Vollkommenheit das größte Talent erfodert, und in welcher jedermann mittelmäßig sein kann. Diese unzählbare Menge geschmackloser Romane hat fast die Leidenschaft selbst, welche sie schildern, abgenutzt, und man fürchtet sich, in seiner eigenen Geschichte das mindeste Verhältnis zu Situationen zu finden, welche sie beschreiben. Nur die Autorität großer Meister konnte diese Gattung wieder emporheben, ohngeachtet so viele Schriftsteller sie heruntergebracht[*] hatten. Wie sehr zu bedauern ist es, daß man solche Werke erniedrigt, indem man die häßlichen Gemälde des Lasters hineinmischte, und anstatt sich des Vorteils der Dichtung zu bedienen, um alles, was in der Natur belehren und als Muster dienen könnte, um den Menschen zu sammeln, geglaubt hat, daß man die gehässigen Gemälde der verdorbenen Sitten nicht ohne gute Wirkung darstellen könne, eben als wenn ein Herz, das sie abstößt, so rein bliebe, als das Herz, das sie niemals kannte.

Dagegen ist ein Roman, wie man sich davon einen Begriff machen kann, wie wir auch einige Muster haben, eine der schönsten Produktionen des moralischen Geistes. Sie wirkt mit stiller Gewalt auf die Gesinnungen der Privatpersonen, aus denen nach

3. Samuel Richardsons Romane, in denen zuerst an Stelle der äußeren Ereignisse die inneren Erlebnisse gesetzt wurden, waren „Pamela" (1740), „Clarissa Harlowe" (1749) und „Charles Grandison" (1753). — Henry Fielding, der seine Schöpfungen mit bewußter Absicht der gespreizten Empfindsamkeit Richardsons entgegenstellte, schrieb vor allem „Geschichte und Abenteuer von Joseph Andrews und seinem Freunde Herrn Abraham Adams" (1740), „Geschichte Tom Jones', des Findelkindes" (1750) und „Amalia" (1752). — 15. in welcher. In den früheren Drucken „in welchem". — 33. der Privatpersonen. Für: „des individus."

und nach die öffentlichen Sitten sich bilden. Demohngeachtet ist aus gewissen Ursachen die Achtung für das Talent, das nötig ist, um solche Werke hervorzubringen, nicht allgemein genug, da sie sich gewöhnlich der Liebe widmen, der gewaltsamsten, allgemeinsten und wahrsten aller Leidenschaften, diese aber ihren Einfluß nur über die Jugend ausübt und in den übrigen Epochen des Lebens nicht mehr zur Teilnahme aufruft.

Aber sind nicht alle tiefe und zärtliche Empfindungen von der Natur der Liebe? Wer ist zum Enthusiasmus der Freundschaft fähig, wer zur Ergebung im Unglück, wer zur Verehrung seiner Eltern, wer zur Leidenschaft für seine Kinder, als ein Herz, das die Liebe gekannt oder verziehen hat? Man kann Ehrfurcht für seine Pflichten haben, aber niemals sie mit frohem Hingeben erfüllen, wenn man nicht mit allen Kräften der Seele geliebt hat, wenn man nicht einmal aufgehört hat zu sein, um ganz in einem andern zu leben. Das Schicksal der Weiber, das Glück der Männer, die nicht berufen sind, Reiche zu regieren, hängt oft für das übrige Leben von dem Einfluß ab, den sie in der Jugend der Liebe auf ihre Herzen erlaubt haben; aber in einem gewissen Alter vergessen sie jene Eindrücke ganz und gar, sie nehmen einen andern Charakter an, beschäftigen sich mit andern Gegenständen und überlassen sich andern Leidenschaften.

Diese neuen Bedürfnisse müßte man auch zum Inhalt der Romane wählen; dann, scheint mir, würde sich eine neue Laufbahn denjenigen eröffnen, die das Talent besitzen, zu schildern und durch die innerste Kenntnis aller Bewegungen des menschlichen Herzens uns anzulocken. Der Ehrgeiz, der Stolz, die Habsucht, die Eitelkeit könnten Gegenstände zu Romanen werden, deren Vorfälle neuer und deren Begebenheiten ebenso mannigfaltig sein würden als diejenigen, die aus der Liebe entspringen. Wollte man sagen, daß die Schilderung jener Leidenschaften schon in der Geschichte aufgestellt wird, und daß man sie eigentlich da aufsuchen müsse, so läßt sich antworten, daß die Geschichte niemals zu dem Privatleben der Menschen reicht, nicht bis zu den Empfindungen und Charaktern, woraus keine öffentlichen Begebenheiten entsprungen sind.

Auch wirkt die Geschichte nicht auf uns durch ein moralisches

3f. da sie sich gewöhnlich der Liebe widmen. Für: „c'est qu'on les regarde comme uniquement consacrés à peindre l'amour.“

und unterhaltenes Interesse; das Wahre ist öfters unvollständig in seinen Wirkungen. Übrigens würde man durch Entwickelungen, die allein tiefe Eindrücke hinterlassen, den schnellen und notwendigen Gang der Erzählung aufhalten und einem historischen Werk eine Art von dramatischer Form geben, da es doch ein ganz anderes Verdienst haben soll. Endlich ist die Moral der Geschichte niemals vollkommen ausgesprochen, entweder weil man nicht beständig und mit Gewißheit die innern Empfindungen darstellen kann, wodurch die Bösen in der Mitte ihres Glücks gestraft werden und tugendhafte Seelen sich bei allem Unglück belohnt fühlen, oder weil das Schicksal des Menschen überhaupt in diesem Leben nicht zu seinem Ende gelangt.

Die praktische Moral, die auf die Vorteile der Tugend gegründet ist, wird durch das Lesen der Geschichte nicht immer gestärkt. Zwar versuchen die großen Geschichtschreiber und besonders Tacitus die Moralität aller Begebenheiten, die sie erzählen, zu zeigen; man beneidet den sterbenden Germanicus und verabscheut Tiberen auf seiner Höhe; aber doch können Geschichtschreiber nur diejenigen Empfindungen malen, von welchen die Handlungen zeugen, und das, was sich bei der Geschichte am lebhaftesten eindrückt, ist mehr das Übergewicht des Talents, der Glanz des Ruhms und der Vorteil der Macht als eine stille Sittenlehre, die zart und sanft das Glück der einzelnen Menschen in ihren nächsten Verhältnissen hervorbringt.

Ich will dadurch keineswegs der Geschichte zu nahe treten und hier die Erfindungen ausschließlich vorziehen; denn diese müssen ja selbst aus der Erfahrung geschöpft werden. Die feinen Schattierungen, die uns der Roman vorlegt, fließen aus philosophischen Resultaten her, aus jenen Grundideen, die uns das große Bild der öffentlichen Begebenheiten gleichfalls darstellt. Aber die Moralität der Geschichte kann nur in ihrer großen Masse beruhen. Nur durch die Rückkehr einer gewissen Anzahl von Veränderungen lehrt uns die Geschichte wichtige Resultate, die jedoch nicht einzelne Menschen, wohl aber ganze Nationen sich zueignen können.

Ein Volk kann von den Regeln, welche die Geschichte aufstellt, Gebrauch machen, weil sie unveränderlich sind und man sie auf allgemeine und große Verhältnisse immer anwenden kann;

20. eindrückt. Im ersten Druck „eindruckt".

aber man sieht in der Geschichte nicht die Ursachen der vielfachen Ausnahmen, und eben diese Ausnahmen können jeden einzelnen Menschen verführen; denn wenn die Geschichte uns bedeutende Umstände bewahrt, so bleiben doch dazwischen ungeheure Lücken, in welchen vieles Unglück, viele Fehler Raum haben, woraus doch die meisten Schicksale der Privatpersonen bestehen. Dagegen können die Romane mit so viel Gewalt und so ausführlich Charakter und Empfindungen malen, daß keine Lektüre einen so tiefen Haß gegen das Laster und eine so reine Liebe für die Tugend hervorbringen könnte. Die Moralität der Romane hängt mehr von der Entwickelung innerer Bewegungen der Seele als von den Begebenheiten ab, die man erzählt; nicht aus dem willkürlichen Umstand, den der Verfasser erfindet, um das Laster zu strafen, zieht man die nützliche Lehre; aber die Wahrheit der Gemälde, die Steigerung oder Verkettung der Fehler, der Enthusiasmus bei Aufopferungen, die Teilnahme am Elend läßt unauslöschliche Züge zurück. Alles ist in solchen Romanen so wahrscheinlich, daß man sich leicht überredet, alles könne so begegnen; es ist nicht die Geschichte des Vergangenen; aber man könnte oft sagen, es sei die Geschichte der Zukunft. Man hat behauptet, daß Romane eine falsche Idee vom Menschen geben; das ist von schlechten Romanen wahr, wie von Gemälden, welche die Natur übel nachahmen; aber nichts giebt eine so tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens als diese Gemälde aller Umstände des gemeinen Lebens und der Eindrücke, die sie hervorbringen; nichts übt so sehr das Nachdenken, das in dem Einzelnen sehr viel mehr zu entdecken findet als in allgemeinen Ideen.

Die Schriften, welche uns die Denkwürdigkeiten einzelner Menschen überliefern und die wir unter dem allgemeinen Namen der Memoiren begreifen, würden auch diesen Endzweck erreichen, wenn sie nicht auch, wie die Geschichte, nur berühmte Männer und öffentliche Angelegenheiten allein beträfen. Und wären auch die meisten Menschen geistreich und aufrichtig genug, um eine getreue und charakteristische Rechenschaft von dem zu geben, was sie im Lauf ihres Lebens erfahren haben, so könnten doch diese aufrichtigen Erzählungen nicht alle Vorteile des Romans in sich vereinigen; denn man würde in ihnen eine Art dramatischen Effekts

22. aber. Danach fehlt bei Goethe: „lorsque ils sont bons.“ — 28 ff. Die Schriften ... begreifen. Im Original nur: „Les mémoires.“

vermissen, der die Wahrheit nicht entstellen darf, aber der sie, indem er sie zusammendrängt, auffallender macht; so wie die Kunst des Malers die Gegenstände nicht verändert, sondern sie nur fühlbarer darstellt Die Natur läßt uns oft die Gegenstände ohne Abstufung sehen; sie zeigt Kontraste nicht auffallend, und indem man sie knechtisch nachahmte, würde man sie niemals darstellen; die genaueste Erzählung enthält zwar eine gewisse Wahrheit der Nachahmung; vom Bilde verlangt man aber eine Harmonie, die ihm eigen sei, und eine wahre Geschichte, merkwürdig durch ihre Schatierungen, durch Empfindungen und Charaktere, bedarf dennoch zu ihrer Darstellung eines Talents, das auch fähig wäre, eine Dichtung hervorzubringen.

Wenn uns nur nicht auch das Genie, das wir bewundern müssen, weil es uns in die Tiefen des menschlichen Herzens blicken läßt, manchmal durch so viele Details beschwerlich fiele, mit welchen die berühmtesten Romane gleichsam erdrückt sind. Der Autor glaubt, daß ein Gemälde dadarch an Wahrscheinlichkeit gewinne, und sieht nicht, daß alles, was das Interesse schwächt, die einzige Wahrheit der Fiktion zerstört, den Eindruck nämlich, den sie hervorbringt. Wenn man auf dem Theater alles, was in dem Zimmer vorgeht, vorstellen wollte, so würde man die theatralische Illusion völlig zerstören. So haben die Romane auch ihre dramatischen Bedingungen, und es giebt in der Erfindung nichts Notwendiges, als was die Wirkung des Erfundenen vergrößern kann. Wenn ein Blick, eine Bewegung, ein unbemerkter Umstand dienen kann, einen Charakter zu malen, eine Empfindung zu entwickeln, so hat man, je einfacher das Mittel ist, desto mehr Verdienst, es ergriffen zu haben; aber die genaue einzelne Darstellung einer gewöhnlichen Begebenheit vermindert die Wahrscheinlichkeit, anstatt sie zu vermehren Wenn man zur positiven Idee des Wahren durch Details, die nur ihm gehören, zurückgeführt wird, so tritt man aus der Illusion heraus, und man ist bald ermüdet, weder den Unterricht der Geschichte, noch das Interesse des Romans zu finden.

In der Gabe zu bewegen liegt die große Gewalt der Dichtungen; man kann fast alle moralische Wahrheiten fühlbar machen, wenn man sie in Handlung setzt. Die Tugend hat einen solchen Einfluß auf das Glück oder Unglück des Menschen, daß man die

11. bedarf dennoch ... Talents. Für: „ne pourroit intéresser sans le secour du talent.“

meisten Lagen des Lebens von ihr abhängig machen kann. Es gibt strenge Philosophen, die alle Rührung verdammen, die verlangen, daß die Sittenlehre ihre Gewalt allein durch den Ausspruch ihrer Pflichten ausübe; aber nichts paßt weniger zu der Natur des Menschen überhaupt als eine solche Meinung; man muß die Tugend beleben, wenn sie mit Vorteil gegen die Leidenschaften streiten soll; nur ein erhöhtes Gefühl findet Freude bei der Aufopferung. Man muß das Unglück auszieren, wenn es allen Gaukeleien verderblicher Verführungen vorgezogen werden soll. Ja, die rührenden Dichtungen sind es, welche die Seele in großmütigen Leidenschaften üben und ihr darin eine Gewohnheit geben. Ohne es zu wissen, geht sie ein Bündnis mit sich selbst ein, und sie würde sich schämen, zurückzutreten, wenn ihr eine solche Lage persönlich werden könnte.

Aber je mehr die Gabe zu rühren eine wirkliche Gewalt hat, desto nötiger ist es, ihren Einfluß auf Leidenschaften eines jeden Alters, auf Pflichten einer jeden Lage auszudehnen; die Liebe ist meist der Gegenstand der Romane, und Charaktere, auf die sie nicht wirkt, sind nur wie Beiwerke angebracht. Wenn man einem andern Plan folgte, würde man eine Menge neuer Gegenstände entdecken. Tom Jones hat von allen Werken dieser Art die allgemeinste Moral; die Liebe erscheint darin nur als ein Mittel, damit das philosophische Resultat desto lebhafter hervortrete. Zu zeigen, wie ungewiß das Urteil sich auf den äußern Schein gründe, zu zeigen, welches Übergewicht die natürlichen Eigenschaften über jene Reputationen haben, denen nur die Rücksicht äußerer Verhältnisse zu gute kommt, dieses hatte der Verfasser des Tom Jones vor Augen, und es ist einer der nützlichsten und mit Recht berühmtesten Romane. Neuerlich ist einer erschienen, dem man zwar hie und da Längen und Nachlässigkeiten vorwerfen kann, aber der genau die Idee der unerschöpflichen Gattung giebt, von der ich gesprochen habe: es ist Caleb Williams von Godwin. Die Liebe hat wenig Einfluß in diese Dichtung; nur eine grenzenlose Leidenschaft für äußeres Ansehn

1 ff. Es giebt .. ausübe. Wohl eine Anspielung auf den kategorischen Imperativ Kants. — 25 f. die natürlichen Eigenschaften. Im Original: „des qualités naturelles et pour ainsi dire involontaires.“ — 32 f. Caleb Williams von Godwin. Der Titel des Romans, der 1794 in London erschien, lautet: Things as they are or the Adventures of Caleb Williams. Er richtet sich gegen die englische Kriminalgesetzgebung. Der Verfasser ist der bekannte Schriftsteller William Godwin (1756—1836). In den „Horen“ lautet der Titel: „Calef William von Goodwin“.

in dem Helden des Romans und in Caleb eine verzehrende Neugierde, ob auch Falkland die Achtung verdiene, die er erworben hat, bringt das Interesse der Erzählung hervor, und indem man von dieser romanhaften Darstellung hingerissen wird, wird man dabei zum tiefsten Nachdenken aufgefodert.

Einige unter Marmontels moralischen Erzählungen, einige Kapitel der empfindsamen Reisen, einige abgesonderte Anekdoten aus dem Zuschauer und andern moralischen Schriften, einige Stücke aus der deutschen Litteratur, welche sich täglich mehr erhebt, zeigen uns eine kleine Anzahl glücklicher Dichtungen, die uns die Verhältnisse anderer Leidenschaften als der Liebe darstellen. Aber ein neuer Richardson hat sich noch nicht gewidmet, die übrigen Leidenschaften der Menschen in einem Roman zu schildern, ihren Fortschritt, ihre Folgen ganz zu entwickeln; das Glück eines solchen Werks könnte nur aus der Wahrheit der Charaktere, aus der Stärke der Kontraste, der Energie der Situationen entstehen und nicht aus jener Empfindung, die so leicht zu malen ist, die uns sobald einnimmt, die den Weibern gefiele durch das, woran sie erinnert, wenn sie auch nicht durch Größe oder Neuheit der Bilder anzöge. Was für Schönheiten ließen sich nicht in einem ehrgeizigen Lovelace entdecken? Auf welche Entwickelungen würde man geraten, wenn man alle Leidenschaften zu ergründen und bis in ihre einzelnen Wirkungen zu kennen bemüht wäre, wie bisher die Liebe in den Romanen behandelt worden ist!

Man sage nicht, daß moralische Schriften zur Kenntnis unserer Pflichten vollkommen hinreichen; sie können nicht die Schattierungen einer zarten Seele verfolgen, sie können nicht zeigen, was alles in einer Leidenschaft liegt. Man kann aus guten Romanen eine reinere höhere Moral herausziehen als aus einem didaktischen Werk über Tugend; eine solche Schrift, indem sie trockner ist, muß zugleich nachsichtiger sein, und die Grundsätze, welche man im allgemeinen muß anwenden können, werden niemals den Heroismus der Zartheit erreichen, von dem man wohl ein

6. Marmontel, Contes moraux 1761. — 7. Lorence Sterne, sentimental journey 1768. In Goethes Vorlage ist der Titel richtig im Singular wiedergegeben. — 8. Der Zuschauer, die berühmteste der moralischen Wochenschriften, herausgegeben von Addison 1711—1712. — 9 f. welche sich täglich mehr erhebt. Im Original: „dont la supériorité s'accroit chaque jour." — 18. gefiele Im Original: „plait." Es muß dem Sinne nach heißen „gefällt". — 21. ehrgeizigen Lovelace. Französisch: „Le Lovelace des ambitieux", d. h. ein Held, der eine ebenso vollkommene Verkörperung des Ehrgeizes wäre, wie Lovelace (der Liebhaber der Klarissa in Richardsons Roman) als Typus des Verführers sprichwörtlich geworden ist.

Beispiel aufstellen, daraus aber mit Vernunft und Billigkeit niemals eine Pflicht machen kann.

Welcher Moralist hätte sagen dürfen: wenn deine Familie dich zwingen will, einen abscheulichen Menschen zu heiraten, und du dich durch diese Verfolgung verleiten lässest, einem Mann, der dir gefällt, nur einige Zeichen der reinsten Neigung zu geben, so wirst du dir Schande und Tod zuziehen! Und doch ist das der Plan von Klarissen, das ist's, was man mit Bewunderung liest, ohne sich gegen den Verfasser aufzulehnen, der uns rührt und gewinnt.

Welcher Moralist hätte zu behaupten gewagt, daß es besser sei, sich der tiefsten Verzweifelung zu überlassen, der Verzweifelung, die den Verstand angreift und das Leben bedroht, als den tugendhaftesten Mann zu heiraten, dessen Religion von der eurigen verschieden ist! Und doch rührt uns Klementinens Liebe, indem sie gegen Gewissensskrupel kämpft, wenn wir auch ihre abergläubischen Meinungen nicht billigen. Der Gedanke der Pflicht, die über Leidenschaft siegt, ist ein Anblick, der auch selbst diejenigen erweicht und rührt, deren Grundsätze nicht im mindesten streng sind, und die mit Verachtung ein solches Resultat verworfen hätten, wenn es sich vor der Schilderung als Grundsatz hätte aufdringen wollen, da es als Folge und Wirkung ganz natürlich aus ihr herfließt. So finden sich in Romanen einer weniger erhabenen Art die zartesten Grundsätze über das Betragen der Frauen, in den Meisterstücken, die unter dem Namen der Prinzessin von Kleve, des Grafen Comminge, Ceciliens bekannt sind, in den Romanen der Madam Riccoboni, in Karolinen, deren Reiz so allgemein empfunden wird, in der rührenden Episode von Kallisten, in Kamillens Briefen, worin die Fehler einer Frau und das Unglück, das sie nach sich ziehen, ein sittlicheres, ein strengeres Bild sind als selbst der Anblick der Tugend; und wie viel französische,

11 ff. Welcher Moralist . . . Meinungen nicht billigen. In Richardsons Roman „Sir Charles Grandison" (1753) bekämpft Klementine von Poretta ihre Liebe zu dem Helden, weil sie als Katholikin ihn, den Protestanten, nicht heiraten kann. — 25. „La Princesse de Clèves ou les amours du duc de Nemours avec cette princesse, von der Gräfin von La Fayette, 1678; Mémoires du comte de Commingos, von Fräulein von Tencin; Cécile et Calliste ou lettres de Lausanne; — Romane der Riccoboni sind namentlich Lettres de Milady Catesby et de Fanny Buttler, le Marquis de Cressy, Histoire de deux jeunes amies, La vertu persecutée ou lettres du Colonel Talbert, Histoires d'Ernestine et de Miss Jenny, Caroline et Julie (um 1780), Camille ou Lettres de deux filles, 1785, u. a." v. B. — 26. Hinter dem „Grafen Comminge" ist im Original noch „Paulet et Virginie" angeführt.

englische und deutsche Werke könnte ich anführen, um diese Meinung zu bestätigen! Ich wiederhole: die Romane haben das Recht, die strengste Tugend darzustellen, ohne daß wir uns dagegen auflehnen. Sie haben unser Gefühl gewonnen, und das allein spricht für die Nachsicht, und indessen moralische Schriften und ihre strengen Grundsätze durch das Mitleid gegen das Unglück oder durch den Anteil an der Leidenschaft bestritten werden, besitzen die Romane die Kunst, selbst diese Regungen auf ihre Seite zu ziehen und sie zu ihrem Endzweck zu gebrauchen.

Was man gegen die Romane, in welchen die Liebe behandelt wird, immer mit vielem Rechte sagen kann, ist, daß diese Leidenschaft darin so gemalt ist, daß sie dadurch erzeugt werden kann, und daß es Augenblicke des Lebens giebt, in welchen diese Gefahr größer ist als alle Vorteile, die man davon erwarten könnte; aber diese Gefahr würde niemals entstehen, wenn man andere Leidenschaften der Menschen zum Gegenstand wählte. Indem man die ersten flüchtigsten Symptome einer gefährlichen Leidenschaft charakteristisch zeichnete, könnte man sich und andere davor zu bewahren suchen; der Ehrgeiz, der Stolz, die Habsucht erzeugen sich oft ohne Wissen derer, die sich ihnen nach und nach ergeben; nur die Liebe wächst durch die Darstellung ihrer eignen Gefühle; aber das beste Mittel, die übrigen Leidenschaften zu bestreiten, ist, sie zu entdecken und aufzustellen. Wenn ihre Züge, ihre Triebfedern, ihre Mittel und ihre Wirkungen so an den Tag gebracht, so durch die Romane popularisiert würden, wie es mit der Geschichte der Liebe gegangen ist, so würde man in der Gesellschaft über alle Verhandlungen des Lebens die Regeln weit sicherer und die Grundsätze zarter finden.

Aber wenn auch bloß philosophische Schriften, wie es Romane thun, alle möglichen Schattierungen unserer Handlungen voraussehen und aufstellen könnten, so würde die dramatische Moral doch noch immer den großen Vorteil haben, daß sie uns zur Indignation bewegen, unsere Seele erheben und eine sanfte Melancholie über sie ausbreiten und durch diese verschiedenen Wirkungen romanhafter Situationen die Erfahrung gleichsam supplieren kann. Dieser Eindruck ist demjenigen ähnlich, den wir erhalten hätten, wenn wir Zeugen bei den Fällen selbst gewesen wären; aber indem er

16 ff. Indem man ... zeichnete. Für: ‚En caractérisant dès l'origine les symptômes les plus fugitifs d'un penchant dangereux.“

immer auf einen Zweck gerichtet ist, wird der Gedanke nicht zerstreuet, wie es durch die unzusammenhängenden Gegenstände, die uns umgeben, geschieht. Und laßt uns noch eins bedenken: es giebt Menschen, über welche die Pflicht keine Gewalt hat und die man vielleicht noch vom Laster abhalten könnte, wenn man ihnen zeigte, es sei möglich, sie zu rühren. Zwar würden Charaktere, die nur durch Beihülfe der Rührung menschlich sein könnten, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, des physischen Vergnügens der Seele bedürfen, um gut und edel zu sein, unsere Achtung wenig verdienen; aber wenn die Wirkung rührender Fiktionen allgemein und popular würde, dürfte man vielleicht hoffen, in einer Nation solche Wesen nicht mehr zu finden, deren Charakter eine unbegreifliche moralische Aufgabe bleibt. Der Stufengang vom Bekannten zum Unbekannten ist lange unterbrochen, ehe man begreifen kann, was vor Empfindungen die Henker Frankreichs geleitet haben. Keine Beweglichkeit des Geistes, keine Erinnerung eines einzigen mitleidigen Eindrucks muß sich in ihre Seele bei keiner Gelegenheit, durch keine Schrift entwickelt haben, daß es ihnen möglich ward, so anhaltend, so unnatürlich grausam zu sein und dem menschlichen Geschlecht zum erstenmal eine vollkommene grenzenlose Idee des Verbrechens zu geben.

Es giebt Werke, wie der Brief Abelards von Popen, Werther, die Portugiesischen Briefe; es giebt ein Werk in der Welt, die neue Heloise, deren größtes Verdienst in der Beredsamkeit der Leidenschaften besteht, und obgleich der Gegenstand oft moralisch ist, so gewinnen wir doch eigentlich nur dadurch den Begriff von der Allmacht des Herzens. Man kann diese Art Romane in keine Klasse stellen. Es giebt in einem Jahrhundert eine Seele, ein Genie, das dahin zu reichen vermag; es kann keine Gattung werden, man kann dabei keinen Endzweck sehen. Aber wollte man wohl diese Wunder der Sprache verbieten, diese tiefgeholten mächtigen Ausdrücke, die allen Bewegungen passionierter Charaktere genugthun? Leser, die ein solches Talent mit Enthusiasmus aufnehmen, sind nur in einer kleinen Anzahl, und solche Werke thun

13. Aufgabe. Für: „problème“ (Rätsel). — 15. Die Henker Frankreichs. Die Robespierre, Marat und ihre Genossen. — 22. „Einen Brief Abelards von Pope giebt es nicht, vielmehr ist dessen Epistle from Eloisa to Abelard gemeint.“ v. B. Er erschien 1717, nicht (wie v. B. angiebt) 1716. — 23. „Lettres Portugaises, traduites en français. Paris 1669. Die Verfasserin des portugiesischen Originals hieß Alcaforada.“ v. B. — 32. Ausdrücke. Im Original „impressions“. Goethe scheint „expressions“ verlesen zu haben.

ihren Bewunderern immer wohl. Laßt brennenden und gefühlvollen Seelen diesen Genuß! Sie können ihre Sprache nicht verständlich machen; die Gefühle, von denen sie bewegt werden, begreift man kaum, und man verdammt sie immer. Sie würden sich auf der Welt ganz allein glauben, sie würden bald ihre Natur, die sie von allen Menschen trennt, verwünschen, wenn leidenschaftliche und melancholische Werke ihnen nicht eine Stimme in der Wüste des Lebens hören ließen und in ihre Einsamkeit einige Strahlen des Glücks brächten, das ihnen in der Mitte der Welt entflieht. In diesen Freuden der Abgeschiedenheit finden sie Erholung von den vergeblichen Anstrengungen betrogner Hoffnung, und wenn die Welt sich fern von dem unglücklichen Wesen bewegt, so bleibt eine beredte und zärtliche Schrift bei ihm wie ein treuer Freund, der ihn genau kennt. Ja, das Buch verdient unsern Dank, das nur einen einzigen Tag den Schmerz zerstreut; es dient gewöhnlich den besten Menschen; denn zwar giebt es Schmerzen, die aus Fehlern des Charakters entspringen; aber wie viele kommen nicht aus einer Superiorität des Geistes oder aus einer Fühlbarkeit des Herzens, und man würde das Leben viel besser ertragen, wenn man einige Eigenschaften weniger hätte. Eh ich es noch kenne, hab' ich Achtung für das Herz, das leidet, und gebe solchen Dichtungen Beifall, wenn sie auch nur Linderung seiner Schmerzen zum Zweck hätten. In diesem Leben, wodurch man besser hindurchgeht, je weniger man es fühlt, sollte man nur den Menschen von sich und andern abzuziehen suchen, die Wirkung der Leidenschaften aufhalten und an ihre Stelle einen unabhängigen Genuß setzen. Wer es vermöchte, könnte für den größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts gehalten werden, wenn der Einfluß seines Talents nicht auch verschwände.*)

*) Einige Bemerkungen über diesen Aufsatz der Madame Stael werden in dem nächsten Stücke folgen.

---

11 f. das Buch verdient unsern Dank. Für: „il a raison le livre.“ — 28 f. wenn der Einfluß seines Talents nicht auch verschwände. Im Original: „si l'influence de son talent pouvoit se perpétuer.“

1798.

Weimarischer neudekorierter Theatersaal. Dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte durch Schiller.

(Auszug eines Briefes aus Weimar.)

(Allgemeine Zeitung. Den 12. Oktober 1798.)

Es kann nicht ohne Interesse für Sie sein, daß Herr Professor Thouret aus Stuttgart, der mit gnädigstem Urlaub seines Landesherrn sich seit einiger Zeit bei uns aufhält, eine innere, neue Einrichtung unsers Theatersaals in kurzem vollenden wird. Die Anlage ist geschmackvoll; ernsthaft ohne schwer, prächtig ohne überladen zu sein. Auf elliptisch gestellten Pfeilern, die das Parterre einschließen und wie Granit gemalt sind, sieht man einen Säulenkreis von dorischer Ordnung, vor und unter welchem die Sitze für die Zuschauer hinter einer bronzierten Balustrade bestimmt sind. Die Säulen selbst stellen einen antiken gelben Marmor vor, die Kapitäle sind bronziert, das Gesims von einer Art graugrünlichem Cipollin, über welchem, lotrecht auf den Säulen, verschiedne Masken aufgestellt sind, welche von der tragischen Würde an bis zur komischen Verzerrung nach alten Mustern mannigfaltige Charaktere zeigen. Hinter und über dem Gesims ist noch eine

2. Weimarischer neudekorierter Theatersaal. Dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte durch Schiller. Dieser Aufsatz stand bisher unter den Schriften zur Kunst. Er ist hier eingefügt worden, weil er in seinem größeren Teile ein litterarisches Thema, Schillers „Wallenstein", behandelt. Wie innigen Anteil Goethe an dem Drama nahm, zeigt der Briefwechsel mit Schiller, zeigen auch die Annalen und die Tagebücher vom Jahre 1798. Der Aufsatz ist am 26. und 27. September 1798 verfaßt (Tagebücher II, 219, 28 ff.). — 7. Nikolaus Friedrich von Thouret (1767—1845), den Goethe im vorhergehenden Jahre in Stuttgart kennen gelernt hatte (Tagebücher II, 118, 22), ward im Frühjahr 1798 von Stuttgart nach Weimar berufen, um den Neubau des Schlosses weiter zu fördern; „als Nebenzweck gab er einen sogleich beifällig aufgenommenen erfreulichen Plan zu einer neuen Einrichtung des vorhandenen Theaterlokals". Auch in Schillers Prolog zum „Wallenstein", mit dem die erneuerte Bühne am 12. Oktober 1798 eröffnet wurde, finden sich preisende Worte für die würdige Ausschmückung des Saales.

Galerie angebracht. Der Vorhang ist dem Geschmacke des Übrigen gemäß, und das Publikum erwartet mit Verlangen, sich selbst sowie die beliebte Schauspielergesellschaft bald in diesem zwar kleinen, aber nunmehr sehr gefälligen Bezirk zu sehen.

An dem Lobe, das man dieser neuen Einrichtung giebt, die denn eigentlich wohl für uns und unsere Gäste erfreulich ist, nehmen Sie gewiß auch Anteil, da es einem Ihrer Landsleute erteilt wird, der sich dadurch um unsere Stadt und Gegend verdient macht.

Aber ein allgemeineres Interesse wird die Nachricht erregen, daß wir diesen Winter die dramatischen Bemühungen, welche Herr Hofrat Schiller, auch Ihr Landsmann, einer wichtigen Epoche der teutschen Geschichte gewidmet hat, nach und nach auf unserer Bühne sehen werden.

Ich sage nach und nach! Denn die große Breite des zu bearbeitenden Stoffes setzte den Verfasser gar bald in die Notwendigkeit, seine Darstellung nicht als ein einziges Stück, sondern als einen Cyklus von Stücken zu denken. Hier war nicht von der Geschichte eines einzelnen Mannes oder von Verflechtung einer beschränkten Begebenheit die Rede, sondern das Verhältnis großer Massen war aufzuführen. Eine Armee, die von ihrem Heerführer begeistert ist, der sie zusammengebracht hat, sie erhält und belebt. Jener untergeordnete Zustand eines bedeutenden Generals unter höchste kaiserliche Befehle, der Widerspruch dieser Subordination mit der Selbständigkeit seines Charakters, mit der Eigensüchtigkeit seiner Plane, mit der Gewandtheit seiner Politik. Diese und andere Betrachtungen haben den Verfasser bewogen, das Ganze in drei Teile zu sondern.

Das erste Stück, das den Titel Wallensteins Lager führt, könnte man unter der Rubrik eines Lust- und Lärmspieles ankündigen. Es zeigt den Soldaten, und zwar den Wallensteinischen. Man bemerkt den Unterschied der mannigfaltigen Regimenter, das Verhältnis des Militärs zu dem gedrückten Bauer, zum gedrängten Bürger, zu einer rohen Religion, zu einer unruhigen und verworrenen Zeit, zu einem nahen Feldherrn und einem entfernten Oberhaupte. Hier ist der übermächtige und übermütige Zustand

15. Ich sage nach und nach. Am 12. Oktober 1798 wurde „Wallensteins Lager“, am 30. Januar 1799 die „Piccolomini“, am 20. April 1799 „Wallensteins Tod“ zum erstenmal aufgeführt.

des Soldaten geschildert, der sich nun schon sechzehn Jahre in einem wüsten und unregelmäßigen Kriege herumtreibt und hinschleppt. Wir vernehmen aus dem Munde leichtsinniger, einen Dienst nach dem andern verlassender Soldaten, aus dem Munde der beredten Marketenderin die Schilderung Teutschlands, wie es sich, von unaufhörlichen Streifzügen durchkreuzt, von Schlachten, Belagerungen und Eroberungen verwundet, in einem zerstörten und traurigen Zustand befinde. Wir hören die vornehmsten Städte unsers Vaterlands nennen, der größten Feldherren jenes Jahrhunderts wird gedacht, auf die merkwürdigsten Begebenheiten angespielt, sodaß wir gar bald am Orte, in der Zeit und unter dieser Gesellschaft einheimisch werden. Das Stück ist nur in einem Akte und in kurzen gereimten Versen geschrieben, die den guten, heitern und mitunter frechen Humor, der darin herrscht, besonders glücklich ausdrücken und durch Rhythmus und Reim uns schnell in jene Zeiten versetzen. Indem das Stück sich unruhig und ohne eigentliche Handlung hin und her bewegt, wird man belehrt, was für wichtige Angelegenheiten der Tag mit sich führe, was Bedeutendes zunächst bevorstehe.

Der Hof will einen Teil von der Wallensteinischen Armee abtrennen und ihn nach den Niederlanden schicken. Der Soldat glaubt hier die Absicht zu sehen, die man hege, Wallensteins Ansehen und Gewalt allmählich zu untergraben. Durch Neigung, Dankbarkeit, Umstände, Vorurteil, Notwendigkeit an ihren Führer gekettet, halten die Regimenter, deren Repräsentanten wir sehen, sich für berechtigt, gegen diese Ordre Vorstellung zu thun; sie sind entschlossen, bei ihrem General beisammen und zusammen zu bleiben, zwar für den Kaiser zu siegen und zu sterben, jedoch nur unter Wallenstein. In dieser bedenklichen Lage endigt das Stück, und das folgende ist vorbereitet. Nunmehr ist uns Wallensteins Element, auf welches er wirkt, sein Organ, wodurch er wirkt, bekannt. Man sah die Truppen zwischen Subordination und Insubordination schwanken, wohin sich die Wage zuletzt neigen wird und auf welche nächste Veranlassung? ob die Regimenter und ihre Chefs, wenn Wallenstein sich dereinst vom Kaiser lossagt, bei ihm verharren, oder ob ihre Treue gegen den ersten und eigentlichen Souverän unerschütterlich sein werde? das ist die Frage, die abgehandelt, deren Entscheidung dargestellt werden soll. Ein solcher Mann steht und fällt nicht als ein einzelner Mensch; die

Umgebung, die er sich geschaffen hat, trägt und hält ihn, so lange sie beisammen bleibt, oder läßt ihn, indem sie sich trennt, zu Grunde sinken.

Das zweite Stück, unter dem Titel Piccolomini, enthält vorzüglich die Wirkungen der Piccolomini, Vater und Sohn, für und gegen Wallenstein, indessen dieser noch ungewiß ist, was er thun könne oder solle.

Das dritte Stück endlich stellt Wallensteins Abfall und Untergang dar. Beide sind in Jamben geschrieben, deren Wirkung durch das ungebildetere Silbenmaß des Vorspiels vorbereitet und erhöht wird.

Der Verfasser, mit Recht besorgt, wie diese bei uns noch ungewöhnliche Behandlung dramatischer Gegenstände auf das deutsche Theater überhaupt einzuleiten sei, will sich erst durch Erfahrung überzeugen, was man zu thun habe, um die Direktionen, den Schauspieler, den Zuschauer mit einem solchen Wagestück zu versöhnen; es muß sich entscheiden, ob alle Parteien dabei so viel zu gewinnen glauben, um eine solche Neuerung zu unternehmen und zu genehmigen.

Da man in Weimar vor einer gebildeten und gleichsam geschlossenen Gesellschaft spielt, die nicht bloß von der Mode des Augenblicks bestimmt wird, die nicht allzu fest am Gewohnten hängt, sondern sich schon öfters an mannigfaltigen originalen Darstellungen ergetzt hat und durch die Bemühungen der eignen Schauspieler sowohl als durch die zweimalige Erscheinung Ifflands vorbereitet ist, auf das Künstliche und Absichtliche dramatischer Arbeiten zu achten, so wird ein solcher Versuch desto möglicher und für den Verfasser desto belehrender sein.

Wenn das erste Stück, wozu schon alle Vorbereitungen gemacht werden, gegeben ist, erfahren Sie sogleich die Wirkung, um selbst beurteilen zu können, was sich etwa im allgemeinen für dieses Unternehmen prognostizieren lasse.

Am 29. Sept. 1798.

25. Iffland war in Weimar vom 28. März bis 25. April 1796 vierzehnmal und vom 24. April bis 8. Mai 1798 achtmal als Gast aufgetreten. Über den wichtigen Einfluß besonders des ersten Gastspiels vgl. Annalen 1796 und 1798. — 29 f. Wenn das erste ... Wirkung. Goethe berichtete ausführlich über die erste Vorstellung von „Wallensteins Lager“ in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 7. November 1798.

Propyläen. Eine periodische Schrift, herausgegeben von Goethe. Tübingen, in der Cottaschen Buchhandlung. 1798.

(Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung Nr. 183. Den 15. Dez. 1798. Sp. 1513 f.)

Ersten Bandes erstes Stück. Einleitung. Die Absicht dieser Schrift, welche Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbundner Freunde über Natur und Kunst enthalten soll, wird umständlich dargelegt. I. Über Laokoon. Der in diesem Kunstwerk dargestellte Moment wird anders, als bisher geschehen, bezeichnet. II. Über die Gegenstände der bildenden Kunst. Bei dem großen Einfluß des Gegenstandes auf das Kunstwerk hat der Künstler äußerst vorsichtig zu wählen. Der Grundsatz wird aufgestellt: ein Werk der bildenden Kunst solle sich selbst ganz aussprechen. Die Gegenstände werden in vorteilhafte, gleichgültige und widerstrebende eingeteilt. III. Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. Ein Gespräch bei Gelegenheit einer Theaterdekoration. IV. Über etrurische Monumente. Erster Brief. Reste plastischer Kunst zu Florenz; geschichtliche und allgemeine Betrachtungen. Zweiter Brief. Architektonische Reste zu Fiesole. Beschreibung der Gegend. V. Raphaels Werke, besonders im Vatikan. In diesem Aufsatz hat man die Absicht, den Charakter des Meisters aus seinen Werken zu entwickeln, sein angebornes Talent zu schildern und die Stufen seiner Bildung zu verfolgen. Man gelangt hier von seinen Lehrjahren bis zu der Schule von Athen. Auf der einen beigehefteten Kupfertafel steht ein Umriß der Gruppe Laokoons, auf der andern finden sich drei landschaftliche Ansichten, deren im zweiten Briefe über etrurische Kunstwerke gedacht ist.

Ersten Bandes zweites Stück. I. Diderots Versuch über die Malerei, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Erster Brief über die Zeichnung. Man hofft, dieses interessante Werk eines trefflichen Kopfes in sein wahres Licht zu stellen. Er liegt beständig mit den Manieristen seiner Zeit im Streite

1. Propyläen. Im Jahre 1797 faßte Goethe in der Schweiz beim Zusammentreffen mit Heinrich Meyer, der aus Italien zurückkehrte, den Plan zu einer Zeitschrift, in der ihn vor allen Dingen „die Lehre von den Gegenständen und was denn eigentlich dargestellt werden solle“, beschäftigte. Aus der gemeinsamen Thätigkeit beider Freunde gingen die Arbeiten, die in dieser Zeitschrift, den „Propyläen“, von 1798—1800 in drei Bänden erschienen, hervor. Näheres darüber in der Einleitung zum 30. Bande unsrer Ausgabe. — 28. Ersten Bandes zweites Stück. Kam erst 1799 heraus. Daß die Anzeige vor Abschluß des Heftes (18. Dezember) verfaßt ist, sieht man daraus, daß der fünfte Artikel „Einige Bemerkungen über die Gruppe Laokoons und seiner Söhne“ nicht erwähnt ist

und bringt deshalb auf eine nicht immer zulässige Weise die Natur mit der Kunst in Gegensatz. II. Von den Gegenständen der bildenden Kunst. Noch einiges von den günstigen; dann wird von den gleichgültigen und widerstrebenden gehandelt. III. Raphaels Werke, besonders im Vatikan. Heliodor, Messe von Bolsena, Attila, Petri Gefängnis, Landung der Sarazenen, Brand im Borgo, Krönung Karl des Großen, Schwur des Papstes Leo III., allegorische Figuren, Schlacht des Konstantins, Schenkung. — Von der Erfindung in Raphaels Werken. Von der Anordnung. Raphaels Ausdruck. Raphaels Zeichnung (Form). Von dem Pinsel in Raphaels Werken. Vom Kolorit. Von der Wirkung durch Massen und Beleuchtung. Von Gewändern. Von besonders schönen einzelnen Teilen, an denen der junge Künstler zu studieren hätte. Von Kupferstichen nach Raphaels Werken IV. Über Holzschnitte. Bei Gelegenheit der neuen englischen Arbeiten von Bewick und Anderson.

Das erste Stück ist in allen Buchhandlungen zu haben; das zweite wird gegen Weihnachten fertig sein.

Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart. 1798.

(Allgemeine Zeitung. Den 23. Dezember 1798.)

Zu einer Zeit, da so mancher gebildete Mann für das teutsche Volk schreibt und dichtet, um es nach und nach einer höhern Kultur teilhaftig zu machen, muß ein Poet aus dieser

2 ff. II. Von den Gegenständen ... von Bewick und Anderson. Wörtlich aus dem Inhaltsverzeichnis des zweiten Heftes herübergenommen; nur fehlt in der Aufzählung der Werke Raphaels die Taufe Konstantins. — 19. Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart. Der Nürnberger Volksdichter Johann Konrad Grübel (1736—1809) genoß seine Bildung in der Elementarschule seiner Vaterstadt, erlernte dann das Handwerk seines Vaters, der Flaschner (Klempner, Harnischmacher) war, schritt aber bald zu künstlerischen mechanischen Arbeiten fort 1764 ward er Meister und erwarb sich durch Geschicklichkeit und Rechtlichkeit das Vertrauen seiner Mitbürger, so daß er 1771 zum Stadtflaschner und 1807 zum Gassenhauptmann ernannt wurde. Seine Gedichte, die durch seine scharfe Beobachtungsgabe und seine Gewandtheit in der Behandlung des Nürnberger Dialekts ein unübertrefflich getreues Bild von dem Leben und Treiben der Bürgerwelt Nürnbergs geben, erschienen zuerst 1798—1803 in drei Bändchen, das vierte wurde nach seinem Tode von Witschel und Osterhausen 1812 herausgegeben. Noch heute ist sein Andenken in Nürnberg voll lebendig. Die dankbare Vaterstadt hat es 1881 durch ein Denkmal geehrt, das die Eigenart des Dichters aufs anmutigste verkörpert. — Goethe, dessen Teilnahme an aller ursprünglich volkstümlichen Dichtung mit den Jahren immer stärker wurde, subskribierte auf zwei Exemplare von Grübels Gedichten (an Knebel 26. Februar 1798) und gab seiner Freude an diesen heitern Darstellungen in zwei Besprechungen (der obigen und einer späteren in der Jenaer

Klasse selbst, dem man Genie und Talent nicht absprechen kann, allerdings Aufmerksamkeit erregen. Denn so wie es der Sache ganz gemäß zu sein scheint, daß man in gewissen Verfassungen die Bürger durch ihresgleichen richten läßt, so möchte der Zweck, ein Volk aufzuklären, wohl am besten durch seinesgleichen erreicht werden. Wer von oben herunterkommt, verlangt meistens gleich zu viel, und statt denjenigen, den er zu sich heraufheben will, sachte durch die mittlern Stufen zu führen, so zerrt und reckt er ihn oft nur, ohne ihn deswegen vom Platz zu bringen.

Johann Konrad Grübel, Stadtflaschner und Volksdichter zu Nürnberg, hat eine Auswahl seiner Gedichte, welche teils im Manuskript, teils einzeln gedruckt in einem engern Kreise schon lange bekannt waren, auf seine Kosten herausgegeben. Sie betragen einen schwachen Band in Oktav, den er für zwölf Batzen anbietet, und wozu wir ihm viele Käufer wünschen.

In Oberdeutschland, wo man mit dieser oder ähnlicher Mundart bekannt ist, wird man ihn mit Vergnügen lesen; aber auch in Sachsen und Niederdeutschland wird er jedem Freunde teutscher Art und Kunst willkommen sein, um so mehr als sich die Gedichte sämtlich mit geringer Mühe in ein verständliches Teutsch übertragen lassen und jeder, der sich übt, sie auf eine solche Weise vorzulesen, mit den meisten derselben jede geistreiche und heiter gestimmte Gesellschaft angenehm unterhalten wird.

In allen Gedichten zeigt sich ein Mann von fröhlichem Gemüt und heiterer Laune, der die Welt mit einem glücklichen, gesunden Auge sieht und sich an einer einfachen naiven Darstellung des Angeschauten freut. Durchaus herrscht ein richtiger Menschen-

Litteratur-Zeitung vom 13. Februar 1805) Ausdruck. Er benutzte sie, um „eine gewisse Partei" zu ärgern, und wollte auch in den „Propyläen" und sonst unter allen Formen darauf zurückkommen (an Schiller 15. Dezember 1798). Schiller war mit dem Verfahren Goethes nicht einverstanden. So wenig er Anstand nahm, alles was Goethe Gutes von dem Volksdichter gesagt hatte, zu unterschreiben, empfand er es doch als eine gewisse Unschicklichkeit, an einer so öffentlichen Stelle, als die Allgemeine Zeitung, die Augen auf ihn zu ziehen. Er fürchtete, daß das Kleine und Gemeine in den Gegenständen den delikaten Herren und Damen Anstoß und den Witzlingen eine Blöße geben werde, da einmal für die Vorzüge der Form kein Sinn zu erwarten sei. Es war also, wie er weiter ausführt, nicht die Anzeige an sich, sondern nur die Stelle, wo sie erschien, die er mißbilligte (an Goethe 18. Dezember). Goethe gab in seiner Antwort vom folgenden Tage zu, daß ihm, ehe er den kleinen Aufsatz abschickte, ein ähnlicher Gedanke vorgeschwebt habe. Die Recension ist, laut dem Tagebuch, am 10. und 11. Dezember 1798 verfaßt.

2 ff. Denn so wie es ... richten läßt. Die bemerkenswerte Äußerung Goethes über die Schwurgerichte bezieht sich auf England, wo sie seit der Magna Charta von 1215 gesetzlich eingeführt waren, und auf Frankreich, das sie durch Gesetze vom 16. August 1790 und 29. September 1791 als eine der wichtigsten Errungenschaften der Revolution hatte ins Leben treten lassen.

verstand, und eine schöne sittliche Natur liegt wie ein Kapital zu Grunde, von dem die Interessen nur sparsam und gleichsam nur als Würze in den Gedichten ausgespendet sind. Nirgends findet sich eine direkte, lästige, moralische Schulmeisterlichkeit; er stellt die Fehler und Unarten nicht anders dar, als wenn sie ebenso zum gemeinen Leben gehörten; ja, in einigen Fällen bei Liedern, die Tabak, Bier, Kaffee, Wein und Branntewein zum Gegenstand haben, beschreibt er sich selbst als Liebhaber in solcher Behaglichkeit, daß sie zu diesen Genüssen noch gleichsam einzuladen scheinen.

Wahrscheinlich trifft ihn daher der Tadel jener Personen, welche den Wert und die Wirkung solcher Darstellungen verkennen, und es ist vielleicht hier der Ort, etwas Weniges darüber zu sagen.

Es ist möglich, daß man durch Tadel und Schelten, durch Moralisieren und Predigen, durch Warnung vor üblen Folgen, durch Drohung von Strafen manchen Menschen vom Bösen abhält, ja auf einen guten Weg bringt; aber eine weit höhere Kultur wird bei Kindern und Erwachsenen eingeleitet, wenn man nur bewirken kann, daß sie über sich selbst reflektieren. Und wodurch kann dieses eher geschehen als durch eine heitere Darstellung des Fehlers, die ihn nicht schilt, aber ihm auch nicht schmeichelt, die weder übertreibt noch verringert, sondern das Natürliche, Leidenschaftliche, Tadelnswerte irgend eines Hanges klar aufstellt, so daß derjenige, der sich getroffen fühlt, lächeln muß und in diesem Lächeln schon gebessert ist, wie einer, der vor einen hellen Spiegel tritt, etwas Unschickliches an seiner Kleidung alsbald zurechtrückt? Freilich ist nur auf schöne Seelen, und deren giebt es in allen Ständen, auf diese Weise zu wirken, und man verkümmere dem Dichter, dem Künstler überhaupt diese ehrenvolle Bestimmung nicht; will er doch dadurch den moralischen und Polizei-Ruten nicht ins Amt greifen. Denn es werden immer noch genug Menschen trotz aller vereinten Bemühungen mit Medeen ausrufen: „Gutes kenn' ich und schätz' es; allein ich folge dem Schlimmen."

Wären die Arbeiten unsers Dichters in reinem Deutsch ge-

3 f. Nirgends ... Schulmeisterlichkeit. Auch Schiller gegenüber rühmte Goethe es, daß Grübels Gedichte „nicht gerade immer den leidigen Schwanz moralischer Nutzanwendung hinter sich schleppen" (Brief vom 12. Dezember 1798). — 32 f. Gutes kenn' ich ... dem Schlimmen Ovid, Metam. VII, 20 f.:

Video meliora proboque:
Deteriora sequor.

schrieben, so brauchte es weiter keiner anzeigenden Empfehlung; da man aber das Gute derselben aus der Schale der wunderlichen Mundart herausklauben muß, so wird es wohlgethan sein, den Leser auf einiges aufmerksam zu machen.

In den zwei Schwadronen Steckenpferde zeigt sich sehr viel Kenntnis menschlicher Neigungen und Liebhabereien, und zwar sind sie nicht etwa nur im allgemeinen geschildert, sondern man überzeugt sich an individuellen Zügen, daß der Dichter sie an einzelnen Personen gekannt hat; übrigens thut die Wendung, daß alles wie in eine Art von Reuterei eingekleidet ist, nicht immer glücklichen Effekt. Die zwei Erzählungen, der Bauer und der Doktor, der Geisbock und die Totenbeine, sind ihm besonders wohl geraten. Die Erbschaft stellt die geschäftigen Erbschleicher dar, die sich in ihren Hoffnungen zuletzt betrogen finden, wobei der Dichter sich selbst zum besten giebt, als wäre er mit unter der Gesellschaft gewesen; eine Wendung, die er öfters anbringt, die sehr richtig gefühlt ist und die wir jedem Volksdichter empfehlen können. Er überhebt sich nicht über die, welche er schildert, und erlangt Gehör, indem er sich selbst schuldig bekennt. Das Kränzlein, eine sehr lebhafte und glückliche Darstellung einer Gesellschaft Nürnberger Handwerksleute, die ein vierzehntägiges Kränzchen auf dem Lande celebrieren. Die Scene fängt nach Tische an und endigt vor dem Stadtthore. Hier ist die Beschränktheit, Plattheit, Unart und Ungezogenheit mit dem Pinsel eines Ostade gezeichnet und ausgeführt. Ein Gemälde, wovor wir jedoch die sittigen Leser, die gern Ärgernis nehmen, warnen müssen. Der Mann und die Frau, zwei Lieder als Gegenbilder. Jede von beiden Personen ist schon zum drittenmale verheuratet; das Verhältnis der zwei Geschlechter zum Ehestand, insofern er vorteilhaft oder nachteilig werden kann, ist tief gefühlt und heiter ausgesprochen, die verstorbenen Gatten sehr artig geschildert, und die Behandlung überhaupt im Tone der französischen Vaudevilles, den wir Teutsche in unsern Liedersammlungen so sehr vermissen. Alte Liebe rostet nicht. Eine Nachbarin, auf die der Dichter selbst ehemals ein Auge gehabt, heuratet nun einen andern. Die Schönheit des Schlusses muß gefühlt werden. Der Dichter redet mit dem Frauenzimmer durchs ganze Gedicht in einer Art von vertraulichem Komplimententon und nennt sie Jungfer Baas und Sie; in den letzten zwei Zeilen scheint er

sich zu vergessen, nennt sie bei ihrem Vornamen und heißt sie Du. Den dritten Vers würden wir ausstreichen, nicht weil er unartig, sondern weil er nicht am Platz ist. Allgemeine Stadtbegebenheiten sind sehr natürlich geschildert im Steg und im Gedicht, das die Durchreise des Kaisers beschreibt, sowie in den alten Späßen. Von den Gedichten, welche die verschiedenen Genüsse, als Kaffee, Branntewein und dergleichen anpreisen, ist oben schon gesprochen. Schnupf- und Rauchtabak sind besonders mit großer Liebe behandelt. Die Basengespräche sowie das Gespräch der Geschwornenweiber sind von großer Wahrheit. Der Streit zwischen Sommer und Winter sieht aus, als wenn er für zwei Personen, die bei einer Fastnachtslustbarkeit solche Masken vorgestellt, geschrieben wäre, und ist sehr geistreich behandelt. Man sieht das ganze Leben eines Nürnberger gemeinen Bürgers während der zwei Jahreszeiten, und der Sommer mag sich stellen, wie er will, so behält der Winter die Oberhand, wodurch der Zweck, eine Winterlustbarkeit herauszuheben, sehr schicklich erreicht wird. Das Gedicht auf den Mai, ein heiteres Gegenbild des vorigen. Die Neufranken, ein Gespräch. Die Anschauungs- und Darstellungskraft des Verfassers zeigt sich wohl nirgends so vorteilhaft als in diesem Gespräche, das nach dem kurzen Aufenthalt der Franzosen in Nürnberg zwischen einem ehemaligen Franzosenfreunde und einem andern leidenschaftslosen Bürger geführt wird. Das Durchziehen und nachherige Durchfliehen der fremden Gäste, die sonderbaren Verhältnisse, die dabei in einer alten, ins Herkömmliche und Gewohnte gleichsam versunkenen Stadt entstehn, sind außerordentlich gut gefühlt. Die dumpfe Verwunderung des einen, daß die neuen Gäste gerade das Gegenteil von dem, was sie hoffen ließen, geleistet, ist sehr geschickt dargestellt und die feinsten Züge glücklich ergriffen. Die Heiterkeit des dichterischen Charakters zeichnet sich hier besonders aus, da sie bei dieser Materie, die sonst immer wilde Leidenschaften erregt, auch die Probe besteht. Der Zug, daß die Weiber im größten Jammer lachen, weil ihre strenggebietenden Eheherren nun auch einmal ihren Meister an der militärischen Polizei finden und abends um neun Uhr aus der Schenke nach Hause müssen, ist so gut gesehen als artig vorgetragen.

Daß ein Mann wie dieser auch sehr gute Einsichten in den Zustand des gemeinen Wesens haben müsse, welches er so lange

beobachten konnte, läßt sich denken; daß er manches Gedicht auch über das politische Verhältnis seiner Vaterstadt gemacht haben mag, läßt sich vermuten; doch hat er auch in denen, die wir als Manuskript von ihm kennen, sowie in den Äußerungen, die in gegenwärtigen Gedichten hie und da durchblicken, die Grenzen niemals überschritten, die einem wohldenkenden und ruhigen teutschen Bürger ziemen.

Soviel von dieser bedeutenden Erscheinung, die vielleicht nicht allen gleich behagen wird, die aber keinem Beobachter teutscher Bildungsstufen unbekannt bleiben darf.

1799.

Propyläen. Eine periodische Schrift, herausgegeben von Goethe.

Ersten Bandes erstes und zweites Stück. Zweiten Bandes erstes Stück.

Tübingen 1799, in der Cottaschen Buchhandlung.

(Allgemeine Zeitung Nr. 119. Den 29. April 1799 S. 512—514.)

Den Wunsch des Verlegers, in einem Blatte der Allgemeinen Zeitung eine Anzeige der Propyläen zu sehen, nimmt der Herausgeber keinen Anstand, selbst zu erfüllen. Wenn der Dichter wohl thut, sein Werk ohne Vorrede aufzustellen und ruhig abzuwarten, wie man es genießen oder verschmähen, loben oder tadeln werde, so kann den Verfassern einer Schrift, die nicht sogleich ein Ganzes ausmacht, die außer manchen Darstellungen auch Maximen, Meinungen und Urteile enthalten soll, nicht gleichgültig sein, was ihr für eine Aufnahme widerfährt, besonders wenn man seine Arbeiten stückweise und periodisch zu liefern gedenkt und erst nach einer gewissen Zeit der Zweck sowie die Legitimation der Mitarbeiter klar vor den Augen des Publikums liegen kann.

Man würde sich nur traurigen und vergeblichen Betrachtungen überlassen, wenn man hier anzeigen wollte, wie diese Arbeiten, welche teilweis und successiv dem Publiko vorgelegt werden können, in einer andern Gestalt und zu einem erfreulichern Ganzen hätten verarbeitet werden sollen, wenn nicht am Ende des Jahrhunderts der alles bewegende Genius seine zerstörende Lust besonders auch an Kunst und Kunstverhältnissen ausgeübt hätte. Wir wünschen, daß die Teile, die wir gerettet haben, da wir das Ganze aufgeben mußten, in diesen Zeiten der allgemeinen Auflösung wieder bindend für Künstler und Kunstfreunde werden mögen.

2. Propyläen. Siehe die Bemerkung zu S. 17 Z. 1. Am 16. Februar 1799 wurde das Schema zu dieser Anzeige entworfen, am 18. und 19. die Ausführung begonnen, am 28. März und 3. April fortgesetzt und am 7. April beschlossen.

Da gegenwärtige Anzeige besonders an diejenigen gerichtet ist, welche sich für die Sache interessieren und die Einleitung, welche dem ersten Stück vorgesetzt ist, wohl lesen und beherzigen möchten, so gedenkt man sich hier im allgemeinen nur auf dieselbe zu beziehen und anzudeuten: daß das Werk überhaupt Beobachtungen und Betrachtungen über Natur und Kunst enthalten soll, welche von einer Gesellschaft harmonisch gebildeter Freunde angestellt worden. Wir gehen von gewissen Standpunkten aus, unsre Ansichten sind vorzüglich von gewissen Seiten her genommen, und doch können wir hoffen, nicht einseitig zu werden.

Wenn nun in der angeführten Einleitung umständlicher ausgeführt ist, von welcher Art dasjenige sei, was man vorzulegen gedenkt, so hat gegenwärtige Anzeige die Absicht, deutlicher zu machen, inwiefern der Inhalt der drei ersten Stücke in einem gewissen Zusammenhang betrachtet werden könne.

Die Verfasser der Propyläen wünschen besonders auf würdige Kunstwerke aufmerksam zu machen und die reine Ansicht derselben immer mehr befördern zu helfen; diese ist jetzt möglicher als sonst, wird aber noch immer auf mancherlei Weise gehindert.

So stand der reinen Ansicht griechischer Kunstwerke lange Zeit eine gewisse Vorliebe für römische Antiquitäten sowie eine unmittelbare Vergleichung mit Dichterwerken entgegen. Winkelmann und Lessing, zwei den Teutschen nie genug verehrte Männer, haben ein Großes geleistet, indem sie jene beiden Übel verminderten, der eine, indem er die griechischen Kunstwerke auf mythologischen Grund und Boden zurückführte, der andere, indem er das Verfahren des Poeten von dem Verfahren des bildenden Künstlers scharf zu sondern begann.

Auch in der neuern Zeit steht noch manches jener reinen Ansicht entgegen. Man stellt gar oft ein Bild, das unsere Empfindung, unsere Phantasie bei Gelegenheit eines Kunstwerks erschuf, an den Platz des Werkes selbst und spricht, indem man sich darüber äußert, gar manches Gute, nur nicht den Kunstbestand des Werks aus. Dieser Verwechslung ist die Jugend, das Frauenzimmer, ein großer Teil der nordischen Kunstliebhaber ausgesetzt, die wir nur nach und nach anlocken und von den Vorteilen einer ruhigen und heitern Ansicht der Natur und Kunst überzeugen möchten.

Ferner findet sich unter Gelehrten die entschiedene Neigung,

bei Kunstwerken zu mythisieren, zu allegorisieren und sie durch allerlei Art von fremden Deutungen zu überkleiden. Jeder muß sein Handwerk machen, und es ist dieser schätzbaren Klasse nicht zu verargen, wenn sie das Kunstwerk, das der Kunstliebhaber so gern ganz isoliert betrachtet, dagegen in allerlei fremde Beziehungen stellen mag. Ja, der Antiquar hat um so weniger Ursache, seiner Methode zu entsagen, als er auf seinem Wege so viel Nützliches und Schätzbares fördert und, indem er das Kunstwerk vielleicht verdunkelt, Litteratur und Geschichte von so vielen Seiten aufklärt und erleuchtet.

Laokoon, ein kleiner Aufsatz, Stück 1, ist in der Absicht geschrieben, um auf die Intention der Künstler, die dieses Werk verfertigten, genauer, als es bisher geschehen, aufmerksam zu machen.

Wenn der bildende Künstler in einem isolierten Werke nur einen einzigen Moment darstellen kann, wenn er denselben so prägnant als möglich zu nehmen hat, wenn er in den Teilen seines Ganzen, welche alle neben einander stehen, sich nicht wiederholen darf, wenn er gegen einander stellen, verbinden, kontrastieren, harmonieren, abstufen und ins Gleiche bringen muß, so ist es wohl der Mühe wert, Künstlern, die sich hierin vortrefflich bewiesen, nachzuspüren. Ja, und man kann wohl sagen, daß keine beobachtende Nachwelt jemals aus dem Kunstwerke herausforschen kann, was der Künstler hineingelegt hat.

Was die Stellung des Laokoons betrifft, so ist sie schon gleich bei der Entdeckung dieser Gruppe ganz richtig beurteilt worden, wie man sich aus den Versen Sadolets überzeugen kann:

> Connexum refugit corpus, torquentia sese
> Membra, latusque retro sinuatum a vulnere cernas.

Über den jüngern Sohn hingegen fiel man gleich anfangs, wahrscheinlich durch Virgils Beschreibung verführt, in den Irrtum, daß auch er gebissen sei. Denn Sadolet sagt:

26. aus den Versen Sadolets. Jakob Sadoletus, Kardinal und Bischof von Carpentras (1477—1547), war einer der aufgeklärtesten und gelehrtesten Prälaten seiner Zeit, ausgezeichnet als Philosoph, Redner und Dichter. Eines der bekanntesten seiner Gedichte ist das De Laocoontis statua, das er unmittelbar nach der Auffindung der berühmten Gruppe verfaßte. Es ist abgedruckt in den Delitiae Poetarum Italorum (1608) S. 582 ff. Die von Goethe daraus angeführten Verse lauten deutsch: „Der umschlungene Körper weicht zurück, man sieht, wie die Glieder sich winden, wie die Seite vor der Wunde sich rückwärts krümmt." Und die zweite Stelle: „Schon hat sie die Brust des zweiten, der mit gellender Stimme nach dem Vater ruft, durchbohrt."

Iamque alterius depasta cruentum
Pectus, suprema genitorem voce cientis.

Hievon sieht man nichts in der Gruppe, und doch ist es in Zeichnungen und Kupferstiche und andere Nachahmungen übergegangen.

Man hat nicht gedacht, daß ein Künstler seinen Vorteil wenig verstehen würde, wenn er zwei Figuren von dreien seiner Gruppe auf gleiche Weise verwunden ließe. Nur ein Künstler ganz ohne Gefühl und Nachdenken würde die eine Figur so darstellen, daß der verwundete Teil flieht und die übrigen Glieder sich gegen ihn zusammenziehen; die andere Figur aber so, daß sich der Körper von der Wunde her ausdehnt. Der leichtsinnigste Manierist würde, um Kontrast zu machen, nicht einerlei specielle Ursache zu ganz verschiednen Effekten gebraucht haben.

Dieses ist nach unserer Überzeugung die Hauptansicht: der Vater wird im Augenblicke verwundet, der jüngste Sohn ist aufs äußerste verstrickt und geängstigt, der älteste könnte sich vielleicht noch retten. Das erste erschreckt uns, das zweite quält uns mit Furcht und das dritte tröstet uns durch Hoffnung.

Wenn sich nun gedachter Aufsatz nur im allgemeinen hält, so ist ein andrer über Niobe und ihre Kinder, Stück 3, mit der größten Sorgfalt für das Besondere geschrieben. Die Augenblicke, in welchen sowohl die Mutter als die verschiednen Glieder der übrigen Familie genommen sind, werden bestimmt, Stellung und Komposition angezeigt, das Kunstverdienstliche daran gewürdert, Original von Kopie geschieden, zufällig hinzugefügte Statüen von der Familie getrennt, über Originalität und mutmaßliches Altertum gehandelt, Verletzungen und Restaurationen genau angegeben, sowie alles an Ort und Stelle selbst aufgezeichnet worden. Genug, man hat die ganze Darstellung der Wichtigkeit des Gegenstandes gemäß mit der größten Gewissenhaftigkeit behandelt. Eins der folgenden Stücke wird einen Nachtrag hierzu enthalten.

Eine reine heitere Ansicht neuerer Kunstwerke sucht der Aufsatz über Raphael zu befördern. Stück 1 und 2. Daß man zuerst nach den Alten diesen Künstler unter den Neuern gewählt hat, wird wohl niemand befremden. Sein glückliches Naturell,

25. gewürdert. Vergl. in der Besprechung des „Livre des Cent-et-un" (in Bd. 32): „Bei näherem Überschauen und Würdern des sich anhäufenden Gehalts", und Goethe an Zelter 6. Sept. 1826: „Dein kritisch-würdender Anteil nimmt sich dabei gar trefflich aus."

die Größe seines Talents, die Anmut und Lieblichkeit desselben, sowie die sichtbare Stufenfolge seiner Entwicklung in den Werken, die wir von ihm besitzen, alles gab zu mannigfaltigen Betrachtungen Anlaß, welche meistens an Ort und Stelle niedergeschrieben und nur später in Verbindungen gebracht worden sind. Außer einigen einzelnen Werken seiner frühern Zeit sind besonders die im Vatikan zurückgelassenen durchgeführt. Die übrigen späteren Werke werden folgen.

Im Gegensatz dieser höchsten Kunstwerke werden Etruriſche Reſte, zu Florenz befindlich, geschildert, Stück 1, und also die beschränktesten Kunstanfänge zum Gegenstande der Betrachtung aufgestellt.

Man wird nach und nach der ältern Zeiten anderer Kunstschulen und Kunstepochen gedenken, jedoch sich nicht länger dabei aufhalten, als es die dorther entstandenen Werke verdienen, die meistenteils wenig erfreulich sind. Unserer Meinung nach halten sich Liebhaber gewöhnlich viel zu lange bei der ägyptischen, älteſtgriechischen, altitalienischen, besonders aber der altteutschen Kunst auf, deren Verdienste meist nur ein historisches, selten ein höheres Kunstinteresse haben und die sich gegen die freie Größe vollendeter Werke wie das Buchstabieren zum Lesen, wie Stottern zum Recitieren und Deklamieren verhalten.

Indessen wird man, was zur Geschichte der Kunst gehört, nicht versäumen. Man verkennt die Schwierigkeit nicht, das Alter der Kunstwerke zu bestimmen; doch muß jeder Liebhaber, jeglicher, der zum Kenner aufstrebt, annehmen, daß diese Bestimmung möglich sei, weil durch das Bestreben dazu der Kunstsinn aufs höchste geschärft werden kann. Man wird sich nicht scheuen, seine Meinung hierüber auszusprechen, indem man sie motiviert und mit Gründen unterstützt; ebenso wird man aufmerksam die Meinungen und Gründe anderer prüfen.

Es giebt im Publiko manche Freunde, welche sich an Beschreibung einer interessanten Gegend ergötzen; auch diesen wird man von Zeit zu Zeit etwas darbieten, wie es in dem kurzen Aufsatze über die Gegend bei Fieſole, Stück 1, geschehen ist.

Wenn wir nun auch von der Darstellung zur Theorie übergehen, so müssen wir vorerst erklären, daß wir Theorie nicht in

18. beſonders aber der altteutſchen Kunſt. Wie sehr sich Goethes Ansichten über altdeutsche Kunst später geändert haben, ist bekannt.

dem Sinne nehmen, wie sie der Philosoph auf strenge Weise aufzustellen verlangt. Jeder, der über das Geschäfte, das er treibt, zu denken fähig ist, setzt bei sich nach und nach etwas Allgemeines fest, wodurch er sich gefördert oder gehindert gefunden hat; so entstehen Grundsätze, die gewissermaßen Konfessionen des Künstlers genannt werden können, wonach er sich richtet und wonach er wünscht, daß andere sich richten mögen.

Eins der größten Hindernisse, welches selbst vortrefflichen Künstlern entgegenwächst, entsteht daher, wenn sie sich in dem Gegenstande vergreifen. Die Erfahrung zeigt uns traurige Beispiele, und die größten Meister konnten, von Umständen genötigt, solche Fälle nicht immer vermeiden. Wir haben daher in einem Aufsatz über die Gegenstände der bildenden Kunst, Stück 1 und 2, unsere Gedanken hierüber angedeutet und wegen der Wichtigkeit dieses Punktes unsern Aufsatz nicht zurückhalten wollen, ob wir gleichwohl fühlen, daß künftig noch manches nachzuholen sein wird.

Wir bemerken nur vorläufig, daß eine Abhandlung über die Gegenstände der griechischen Kunst, von denen uns Anschauung oder Nachricht übriggeblieben, sobald es die Umstände erlauben, nachgebracht werden soll.

Da Künstler und Liebhaber, oder vielmehr Künstler und das große Publikum, sehr oft über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit im Widerspruche stehen, indem die Menge nach gewissen Vorstellungsarten das Kunstwerk so wahr als möglich haben, der Künstler aber auf seinem Wege es nicht einmal immer zur Wahrscheinlichkeit bringen, sondern verlangen kann, daß man sich in seine Welt versetze, so ist diese Frage in einem heitern Gespräche ausgeführt. Stück 1.

Eben diese Materie wird in den Anmerkungen zu Diderots Versuchen über die Malerei, Stück 2, ausführlicher behandelt. Diese kleine geistreiche Schrift giebt Gelegenheit, über manches zu sprechen und zu streiten, und man hofft, durch diese Art des Vortrags verschiedene wichtige Fragpunkte manchem Leser näher zu bringen. Hier kommt in dem ersten Kapitel bei Gelegenheit, da vom Zeichnen gesprochen wird, vorzüglich jene Frage vor: inwiefern der Künstler sich der Natur zu nähern oder sich von ihr zu enthalten, was er von ihr zu nehmen und was er ihr zu geben habe. Die unter Liebhabern und Künstlern hierüber

obwaltenden Mißverständnisse hindern diese an der Ausübung, jene am Genuß. Vielleicht lassen sich nach und nach diese Hindernisse beseitigen.

So ist die Farbenlehre ein wichtiger Teil der bildenden Kunst, in welchem man immerfort nur empirisch herumtastet und worüber man weder bei den Theoretikern, noch bei den Mustern, ja kaum in den Schulen eine hinreichende sichere Belehrung findet.

In den Anmerkungen zu Diderots zweitem Kapitel, Stück 3, wird, soviel es die Form zuläßt, im allgemeinen über das Bedürfnis und über die obwaltenden Verhältnisse gesprochen; was hingegen den Grund der Sache selbst betrifft, so kann man darüber nur einige Winke geben, und erst die Zeit muß entscheiden, ob man über diese, in ihren Elementen so einfache, in ihren Erscheinungen so mannigfaltige und in Anwendung auf Kunst so verwickelte und zarte Materie etwas Befriedigendes und Brauchbares werde liefern können.

Unter die Hindernisse und Störungen des Kunstgenusses müssen auch vorzüglich die Beschädigungen gerechnet werden, durch welche Zeit und Unfälle die dauerhaftesten Werke entstellen. Wie wenige der alten Kunstwerke sind ganz vollkommen zu uns gelangt, und wie vieles der mittlern Zeit hat auch schon von seinem Werte und Glanze verloren! Leider wird dadurch der Genuß weder natürlich noch ästhetisch, sondern er wird kritisch, oder er muß wenigstens durch diese Prüfung durchgehen. Ist man nun oft bei Betrachtung solcher Werke genötigt, etwas hinzuzudenken, um womöglich durch die Einbildungskraft sie in ihrer Vollkommenheit wiederherzustellen, so wird man durch falsche und ungeschickte Restaurationen, die durch ihre Gegenwart dem Sinn imponieren, nur zu oft an dieser Operation gehindert. So wie nun der Verfasser jenes Aufsatzes über Niobe ganz genau die Beschädigungen und Restaurationen dieser kostbaren Denkmale bemerkt hat, so hielt man es der Sache gemäß, einen eigenen Aufsatz über Restaurationen, sowohl der plastischen als der malerischen Kunst den Freunden vorzulegen. Stück 3. Man sucht dadurch die verschiedenen Arten der Beschädigungen deutlich zu machen und zu zeigen, wie durch Restauration sie leider nicht wiederhergestellt, sondern aufs höchste nur verborgen werden.

1. hindern diese an der Ausübung, jene am Genuß. In allen früheren Drucken steht: „hindern jene an der Ausübung, diese am Genuß“. — 5. Mustern. So in allen Drucken. Vermutlich Druckfehler statt „Meistern“.

Da wir auf unserm Wege leider manches werden zu tadeln haben, was in der itzigen Zeit von vielen geschätzt wird, so muß es uns um desto angenehmer sein, daß wir gleich anfangs von mehreren vaterländischen Künstlern, die in ein würdiges Institut vereinigt sind, mit völliger Überzeugung das Beste sagen können. Wir meinen die Chalkographische Gesellschaft zu Dessau, die unter dem Schutze eines um vaterländische Kunst auf manche Weise verdienten Fürsten, unter Aufsicht einsichtsvoller Männer zum Vorteile der Kunst und der Künstler und zur Freude der Liebhaber ja recht lange bestehen und immer mehr gedeihen möge! Eine detaillierte Recension der vorzüglichsten von derselben bisher gelieferten Blätter wird Stück 3 vorgelegt.

Durch Arbeit einer subalternen, obgleich nicht gering zu schätzenden Kunstart haben die Engländer seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Liebhaber auf sich gezogen. Sie haben nämlich in ihren Holzschnitten einen Effekt zu erreichen gewußt, den man sonst nur bei Kupferstichen und schwarzer Kunst hervorzubringen imstande war. Ein kleiner Aufsatz über den Hochschnitt, Stück 3, zeigt den Unterschied dieser neuen Holzschnitte von den bisher so genannten, und man wird künftig auch über das Mechanische dieser Arten vielleicht etwas beibringen. Auch solche Kunstzweige, welche zwar nicht an das höchste Interesse Anspruch machen, doch aber zu Verbreitung des Gefälligen und Nützlichen geeignet sind, verdienen von Zeit zu Zeit unsre Aufmerksamkeit. Und es ist der Wunsch der Verfasser sowohl als des Herausgebers, künftig in den Aufsätzen eine solche Proportion zu halten, daß der wichtigsten Kunststämme vorzüglich gedacht, doch aber den äußersten Zweigen nicht alle Aufmerksamkeit entzogen werde.

Übrigens werden wir bei so ernsten und nicht immer allgemein interessierenden Gegenständen die billige Forderung des Lesers, gelegenheitlich auch auf eine bequeme Weise unterhalten zu werden, soviel an uns liegt, zu befriedigen suchen, indem wir in der Form unsers Vortrags abwechseln. Daher wird man in dem vierten Stück wahrscheinlich einen kleinen Kunstroman in Briefen vorlegen, der einen Sammler mit seiner Familie darstellt; wobei denn die verschiedensten Liebhabereien und Neigungen zur Sprache kommen und von den verschiedensten Seiten dargestellt erscheinen.

6. Chalkographische Gesellschaft. Gesellschaft für Kupferstichkunst.

Zuletzt wünschen wir auf eine Nachricht, welche sich am Schlusse des dritten Stücks befindet, sowohl Maler als Bildhauer aufmerksam zu machen, indem wir sie einladen, um den dort aufgestellten Preis gefällig zu konkurrieren.

Venus, die dem Paris die Helena wieder zuführt, nach der Homerischen Dichtung, am Ende des dritten Gesanges der Ilias, ist der aufgegebene Gegenstand.

Die Zeichnungen werden vor dem 25. August dieses Jahres an den Herausgeber nach Weimar gesendet.

Diejenige, welche für die beste erkannt wird, erhält einen Preis von 20, die nächste einen Preis von 10 Dukaten.

Alle Zeichnungen, auch die, welche den Preis erhalten, werden den Künstlern zurückgesendet.

Die nähern Erfordernisse und Bedingungen sind am angeführten Orte umständlicher auseinandergesetzt.

Womit wir uns den Künstlern und Kunstfreunden, die es sind oder werden können, in diesen, für Kunstbildung überhaupt durch den Untergang Italiens und durch die Zerstreuung jener einzigen Kunstmasse so traurigen Zeiten bestens empfehlen wollen.

Propyläen, eine periodische Schrift, herausgegeben von Goethe, zweiten Bandes erstes Stück. Tübingen in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1799.

(Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung Nr. 59. Den 8. Mai 1799 Sp. 467.)

Inhalt: I. Phöbos und Hermes II. Diderots Versuch über die Malerei. III. Niobe mit ihren Kindern. IV. Über die Restauration von Kunstwerken. V. Dessauer Chalkographische Gesellschaft. VI. Nachricht an Künstler und Preisaufgabe. Den letzten Aufsatz empfiehlt man besonders Malern und Bildhauern. Er bestimmt den Gegenstand näher, welchen man von geschickten Künstlern bearbeitet wünscht. Auf die beste Zeichnung ist ein Preis von zwanzig Dukaten, auf die nächste von zehn Dukaten gesetzt. Die Zeichnungen werden vor dem 25. August an den Herausgeber nach Weimar gesendet; im September werden sie alle zurückgeschickt,

1 ff. Zuletzt ... konkurrieren. Über die in den „Propyläen" erlassenen Preisausschreiben siehe Band 30 unserer Ausgabe. — 18 f. durch den Untergang Italiens und die Zerstreuung jener einzigen Kunstmasse. Bonaparte ließ eine große Zahl der wertvollsten Kunstwerke aus Italien vorzüglich nach Paris fortführen.

auch diejenigen, welche den Preis erhalten haben. Bedingungen und Erfordernisse zeigt gedachter Aufsatz umständlicher an.

Propyläen, eine periodische Schrift, herausgegeben von Goethe, zweiten Bandes zweites Stück. Tübingen, in der Cottaschen Buchhandlung. 1799.

(Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung Nr. 82. Den 3. Juli 1799 Sp. 649 f.)

Inhalt: I. Spiegel der Muse. II. Lehranstalten zu Gunsten der bildenden Künste. III. Der Sammler und die Seinigen, ein Halbroman. IV. Niobe. Nachtrag. 1. Ergänzungen. 2. Antike Kopien. 3. Fabronis Nummern. 4. Halberhobne Arbeiten. 5. Epoche der Auffindung. V. Lehranstalten. Fortsetzung.

Propyläen, herausgegeben von Goethe, dritten Bandes erstes Stück. Tübingen, bei Cotta.

(Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung Nr. 163. Den 21. Dezember 1799. Sp 1323 f.)

I. Masaccio. Dieser Aufsatz zerfällt in drei Teile. 1. Überblick der in Italien wieder auflebenden Kunst bis zu Masaccio. 2. Seine Gemälde, vornehmlich in der Kapelle Brancacci zu Florenz. 3. Wirkung dieses Meisters auf die Kunst Fortschritte derselben bis auf Correggio. II. Über Lehranstalten zu Gunsten der bildenden Künste. Zeichenschulen. III. Über die gegenwärtige französische tragische Bühne, aus Briefen. Sowohl in Bezug auf die Kunst als auf den Charakter der Nation. IV. Neueste Lehrart der Malerei. Ein denkender Künstler lehrt zu Paris ohne Anschauung der Natur die Malerei a priori. V. Versöhnung der Römer und Sabiner. Neustes Gemälde von David. VI. Der hülflose Blinde, Gemälde von Gérard. VII. Oeser. VIII. Preisverteilung und Recension der Konkurrenzstücke, welche durch die Aufgabe im dritten Stück der Propyläen veranlaßt worden. IX. Zwei italienische Landschaften

3. Propyläen. Am 22. Juni 1799 geschrieben. — 12. Propyläen. Hirzel (Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek Leipzig 1884 S. 50) verweist zu diesem Artikel auf Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit S. 9, wo der Brief Goethes vom 6. Dezember 1799 abgedruckt ist, mit dem er die Anzeige an den einen der Leiter der Litteratur-Zeitung, Hufeland, übersandte.

von Gmelin, im Verlage von Frauenholz zu Nürnberg, werden allen Liebhabern der Kunst als treffliche Werke empfohlen. X. Etwas über Staffage landschaftlicher Darstellungen. XI. Die Kapitolinische Venus. Bei Gelegenheit der Nachricht, daß sie von Rom nicht abgeführt worden. XII. Preisaufgabe für das Jahr 1800. XIII. Einige Scenen aus Mahomet nach Voltaire, von dem Herausgeber. Abgedruckt, um die Theaterdirektionen mit dieser Bearbeitung des gedachten Stückes bekannt zu machen.

1800.

Einige Scenen aus Mahomet nach Voltaire von dem Herausgeber.

(Propyläen. Dritten Bandes erstes Stück. 1800. S. 169 f.)

Kein Freund des deutschen Theaters wird den Aufsatz über die gegenwärtige französische tragische Bühne (oben S. 66) mit Aufmerksamkeit lesen, ohne zu wünschen, daß unbeschadet des Originalgangs, den wir eingeschlagen haben, die Vorzüge des französischen Theaters auch auf das unsrige herübergeleitet werden möchten.

Er wird sich überhaupt an Ifflands obligates Spiel und besonders an die Darstellung des Pygmalion und des Oberpriesters der Sonne sogleich erinnern und sich freuen, daß wir dasjenige, was wir im ganzen wünschen, im einzelnen schon besitzen.

Ein jeder deutscher Schauspieler, der sich nach dieser Seite hinneigt und in sich Naturell und Talent fühlt, seine Kunst zu erheben, wird die Winke, die er in gedachtem Aufsatze findet, gewiß benutzen.

Die Notwendigkeit, unser tragisches Theater durch Versifikation von dem Lustspiel und Drama zu entfernen, wird immer mehr gefühlt werden.

Die Aufführung der Wallensteinischen Folgen, der Merope und Zaïre nach Gotter und Eschenburg, ja des Hamlets nach

2f. Einige Scenen aus Mahomet. Zur Entstehungsgeschichte aus dem Tagebuch: 10. November die Ankündigung Mahomets überdacht. 1. Dezember den Schluß des Manuskr. vom 5ten Stück der Propyl. übersendet. — 4 f. über die gegenwärtige französische tragische Bühne. In demselben Stück wie dieser Aufsatz. Von Wilhelm von Humboldt. — 10 ff. Er wird sich überhaupt ... sogleich erinnern. Iffland hatte in Weimar den Oberpriester in Kotzebues „Sonnenjungfrau" am 14. April 1796 und die Titelrolle in Gotters Melodram „Pygmalion" (nach Rousseau) am 27. April und 1. Mai 1798 gespielt. — 17 ff. Die Notwendigkeit ... gefühlt werden. Die Frage der weiteren Entwicklung des deutschen Dramas hatte Goethe mit Schiller mehrfach erörtert, auch dabei den Nutzen, den die Bearbeitung französischer Stücke gewähren könnte, erwogen. In Goethes Tagebuch beziehen sich darauf folgende Notizen: 2. Oktober 1799 abends bei Schiller. Humboldts Brief. Über das mögliche Tragische Theater der Deutschen. 5. Oktober. Über die Bearbeitung des Mithridates und des Eids für das deutsche Theater. 13. Oktober nachmittag mit Schiller spazieren gefahren, über Mahomet und Behandlung des Ganzen überhaupt. 14. November. Tancred. Merope. Semiramis. — 20 ff. Die Aufführung ... kuriert werden könne. „In Berlin wurden Die Piccolomini' am 18. Februar und 'Wallensteins Tod' am 17. Mai 1799, 'Merope'

der Wilhelm Schlegelischen Übersetzung, wodurch die Berliner Direktion ein nachahmungswürdiges Beispiel gegeben hat, läßt uns hoffen, daß diese Bemühung, diese Neigung allgemeiner werden und die Scheue, welche so manchen, der sich einen dramatischen Künstler nannte, bisher ergriff, wenn ihm etwas Rhythmisches angeboten wurde, endlich radikal kuriert werden könne.

Um eine solche Epoche beschleunigen zu helfen, den Schauspieler zu einem wörtlichen Memorieren, zu einem gemeßnen Vortrag, zu einer gehaltnen Aktion zu veranlassen, ist diese Bearbeitung des Voltairischen Mahomets unternommen worden. Die Allgemeinheit seines Interesse, die Klarheit der Behandlung, die Entschiedenheit der Charaktere, das Pathetische der Situationen begünstigt von innen, sowie die Beschränktheit des Personals von außen einen Versuch dieser Art auf jedem Theater, um so mehr als die Aufführung zu keinen Kosten nötigt und ein orientalisches Kostüm in den Garderoben vorausgesetzt wird.

Man hat zwei Scenen abgedruckt, damit die Schauspieler, in deren Fach die Hauptrollen gehören, aus diesen Musterstücken das Ganze beurteilen und, da ihnen das Verdienst des Originals gewiß nicht unbekannt ist, unserer Bearbeitung vielleicht einige Neigung schenken möchten.

Propyläen, herausgegeben von Goethe, dritten Bandes zweites Stück. Tübingen bei Cotta.

(Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung Nr. 205. Den 6. Dezember 1800. Sp. 1705 f.)

Inhalt: I Mantua im Jahr 1795. II. Über Lehranstalten zu Gunsten der bildenden Künste. Privatunterricht. III. Raphaels

nach Voltaire von Gotter am 18. Januar 1783, 'Zaire' nach Voltaire von Eschenburg am 3. August 1799, sowie 'Hamlet' in Schlegels Übersetzung am 15. Oktober 1799 zuerst aufgeführt." v. B. Wallensteins Lager kam erst im November 1803 auf die Berliner Bühne. Schwerlich wird hier die Aufführung der „Merope" Gotters vom Jahre 1783 gemeint sein; doch bestätigte auch Schlösser (Zur Geschichte und Kritik von F. W. Gotters Merope, Leipzig 1890 S. 139), daß von einer andern Aufführung der Merope in Berlin nirgends etwas erwähnt ist.

7 ff. Um eine solche Epoche ... unternommen worden. Ganz übereinstimmend hiermit drückt Schiller seine Ansicht aus in den Stanzen „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte" (Werke I, 151 ff.). — 17. Man hat zwei Scenen abgedruckt. Den ersten und fünften Auftritt des zweiten Aufzugs. — 22. Propyläen. Mit diesem Stück gingen die „Propyläen" wegen Mangel an Teilnahme beim Publikum ein. Sie waren nur in 600 Exemplaren gedruckt worden.

Werke im Vatikan. Zweite Fortsetzung. IV. Die Preisaufgabe für bildende Kunst betreffend. 1. Preiserteilung 1800. 2. Recension der eingegangenen Stücke. Tod des Rhesus. Abschied des Hektors. 3. Sendschreiben an den Herausgeber. 4. Neue Aufgabe auf 1801. 5. Flüchtige Übersicht über bildende Kunst in Deutschland. V. Dramatische Preisaufgabe. VI Kurzgefaßte Miscellen.

Paläophron und Neoterpe. Ein Festspiel zur Feier des 24. Oktobers 1800. von Goethe.

(Propyläen. Dritter Band. Zweites Stück. 1800. S. 174 f.)

Der Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar Durchl. widmete dieses kleine Stück der Verfasser mit dankbarer Verehrung. Er hatte dabei die Absicht, an alte bildende Kunst zu erinnern und gleichsam ein bewegliches, belebtes plastisches Werk den Zuschauern vor Augen zu stellen.

In dem ersten Stücke des vierteljährigen Taschenbuchs, welches Herr von Seckendorf zu Weimar herausgiebt, wird der Text abgedruckt werden.

Hierdurch läßt sich aber nur ein Teil des Ganzen dem Publikum vorlegen, indem die Wirkung der vollständigen Darstellung auf die Gesinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuschauer, auf die Empfindung und die persönlichen Vorzüge der spielenden Personen, auf gefühlte Recitation, auf Kleidung, Masken und mehrere Umstände berechnet war.

Um jedoch die Einbildungskraft des Lesers einigermaßen zu bestimmen, wird eine bedeutende Situation, worin beide Hauptfiguren nebst denen sie begleitenden vier Masken zusammen erscheinen, nächstens in Kupfer gestochen und illuminiert, wahrscheinlich durch den Weg der „Zeitung für die elegante Welt", welche bei Voß und Komp. in Leipzig angekündigt ist, verbreitet werden.

7. Paläophron und Neoterpe. Ein zweiter, veränderter Abdruck dieser Notiz (B) erschien als Widmung des kleinen Stückes in dem Neujahrs-Taschenbuch von Weimar auf das Jahr 1801, herausgegeben von Seckendorf. S. Vf. — 10. Durchl. fehlt in B. — 15 ff. In dem ersten ... abgedruckt werden fehlt in B. — 18 f. B: Durch gegenwärtigen Abdruck kann man dem Publikum freilich nur einen Teil des Ganzen vorlegen, indem die Wirkung ..... — 24 ff. Das Folgende lautet in B: „Um jedoch wenigstens die Einbildungskraft des Lesers einigermaßen zu bestimmen, so ist die bedeutende Situation, worin beide Hauptfiguren nebst den sie begleitenden vier Masken zusammen erscheinen, in Kupfer gestochen und illuminiert durch die 'Zeitung für die elegante Welt' von Voß und Komp. in Leipzig verbreitet worden." Die Zeichnung zu dem Kupfer hatte Heinrich Meyer angefertigt.

1802.

(Ankündigung von „Was wir bringen“.)

(Allgemeine Zeitung Nr. 283. Den 10. Oktober 1802. S. 1110.)

Weimar. Die hiesige Schauspielergesellschaft genoß in diesem Jahr zum zweitenmal des Vorteils, in einem neuen Theatersaale zu spielen. In Lauchstädt wurde, statt einer alten geringen Hütte, ein neues geräumiges Haus erbaut, und zu Anfang des vergangenen Sommers eröffnet. Bei solchen Gelegenheiten ist die Aufmerksamkeit gereizt, die Neugierde gespannt, und die Gelegenheit recht geeignet, das Verhältnis der Bühne und des Publikums zur Sprache zu bringen. Man versäumte daher diese Epoche nicht, und stellte in einem Vorspiel, auf symbolische und allegorische Weise, dasjenige vor, was, in der letzten Zeit, auf dem deutschen Theater überhaupt, besonders auf dem Weimarischen geschehen war. Das Possenspiel, das Familiendrama, die Oper, die Tragödie, das Naive, sowie das Maskenspiel, produzierten sich nach und nach in ihren Eigenheiten, spielten und erklärten sich selbst, oder wurden erklärt, indem die Gestalt eines Merkurs das Ganze zusammenknüpfte, auslegte, deutete. Ob nun gleich dieses Drama eigens zu gedachter Gelegenheit bestimmt gewesen, auch einen großen Teil seines Effekts den individuellen Talenten der Schauspieler zu danken hatte, so glaubt man doch, daß es noch allgemeines Interesse genug für den Leser behalten dürfte, und wird es daher unter dem Titel: Was wir bringen, ehestens in dem Cottaschen Verlage herausgeben.

2. (Ankündigung von „Was wir bringen“.) Fehlt in allen früheren Ausgaben der Werke. Abgedruckt im Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta (Stuttgart 1876) S. 470 als Anmerkung zu dem Briefe Goethes an Cotta vom 28. September 1802, mit dem Goethe die Anzeige übersandte. Über „Was wir bringen“, den Anlaß zur Entstehung und den Inhalt des Stückes siehe den 11. Band unserer Ausgabe.

1804.

Vertraute Briefe aus Paris, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803 von Johann Friedrich Reichardt. Hamburg bei Hoffmann, 1804. I. Teil 482 S. II. Teil 422 S. 8. (Gedruckt Braunschweig bei Fr Vieweg.)

(Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 18. Den 21. Januar 1804. Sp. 138—140.)

Zu einer Zeit, wo das Sehnen und Streben aller nur einigermaßen mobilen Personen nach Paris gerichtet ist, müssen diejenigen, welche einen solchen Weg zu machen verhindert sind, jedem Reisenden Dank wissen, der seine Ansichten von jener merkwürdigen Stadt andern mitteilen mag und kann, besonders wenn er vieles Gutgesehene lebhaft darzustellen fähig ist. Ein Lob, das man dem Verfasser gedachter Briefe nicht versagen wird.

Man begleitet ihn gern auf der schnellen Reise zur Hauptstadt, wo denn, wie er selbst bemerkt, Brot und Gaukler, nach dem alten Spruche, der Inbegriff aller Wünsche sind. Gleicherweise findet man Frühstück und Mittagessen, Oper, Schauspiel und Ballett als Hauptinhalt beider Teile.

Gegen Musik und Oper verhält sich der Reisende als denkender Künstler, gegen das Theater überhaupt als einsichtsvoller Kenner und übrigens gegen Künste und Wissenschaften als teilnehmender Liebhaber.

Seine Kenntnis vieler Verhältnisse in frühern Epochen giebt ihm zu bedeutenden Vergleichungen Anlaß, und da er Gelegen-

2. Vertraute Briefe aus Paris. Zweiter Druck (B) in der Ausgabe letzter Hand 33, 127 ff. — 3. Johann Friedrich Reichardt (1752—1814), Musiker und Schriftsteller, in früheren Jahren mit Goethe als Komponist von dessen „Claudine von Villa Bella“ und vielen Liedern des Dichters eng verbunden, hatte sich durch seine Angriffe auf Schillers „Horen“ den Zorn Goethes und Schillers zugezogen, und in den „Xenien“ war das Strafgericht gegen ihn ergangen. Schiller konnte den „unerträglich aufdringlichen und impertinenten Burschen“ gleich bei der ersten Bekanntschaft im Frühjahr 1789 nicht leiden; Goethe suchte wenigstens ein gewisses Verhältnis zu dem geschickten Musiker, der viel zur Popularität seiner Gedichte beigetragen hatte, aufrecht zu erhalten. Die Recension, Goethes erster Beitrag zur „Jenaischen Litteratur-Zeitung“, wurde am 11. Januar 1804 diktiert und an Eichstädt gesandt — 11. mag und kann. In B „kann und mag“. — 15. denn. In B „dann“. — Brot und Gaukler. Verdeutschung von „panem et circenses“.

heit findet, von der Präsentation beim ersten Konsul an die Zustände des höheren, mittleren und niederen Lebens zu beobachten, da er seine Bemerkungen mit Kühnheit auszusprechen wagt, so haben seine Mitteilungen meistens einen hohen Grad von Interesse. Viele Gestalten und Charaktere namhafter Personen sind gut gezeichnet, und wenn der Verfasser auch hie und da die Lineamente mildert, so bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Besonders wird er sich bei Frauenzimmern durch genaue und geschmackvolle Beschreibung des mannigfaltigsten Putzes empfehlen.

Die rasch hinfließende Schreibart entspringt aus einer unmittelbaren, mit einer gewissen Leidenschaft angeschauten Gegenwart. Sie würde noch mehr Vergnügen gewähren, wenn man nicht öfters durch Nachlässigkeiten gestört würde. So wird zum Beispiel das Wort fein so oft wiederholt, daß es seine Bedeutung am Ende selbst aufzehrt. Das Wort letzt ließe sich gleichfalls öfter entbehren oder durch neulich, letztens, letzthin ersetzen und variieren. Solche kleine Flecken auszutilgen, sollte jeder Schriftsteller einen kritischen Freund an der Seite haben, besonders wenn das Manuskript nicht lange ruhen kann.

Doch wie kann man Schriftstellern und ihren Freunden solche Bemühungen zumuten, so lange unsere Offizinen sich eines unverantwortlich vernachlässigten Drucks nicht schämen? In diesen zwei Bändchen sind 130 Druckfehler und sogenannte Verbesserungen angezeigt, wobei man höflich bittet, solche vor dem Lesen des Buchs abzuändern. Welch eine Zumutung! Es wäre zu wünschen, daß künftig die Verfasser ihre Verbesserungen von den Druckfehlern abtrennten, damit man deutlich sähe, was dem Korrektor zu schulden kommt, und sodann möchte vielleicht doch einiges Ehrgefühl geweckt werden, wenn Recensenten, wie wir gethan, die Offizin bemerkten und die Anzahl der eingestandenen Druckfehler angeben wollten.

Wf.

13 ff. So wird ... selbst aufzehrt. Nachträgliche Verbesserung. Am 12. Januar an Eichstädt übersandt. — 20 ff. Doch wie kann man ... angeben wollten. Mit Absicht benannte Goethe an der Spitze der Recension die Druckerei, aus der das besprochene Werk hervorgegangen war, und ging den Druckern zu Leibe. Er hoffte, sich ein großes Verdienst um die deutsche Litteratur zu erwerben, wenn er gegen dieses unerträgliche Unwesen zu Felde zog (an Eichstädt 11. Januar 1802).

Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate. Germanien 1804. 447 S. gr. 8.

(Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 74. Den 21. März 1804. Sp. 590 f.)

Diese Schrift wird viele Leser finden, wie sie auch verdient. Zwar kann man nicht sagen, daß der Verfasser sich auf einen höheren Standpunkt erhebe und als völlig unparteiischer Geschichtschreiber verfahre; er gehört vielmehr zu den mitlebenden, mitleidenden, mitmeinenden und nimmt manches Ärgernis an dem außerordentlichen Manne, der durch seine Unternehmungen, seine Thaten, sein Glück die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt.

Wohlbekannt ist der Verfasser mit dem Verlauf der Revolution und hat auch die neusten Zustände mit Augen gesehen. Er ist von manchen Privatverhältnissen gut unterrichtet, ob sich schon hie und da eine Sage mit einschleichen mochte, dergleichen in einer großen Masse von teilnehmenden, erzählenden, wiedererzählenden, leidenschaftlich bewegten Menschen notwendig entstehen müssen.

Die Schrift ist ohne Abteilungen in einem fortgehenden Stil, nicht ohne Methode geschrieben. Es findet sich keine Inhaltsanzeige, die wir durch einen kurzen Auszug der vorzüglichsten Materien einigermaßen ersetzen wollen, um den Leser mit dem Buche im allgemeinen bekannt zu machen.

Des Helden Jugend und erste Schritte, bis S. 12. Thaten, Konsulat, b S. 29. Redner und Schriftsteller wirken gegen ihn, b. S. 42. Krieg, Schlacht von Marengo, seine Wiederkehr, b. S. 54. Redner und Schriftsteller gegen und für die Alleinherrschaft, b. S. 63. Erste Bewegung der Emigrierten, b. S. 68. Notdürftige Popularität, b. S. 69. Mordanschläge. Der Konsul zieht sich mehr zurück. Friede, b. S. 97. Einleitung der katho-

1. Napoleon Bonaparte. In der Ausgabe letzter Hand 33, 129 ff. — Verfasser ist der Graf Gustav von Schlabrendorf (1750—1824), nicht Reichardt. Vergl. über ihn Varnhagen von Ense in Raumers historischem Taschenbuch, dritter Jahrgang, Leipzig 1832 S. 247 ff. Dort heißt es mit Bezug auf das von Goethe besprochene Buch (S. 257 f.): Das berühmte Buch „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate“ ... ist wesentlich sein Werk, aus seinem Geist, aus seinen Mitteilungen und den größten Teil nach unstreitig aus seiner Feder geflossen; dem Kapellmeister Reichardt, den man lange als Verfasser insgeheim, und später, als die Gefahr geschwunden war, öffentlich genannt hatte, gebührt nur das Verdienst, dem Buche ein mutvoller (wenngleich anonymer) Herausgeber gewesen zu sein, und dem Texte vielleicht hin und wieder einen Zusatz oder eine im Einzelnen nötig erachtete Ausdrucksveränderung gegeben zu haben.“ Goethe hielt es für das Beste, über diese „nagelneue“ Schrift mit leichten Fußspitzen hinzuschreiten (an Eichstädt 7. März 1804). Der Aufsatz ist hier zum erstenmale getreu nach Goethes eigenhändiger Niederschrift wiedergegeben, bis auf die Rechtschreibung. — 4. wie. In allen früheren Drucken „die“.

lischen Religion, b. S. 109. Schulen, b. S. 116. Gesetzbuch, b. S. 118. Veränderung im Tribunat, b. S. 124. Italienische Verhältnisse, b. S. 128. Öffentliche und Privatverhältnisse bis zur Konstitution der italienischen Republik, b. S. 142. Öffentliche Blätter, b. S. 148. Lebenslängliches Konsulat. Neues Senatuskonsult deshalb, b. S. 169. Polizei-Verweisungen, b. S. 178. Opponierende Schriftsteller. Redner. Camille Jordan, b. S. 189. Hofumgebung, b. S. 207. Talleyrand, b. S. 216. Caprara, b. S. 229. Militär, b. S. 252. Familienglieder. Begünstigte, b. S. 263. Verhältnis zu England, b. S. 278. Englischer Gesandter, b. S. 300. Wissenschaftliche Institute, b. S. 320. Ältere und neuere Schilderungen der Nation, b. S. 339. Benehmen gegen die Schweiz, b. S. 350. Krieg mit England. Besetzung von Hannover, b. S. 369. Charakter der Nation. Gegenwärtige Lebensweise, b. S. 405. Künste. Theater. Lotterie. Pachtungen. Reichtümer der Privatpersonen. Lieferanten. Industrie, b. S. 435. Speziale Tribunale, b. S. 442. Schluß und versprochne Fortsetzung, b. S. 447.

Der Verfasser verspricht Unparteilichkeit. Läßt sich auch diese schöne Pflicht unter den gegebnen Umständen wohl schwerlich leisten, so wird er schon Dank verdienen, wenn er den Begebenheiten aufmerksam folgt und seine Überzeugung aufrichtig ausspricht.

— e —

Lyrische Gedichte von Johann Heinrich Voß. Königsberg, bei Nicolovius, 1802. Erster Band, Oden und Elegien. 1.—3. Buch. 340 S. — Zweiter Band, Oden und Lieder. 1.—3. Buch. 326 S. — Dritter Band, Oden und Lieder. 4.—6. Buch. 316 S. — Vierter Band, Oden und Lieder. 7. Buch. Vermischte Gedichte, Fabeln und Epigramme. 399 S. 8.

(Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 91 und 92. Den 16. und 17. April 1804. Sp. 97—103, 105—108.)

Indem wir die Verzeichnisse sämtlicher Gedichte, wie solche den Bänden regelmäßig vorgedruckt sind, am Eingange betrachten,

6. Polizei-Verweisungen. In den Drucken nur „Verweisungen“. — 19 ff. Der Verfasser ... ausspricht. Der letzte Absatz lautete ursprünglich: „Der Verfasser verspricht unparteiisch zu sein. Wir fordern es nicht, wir erwarten es nicht; er spreche nach seiner Überzeugung und er hat das Seinige gethan.“ — 24. Lyrische Gedichte von Johann Heinrich Voß. Zweiter Druck (B) in der Ausgabe letzter Hand 33, 146 ff. — Die hier besprochene Ausgabe ist die zweite von Voß selbst veranstaltete; die Recension bezieht sich aber nur auf die vier letzten Bände der sechs Teile umfassenden Ausgabe. (Die

so finden wir die Oden und Elegien des ersten Bandes, imgleichen die Oden und Lieder der drei folgenden, nicht weniger die übrigen kleineren Gedichte unter sich durchaus nach der Jahrzahl geordnet.

Eine Zusammenstellung der Art, die schon mehreren Dichtern gefiel, deutet, besonders bei dem unsrigen, auf ruhige, gleichförmige,

erste war 1785—1795 in zwei Bänden erschienen, die dritte und letzte folgte erst als „Auswahl der letzten Hand" 1825.) Schon bei Begründung der „Jenaischen Litteratur-Zeitung" schrieb Goethe an den Herausgeber (13. Oktober 1803) in Bezug auf die Besprechung von Vossens Gedichten: „Wollen wir in Weimar gern übernehmen." Unmittelbar nach dem Erscheinen beschäftigte sich Goethe damit (Tagebuch 6. August 1802), dann nahm er am 19. und 20. Januar 1804 die Gedichte wieder für die Recension vor, entwarf dieselbe am 21. Januar und arbeitete bis zum 28. täglich daran. Vom 9. Februar bis 8. April weilte Heinrich Voß in Weimar und bearbeitete vermutlich in dieser Zeit die von ihm gelieferten Teile der Besprechung. Vom 1.—3. April finden wir sie wieder im Tagebuch erwähnt, am 11. April übersendet sie Goethe dem Redakteur mit der Bemerkung: „damit sie fertig sei, nicht weil ich sie für fertig halte; ich hätte gern noch länger daran ausgeputzt. Möge sie als ein geringes Zeichen meines guten Willens gegen Ihr Institut und gegen unsern fürtrefflichen Freund erscheinen." — Die Besprechung ist, wie Sauer in seiner Einleitung zu Vossens Gedichten (D. Nat.-Litt. Bd. 49 S. LXVI) bemerkt, keine Kritik im eigentlichen Sinne des Wortes: eine liebevoll eingehende Analyse des Stoffes. Sie sollte Voß, der damals gerade nach seiner Pensionierung die Übersiedelung von Eutin nach Jena plante, zeigen, mit welcher Wärme hier seine Leistungen anerkannt wurden, daß man auch vor allem dem Menschen, der sich in ihnen offenbarte, mit offenen Armen entgegenkam. Den Romantikern freilich, die Voß aufs grimmigste haßten und ihn als Dichter verachteten, erschien ein solches Urteil Goethes so unmöglich, daß sie es für Ironie hielten. A. W. Schlegel (Kritische Schriften. Berlin 1828. 2, 118 f) berichtet, daß Voß Goethen wiederholt und dringend um eine Recension gebeten habe; er sei vor Freude außer sich gewesen, als sie nach begreiflichen Zögerungen endlich erschien, während doch keinem gewitzigten Leser die Ironie darin hätte entgehen können. Man sei nur im Zweifel gewesen, ob sich diese wider den Willen des Beurteilers von selbst eingefunden, indem er wohlwollend alles zum Besten kehrte, oder ob eine selbstbewußte Schalkheit im Hintergrunde gelauscht habe. Schlegel hielt nach dem Zeitpunkte der Abfassung das letzte für wahrscheinlicher. Koberstein (Geschichte der deutschen National-Litteratur 4^3, 223) vermutet sogar, daß Voß selbst darüber ungewiß geworden sei, wie er diese Recension zu verstehen habe. Zur Widerlegung dieser Meinung und zugleich des oben angeführten boshaften Geredes genügt es darauf hinzuweisen, daß, nach dem Zeugnis von Heinrich Voß, Goethe selbst dessen Vater die Recension mit erhobener Stimme vorgelesen und ihn gefragt habe, ob er damit zufrieden sei. Abgesehen davon spricht aber auch jedes Wort darin für jeden unbefangen Urteilenden weiter nichts als reine Teilnahme und liebevolle Versenkung in das Wesen einer Dichternatur aus. Schon früher wußte man, daß Heinrich Voß, der Sohn des Dichters, an dieser Recension mitgearbeitet habe. Er selbst bezeichnete (Mitteilungen über Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß. Heidelberg 1834. S. 11) die Stelle über die höheren Stände und den letzten, Sprache, Rhythmus und Mythologie behandelnden Teil als sein Eigentum. Dieser Angabe scheint die Beschaffenheit des Originalmanuskripts zu widersprechen. Es besteht aus 13 Blättern in 4^0; von diesen stammen die ersten acht von einer andern Hand, vielleicht von Heinrich Voß, außer einzelnen Korrekturen und einer längern Stelle, die Goethe selbst eingeschoben hat. (Ja, und er würde sich ... harmonisch gewaltig auszustürmen.) Die letzten fünf Blätter sind ohne Unterbrechung eigenhändig von Goethe geschrieben, beginnend mitten im Satze mit den Worten: „selbst schon aufgegeben von fremden Lippen zurück", bis zur ersten Zeile des Schlußgedichts. Es erscheint gewagt, aus dieser Beschaffenheit der Handschrift irgend welche Schlüsse zur Bestimmung des Anteils, den Goethe an dem Aufsatz hat, zu ziehen, zumal da Heinrich Voß selbst von den von ihm bearbeiteten Stellen sagt: „Versteht sich, daß Goethe nachher revidierte, um den Stil mit dem seinigen gleichförmig zu machen, wo es mir nicht gelungen war." Heinrich Voß schreibt an Boie (den 9. April 1804): „Was sagen Sie zu seiner [Goethes] Recension von meines Vaters Gedichten? Welch ein schöner Gedanke, des Dichters poetisches Leben aus seinen Gedichten zu entwickeln, und welch ein tiefes Studium der Gedichte in dieser Entwickelung! Ein

stufenweis erfolgte Bildung und giebt uns ein Vorgefühl, daß wir in dieser Sammlung mehr vielleicht als in irgend einer anderen das Leben, das Wesen, den Gang des Dichters abgebildet empfangen werden.

Jeder Schriftsteller schildert sich einigermaßen in seinen Werken, auch wider Willen, selbst; der gegenwärtige bringt uns vorsätzlich Inneres und Äußeres, Denkweise, Gemütsbewegungen mit freundlichem Wohlwollen dar und verschmäht nicht, uns durch beigefügte Noten über Zustände, Gesinnungen, Absichten und Ausdrücke vertraulich aufzuklären.

Und nun, auf eine so freundliche Weise eingeladen, treten wir ihm näher, suchen ihn bei sich selbst auf, schließen uns an ihn und versprechen uns im voraus reichen Genuß und mannigfaltige Belehrung und Bildung.

In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn sich seines Daseins freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermuteten

Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole her stürmend, bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis; ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indes sich der Dichter wohlverwahrt häuslicher Wöhnlichkeit freut und wohlgemut solchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter sicherem Obdach, in liebevollem, vertraulich-gesprächigem Kreise das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achse mit Brennholz befrachtet knarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzuge gesellt, durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die Halberstarrten aufnimmt, eine lebhafte Flamme des Kamins

wahres lebendiges Votivgemälde. Fast jedes Wort könnte als Citat ein Lied bekommen. Ungemein schön ist der Übergang von den Herbstliedern zu den religiösen. — Ich habe diese Recension recht von Grund aus entstehen sehen. Gewöhnlich des Abends von 8—10 las ich Goethen die Gedichte vor. Als ich das Herbstlied anfangen wollte: 'Die Bäume stehn der Frucht entladen', nahm er mir das Buch aus der Hand und sagte: das will ich selber lesen. Er las es und gleich darauf: 'Trost im Grabe'. Die Worte in der Recension, mit denen er diese Lieder bezeichnet, mögen Ihnen die gerührte Stimmung aussprechen, womit er sie las."

die eindringenden Gäste begrüßt, Tanz, Chorgesang und mancher erwärmende Genuß der Jugend sowohl als dem Alter genugthut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, befreit sich ein erwärmter Boden nur einigermaßen von dieser lästigen Decke, so eilt mit den Seinen der Dichter alsbald ins Freie, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquicken und die zuerst erscheinenden Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger Güldenklee wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hause gebracht, wo diese Vorboten künftigen Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr; immer findet man den Dichter draußen, auf sanften Pfaden, um seinen See herstreichen. Jeder Busch entwickelt sich im einzelnen, jede Blütenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man im Sonnenschein um ihn her Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgend eine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Äste zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der gemütvolle Dichter als ein Priester der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand und weiht sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln und übertönt das Leben des Tags mit vielfachen Accenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt und sein bewegliches Bild auf der leise wogenden Wasserfläche einem jeden schlängelnd entgegenschickt; wenn der Kahn sanft dahinwallt, das Ruder im Takte rauscht und jede Bewegung den Funken eines Wiederscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet und jedes Herz zum Gefühle aufruft: dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zartheit, von den ersten

4. erwärmter. In B erwärmender.

Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie bis zu jener stillen, anmutigen, schüchternen Lüsternheit, wie sie aus den engern Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorsprießt. Ein wallender Busen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kuß beleben das Lied. Doch ist es immer der Bräutigam, der sich erkühnt, immer die Braut, welche nachgiebt, und so beugt selbst alles Gewagte sich unter ein gesetzliches Maß; dagegen erlaubt er sich manches innerhalb dieser Grenze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zustände, und eine beängstete Braut wird unter lebhaften Zudringlichkeiten mutwilliger Gäste zu Bette gebracht.

Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel ins Grüne, zur Laube, zum Gebüsch, und da ist er auf die heiterste, herzlichste und zarteste Weise zu Hause.

Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle weht durch das Lied; Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten abwärts, und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift; keine der verschiedenen Ernten versäumt der Dichter, alle feiert er durch seine Gegenwart.

Und hier ist wohl der Ort, zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern deutschen Volksklasse unser Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden schon hat.

Seine Gedichte bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle stellen zwar mehr die Reflexion eines Dritten als das Gefühl der Gemeine selbst dar; aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfener sich bei der Heu-, Korn- und Kartoffelernte finden wollte; wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft: so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohlthat erzeige. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist, wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken und ihn dabei wünschenswert zu finden gewöhnt wird. Man singe das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforscher selbst zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung nach langem, stillem Weben und Wirken vegetabilischer Kräfte zum Vorschein kommt, und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der

Erde quillt, so wird man erst das Verdienst dieser und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtsinnigen, zerstreuten, alles für bekannt annehmenden Menschen auf die ihn alltäglich umgebenden, alles ernährenden hohen Wunder aufmerksam zu machen unternimmt.

Kaum aber ist alles dieses Gute in des Menschen Gewahrsam gebracht, so schleicht auch der Herbst schon wieder heran, und unser Dichter nimmt rührenden Abschied von einer wenigstens in der äußeren Erscheinung hinfälligen Natur. Doch seine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Käfichtlaube fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfnis der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Zirkel anschmiegen, und ein verscheidender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahrszeit.

Denn so gewiß nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen; sie werden sich in der Gegenwart eines alliebenden Vaters wiederfinden und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wornach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstrebten. Ebenso ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Überzeugung, daß alles der Vorsorge eines weisen Gottes sich zu erfreuen habe, der mit seiner Kraft jeden erreicht und sein Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieses Wesens im Dichter die höchste Klarheit und Vernünftigkeit und zugleich eine Versicherung, daß jene Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch Klänge sind, ein Wonnegefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher

35. Klänge sind, ein Wonnegefühl. In B: „Klänge sind, und daraus entspringt ein Wonnegefühl".

alles Widerstrebende, Besondere, Abweichende aufgelöst und verschlungen wird.

Wir haben bisher die sanfte, ruhige, gefaßte Natur unseres Dichters mit sich selbst, mit Gott, mit der Welt in Frieden gesehen; sollte denn aber nicht eben jene Selbständigkeit, aus der sich ein so heiteres Leben nach den inneren Kreisen verbreitet, öfter von außen bestürmt, verletzt und zu leidenschaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch die Frage läßt sich vollständig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Überzeugung, durch eigentümliche Kraft, durch festen Willen aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu sein, solche Vorteile nur durch ein ungefesseltes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das durch Absonderung von der Welt immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß so manche Glieder der höheren Stände ihre angeborenen großen Vorrechte und unschätzbaren Bequemlichkeiten vernachlässigen und hingegen Ungeschick, Roheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet, so kann er einen solchen Leichtsinn nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdies mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst begegnen, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sich launigt von heiteren Gastmählern und Trinkzirkeln, wo offene Menschlichkeit vom Herzen ins Herz strömen und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

Mit heiligem, feierlichen Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschließenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegenzuwirken.

Wo aber angeborene Vorteile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu und erwirbt sich die schätzenswertesten Freunde.

Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Anteil an jenem

3. „Der erste Einschub des jüngeren Voß hebt unstreitig an mit 'Wir haben bisher die sanfte' und geht fort bis 'Denkweise auch hier unterlegen darf'. Man kann dieses Einschiebsel herausnehmen, und der Ausdruck der Recension bewahrt gleichmäßig den durch jenes unterbrochenen Schwung ohne Störung des Zusammenhangs." v. B. Ohne Zweifel trifft diese Meinung v. Bs. das Richtige.

dichterischen Freiheitssinn, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgesinnte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit ins Leben und in die Kunst hinübertrug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im besonderen, doch im allgemeinen auf Herstellung von Recht und Freiheit zu sinnen für Pflicht hielt Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen; aber man glaubte sie zu Hause, auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Rittersitzen, in Kabinetten, an Höfen zu finden; und da nun gar Klopstock durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhain der deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Gesanges geschlagen hatte, so war es natürlich, daß unter der Jugend sich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Wesen und Unwesen eine Zeit lang vor sich hin trieben, und man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Teil, um die Sklavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

Auch ist in der Folge die Annäherung zum französischen Freiheitskreise nicht heftig, noch von langer Dauer; bald wird unser Dichter durch die Resultate des unglücklichen Versuchs abgestoßen und kehrt ohne Harm in den Schoß sittlicher und bürgerlicher Freiheit zurück.

Innerhalb des Kunstkreises läßt er denn auch manchmal seinen Unmut sehen; besonders äußert er sich kräftig, ja, man kann sagen hart gegen jene vielfachen unsicheren Versuche, durch die das deutsche Dichterwesen eine Zeit lang in Verwirrung geriet. Hier scheint er nicht genugsam zu sondern, alles mit gleicher Verdammnis zu strafen, da doch selbst aus diesem chaotischen Treiben manches Schätzenswerte hervorging. Doch sind Gedichte und Stellen dieser Art wenige, gleichnisweise gefaßt und ohne Schlüssel kaum verständlich; deswegen man des Dichters sonstige billige Denkweise auch hier unterlegen darf.

Daß überhaupt eine so zarte, in sich gekehrte, von der Welt weggewandte Natur auf ihrem Lebenswege nicht durchaus gefördert,

1 f. im Genuß zehnjährigen Friedens. Gemeint ist die Zeit von 1763—1773.

erleichtert und in heiterer Thätigkeit gekräftigt worden, läßt sich wohl vermuten. Doch wer kann sagen, daß ihm ein solches Los gefallen sei! Und so finden wir schon in manchen früheren Gedichten ein gewisses zartes Unbehagen, das durch den Jubel des Rundgesanges wie durch die heitere Feier der Freundschaft und Liebe unvermutet hindurchblickt und manches herrliche Gedicht stellenweis einer allgemeineren Teilnahme entzieht. Nicht weniger bemerken wir spätere Gesänge, in denen gehindertes Streben, verkümmerter Wachstum, gestörtes Erscheinen nach außen, Kränkungen mancher Art mit leisen Lauten bedauert und verlorene Lebensepochen beklagt werden. Dann aber tritt er mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig, wie um sein eigenes Dasein, dann läßt er es an Heftigkeit der Worte, am Gewicht der Invektiven nicht fehlen, wenn die erworbene heitere Geistesfreiheit, dieser aus dem Frieden mit sich selbst hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall, über die sittliche Ordnung desselben, wenn die kindliche Neigung gegen den, der alles leitet und regiert, einigermaßen getrübt, gehindert, gestört werden könnte. Will man dem Dichter dieses Gefühl allgemeinen heiligen Behagens rauben, will man irgend eine besondere Lehre, eine ausschließende Meinung, einen beengenden Grundsatz aufstellen, dann bewegt sich sein Geist in Leidenschaft, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr und schreitet gewaltig gegen die ihn so fürchterlich bedrohenden Irrsale, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen vernunftversinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verketzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel.

Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Überzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heiteren Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner im Norden verbreitete, mit vielen anderen das eigentliche Glück seines Daseins schuldig sei? Sollte man zu jener scheinbar gerechten, aber parteisüchtig grundfalschen Maxime stimmen, welche dreist genug fordert, wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant sein? Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.

Ja, wir begreifen um so mehr die leidenschaftlichen Besorgnisse des Dichters, da ihm noch von einer anderen Seite jene düsteren Übermächte drohen; sie drohen, ihm einen Freund zu rauben, einen Freund in dem wichtigsten Sinne des Wortes. Wenn unser Dichter, wie wir gesehen, so liebevoll an allem hangen kann, was nicht einmal seine Neigung zu erwidern vermag, wie muß er sich erst ans Teilnehmende, an Menschen, an seinesgleichen, an vorzügliche Naturen anschließen und sie zu seinen kostbarsten Gütern zählen!

Gebildete, nach Bildung strebende Männer sucht frühe sein Geist, sein Gefühl auf. Schon schweben Hagedorn und Kleist, die erstverschiedenen, gleichsam selig gesprochenen deutschen Dichtergestalten, in die ätherischen Wohnungen voraus, auf sie ist der Blick jüngerer Nachkömmlinge gerichtet, ihre Namen werden in frommen Hymnen gefeiert. Nicht weniger sieht man die lebendig vorstehenden, vorantretenden gebildeten Meister und Kenner Klopstock, Lessing, Gleim, Gerstenberg, Bodmer, Ramler, von den neu aufsprießenden, im Hochgefühl eigenen Vermögens, mit kraftvoller Selbstschätzung und würdiger Demut verehrt. Schon erscheinen die Namen Stolberg, Bürger, Boie, Miller, Hölty in freundschaftlicher Anerkennung des Ruhmes wert, den ihnen das Vaterland bald bestätigen sollte.

In diesem Chor von Freunden, von Verehrten setzt der Dichter ohne bedeutenden Verlust lange sein Leben fort; ja, es gelingt ihm, die Fäden akademischer Frühzeit durch Freundschaft, Liebe, Verwandtschaft, eheliche Verbindung, durch fortgesetzte Teilnahme, durch Reisen, Besuch und Briefwechsel in seinen übrigen Lebensgang zu verweben.

Wie muß es daher den liebenswürdig Verwöhnten schmerzen, wenn nicht der Tod, sondern abweichende Meinung, Rückschritt in jenes alte, von unseren Vätern mit Kraft bekämpfte, seelenbedrückende Wesen ihm einen der geliebtesten Freunde auf ewig zu entreißen droht! Hier kennt er kein Maß des Unmuts; der

1 ff. Ja, wir begreifen ... in dem wichtigsten Sinne des Wortes. Zwischen Voß und seinem Freunde, dem Grafen Friedrich Stolberg, entstanden infolge von dessen Neigung und späterem Übertritt zum Katholizismus heftige, auch in litterarischer Fehde ausgetragene Zerwürfnisse. Vgl. Vossens Biographie (D. Nat.-Litt. Bd. 49, S. CXXIII ff.) und Goethes Epigramm „Voß contra Stolberg" (Werke III, 2, 148), sowie Annalen 1820.
20 f. Stolberg ... Hölty. Die Genossen, die im Göttinger Hainbunde mit Voß vereint waren.

Schmerz ist grenzenlos, den er bei so trauriger Zerstückelung seiner schönen Umgebungen empfindet. Ja, und er würde sich aus Kummer und Gram nicht zu retten wissen, verlieh' ihm die Muse nicht auch zu diesem Falle die unschätzbare Gabe, jenes bedrängende Gefühl am Busen eines teilnehmenden Freundes harmonisch gewaltig auszustürmen.

Wenden wir uns nun von dem, was unser Dichter als allgemeines und besonderes Gefühl ausspricht, wieder zurück zu seinem darstellenden Talent, so drängen sich uns mancherlei Betrachtungen auf.

Eine vorzüglich der Natur und, man kann sagen, der Wirklichkeit gewidmete Dichtungsweise nimmt schon da ihren Anfang, wo der übrigens unpoetische Mensch dem, was er besitzt, dem, was ihn unmittelbar umgiebt, einen besonderen Wert aufzuprägen geneigt ist. Diese liebenswürdige Äußerung der Selbstigkeit, wenn uns die Erzeugnisse des eigenen Grundes und Bodens am besten schmecken, wenn wir glauben, durch Früchte, die in unserem Garten reiften, auch Freunden das schmackhafteste Mahl zu bereiten, diese Überzeugung ist schon eine Art von Poesie, welche der künstlerische Genius in sich nur weiter ausbildet und seinem Besitz nicht nur durch Vorliebe einen besondern, vielmehr durch sein Talent einen allgemeinen Wert, eine unverkennbare Würde verleiht und sein Eigentum dergestalt den Zeitgenossen, der Welt und Nachwelt zu überliefern und anzueignen versteht.

Diese gleichsam zauberische Wirkung bringt eine tieffühlende, energische Natur durch treues Anschauen, liebevolles Beharren, durch Absonderung der Zustände, durch Behandlung eines jeden Zustandes in sich als eines Ganzen schaffend hervor und befriedigt dadurch die unerläßlichen Grundforderungen an inneren Gehalt; aber damit ist noch nicht alles geschehen; auch äußerer Mittel bedarf es, um aus jenem Stoff einen würdigen Körper zu bilden. Diese sind Sprache und Rhythmus! Und auch hier ist es, wo unser Dichter seine Meisterschaft aufs höchste bewährt.

Zu einem liebevollen Studium der Sprache scheint der Niederdeutsche den eigentlichsten Anlaß zu finden. Von allem, was undeutsch ist, abgesondert, hört er nur um sich her ein sanftes, behagliches Urdeutsch, und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen.

2 ff. Ja, und er ... auszustürmen. Nachträglich von Goethes Hand in das Manuskript eingefügt.

Ja, wenn er ans Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundsilben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches Eigene, das er selbst schon aufgegeben, von fremden Lippen zurück und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche, der an Völkerstämme ganz verschiedenen Ursprungs angrenzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken.

Diesen ersten Teil der Sprachkunde läßt sich unser Dichter gewissenhaft angelegen sein. Die Ableitung führt ihn auf das Bedeutende des Wortes, und so stellt er manches gehaltvolle wieder her, setzt ein mißbrauchtes in den vorigen Stand, und wenn er dabei mit stiller Vorsicht und Genauigkeit verfährt, so fehlt es ihm nicht an Kühnheit, sich eines harten, sonst vermiedenen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen. Durch eine so genaue Schätzung der Worte, durch den bestimmten Gebrauch derselben entsteht eine gefaßte Sprache, die sich, von der Prosa weg, unmerklich in die höheren Regionen erhebt und daselbst poetisch für sich zu schalten vermögend ist. Hier erscheinen die dem Deutschen sich darbietenden Wortfügungen, Zusammensetzungen und Stellungen zu ihrem größten Vorteil, und man kann wohl sagen, daß sich darunter unschätzbare Beispiele finden.

Und nicht bloß diesen ans Licht geförderten Reichtum einer im tiefsten Grunde edlen Sprache bewundern wir, sondern auch, was der Dichter bei seiner hohen Foderung an die Rhythmik durch Befolgung der strengsten Regeln geleistet hat. Ihn befriedigte nicht allein jene Gediegenheit des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt ist, keines einen Nebenbegriff zuläßt, sondern bestimmt und einzig seinen Gegenstand bezeichnet; er verlangt zur Vollendung Wohllaut der Töne, Wohlbewegung des Periodenbaues, wie sie der gebildete Geist aus seinem Innern entwickelt, um einen Gegenstand, ein Empfundenes völlig entsprechend und zugleich bezaubernd anmutig auszudrücken. Und hier erkennen wir sein unsterbliches Verdienst um die deutsche Rhythmik, die er aus so manchen schwankenden Versuchen einer für den Künstler so erwünschten Gewißheit und Festigkeit entgegen-

1. Schiffer des Auslandes. Zuerst stand in der Handschrift „fremde Schiffer", Goethe änderte zuerst in „ausländische Schiffer", und setzte endlich die obige Fassung ein. — 3. selbst schon aufgegeben. Von diesen Worten an zeigt das Manuskript bis zum Schluß Goethes Hand. — 21. v. B. vermutet, daß hier der von Heinrich Voß nach dessen eignen Worten gelieferte, über Sprache, Rhythmus und Mythologie handelnde letzte Teil des Aufsatzes beginne. Doch mag vielleicht auch schon einer oder mehrere der vorangehenden Absätze von ihm verfaßt sein.

hebt. Aufmerksam horchte derselbe den Klängen des griechischen Altertums, und ihnen fügte sich die deutsche Sprache zu gleichem Wohllaute. So enthüllte sich ihm das Geheimnis der Silbenmaße, so fand er die innigste Vereinigung zwischen Poesie und Musik und ward unter dem Einflusse eines freundschaftlichen Zusammenlebens mit Schulz in den Stand gesetzt, solche Früchte einer gemeinsamen Anstrengung seinem Vaterlande auf praktischem und theoretischem Wege mitzuteilen.

Besonders angenehm ist das Studium jener Gedichte, die sich der Form nach als eine Nachbildung der aus dem Altertum geretteten ankündigen. Belehrend ist es, zu beobachten, wie der Dichter verfährt. Hier zeigt sich nicht etwa nur ein ähnlicher Körper, notdürftig wiederhergestellt; derselbe Geist vielmehr scheint ebendieselbe Gestalt abermals hervorzubringen.

Wie nun der Dichter den Wert einer bestimmten und vollendeten Form lebhaft anerkennt, die er bei seinen letzten Arbeiten völlig in der Gewalt hat, so wendet er eben diese Foderung auch gegen seine früheren Gedichte und bearbeitet sie musterhaft nach den Gesetzen einer in ihm später gereiften Vollkommenheit.

Haben daher Grammatiker und Techniker jene Leistungen besonders zu würdigen, so liegt uns ob, daß wir das übernommene Geschäft, den Dichter aus dem Gedicht, das Gedicht aus dem Dichter zu entwickeln, mit wenigen Zügen vollenden.

Auch innerhalb des geschlossenen Kreises der diesmal anzuzeigenden vier Bände finden wir ihn, wie er sich zum vorzüglichen Übersetzer jener Werke des Altertums nach und nach ausbildet.

Durch den entschiedenen, oben gepriesenen Sieg der Form über den Stoff, durch manches von äußerer Veranlassung völlig unabhängige Gedicht zeigt uns der Dichter, daß es ihm frei stehe, das Wirkliche zu verlassen und ins Mögliche zu gehen, das Nahe wegzuweisen und das Ferne zu ergreifen, das Eigene aufzugeben und das Fremde in sich aufzunehmen. Und wie man zu sagen pflegte, daß neben dem römischen Volke noch ein Volk von Statuen die Stadt verherrliche, so läßt sich von unserem Dichter

6. Schulz. Der Komponist Johann Abraham Peter Schulz (1747—1800) ist gemeint. Er wußte den Volkston sehr glücklich zu treffen und mehrere seiner Lieder haben sich bis jetzt erhalten, vor allem das bekannteste darunter „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben".

gleichfalls aussprechen, daß in ihm zu einer echt deutschen wirklichen Umgebung eine echt antike geistige Welt sich geselle.

Ihm war das glückliche Los beschieden, daß er den alten Sprachen und Litteraturen seine Jugend widmete, sie zum Geschäft seines Lebens erkor. Nicht zerstückeltes buchstäbliches Wissen war sein Ziel, sondern er drang bis zum Anschauen, bis zum unmittelbaren Ergreifen der Vergangenheit in ihren wahresten Verhältnissen; er vergegenwärtigte sich das Entfernte und faßte glücklich den kindlichen Sinn, mit welchem die ersten gebildeten Völker sich ihren großen Wohnplatz, die Erde, den übergewölbten Himmel, den verborgenen Tartarus mit beschränkter Phantasie vorgestellt; er ward gewahr, wie sie diese Räume mit Göttern, Halbgöttern und Wundergestalten bevölkerten, wie sie jedem einen Platz zur Wohnung, zur Wanderung den Pfad bezeichneten. Sodann, aufmerksam auf die Fortschritte des menschlichen Geistes, der nicht aufhörte, zu beobachten, zu schließen, zu dichten, ließ der Forscher die vollkommene Vorstellung, die wir Neuern von dem Erd- und Weltgebäude, sowie von seinen Bewohnern besitzen, aus ihren ersten Keimen sich nach und nach entwickeln und auferbauen. Wie sehr dadurch Fabel und Geschichte gefördert worden, ist niemand mehr verborgen, und sein Verdienst wird sich immer glänzender zeigen, je mehr dieser Methode gemäß nach allen Seiten hin gewirkt und das Gesammelte geordnet und aufgestellt werden kann.

Auf die Weise ward sein großes Recht begründet, sich vorzüglich an den Urbarden anzuschließen, von ihm die Dichterweihe zu empfangen, ihn auf seinen Wanderungen zu begleiten, um gestärkt und gekräftigt unter seine Landsleute zurückzukehren. So, mit festhaltender Eigentümlichkeit, wußte er das Eigentümliche jedes Jahrhunderts, jedes Volkes, jedes Dichters zu schätzen und reichte die älteren Schriften uns mit geübter Meisterhand dergestalt herüber, daß fremde Nationen künftig die deutsche Sprache als Vermittlerin zwischen der alten und neuen Zeit höchlich zu schätzen verbunden sind.

Und so werde zum Schluß das Hochgefühl gelungener unsäglicher Arbeit und die Einladung zum Genusse des Bereiteten mit des Dichters eigenen Worten ausgesprochen:

26. den Urbarden. Homer.

Mir trug Lyäos, mir der begeisternden
Weinrebe Sprößling, als, dem Verstürmten gleich
Auf ödem Eiland, ich mit Sehnsucht
Wandte den Blick zur Hellenenheimat.

Schamhaft erglühend nahm ich den heiligen
Rebschoß und hegt' ihn, nahe dem Nordgestirn,
Abwehrend Luft und Ungeschlachtheit
Unter dem Glas in erkargter Sonne.

Vom Trieb der Gottheit, siehe, beschleuniget,
Stieg Rankenwaldung, übergewölbt, mich bald
Mit Blüte, bald mit grünem Herling,
Bald mit geröteter Traub' umschwebend.

Im süßen Anhauch träumt' ich, der Zeit entflohn,
Wettkampf mit altertümlichem Hochgesang.
Wer lauter ist, der koste freundlich,
Ob die Ambrosiafrucht gereift sei!

Die Organisation der Koburg-Saalfeldischen Lande. Erster Band. Leipzig bei Fleischer dem Jüngern. 1803. 140 S. 8. (16 Gr.)

(Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 119. Den 18. Mai 1804. Sp. 328.)

Die allgemeine Einleitung sowie das derselben beigefügte Aktenstück beziehen sich vorzüglich auf die Hindernisse, welche bei der neuen Organisation der Fürstlich Koburg-Saalfeldischen Lande vorgekommen, und erregen insofern nur ein beschränktes Interesse; ein weit allgemeineres hingegen die Inhaltsanzeige dessen, was die folgenden Bände enthalten sollen. Denn was man sonst in Lehrbüchern der Staatsverwaltung als Anleitung und Vorschrift zu künftigem Handeln vorgetragen findet, das soll, als wirklich systematisch ausgeführt, nach einzelnen Abteilungen und Rubriken vollständig dargestellt werden — eine Zusage, die nicht allein den Geschäftsmann und Gelehrten, sondern auch jeden Weltbeobachter

1. Mir trug Lyäos u. s. w. Die letzten Strophen der Ode „Der Rebensproß", die den Schluß der „Oden und Elegien" in der von Goethe besprochenen Ausgabe bildet, vollständig abgedruckt D. Nat.-Litt. 49, 222 f. — 17. Die Organisation der Koburg-Saalfeldischen Lande. Verfasser des Buches war der Minister von Kretschmann. Nach Hirzel (Verzeichnis 4. Auflage S. 56) war die Recension Goethe aufgetragen; daß er sie auch geschrieben, wird einigermaßen durch seinen Brief an Eichstädt vom 27. November 1803 bestätigt, in dem er das Buch erwähnte.

zur Aufmerksamkeit reizen muß, und bis zu deren Erfüllung wir uns eine umständlichere Beurteilung dessen, was dieser einsichtsvolle Staatsmann geleistet hat, mit Vergnügen vorbehalten.

Ungedruckte Winkelmannische Briefe.

(Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1804. Nr. 26. Sp. 201—207.)

Von bedeutenden Männern nachgelassene Briefe haben immer einen großen Reiz für die Nachwelt, sie sind gleichsam die einzelnen Belege der großen Lebensrechnung, wovon Thaten und Schriften die vollen Hauptsummen vorstellen.

Besonders giebt es Menschen, die sich mehr in Briefen als im Umgange und sonst zu schildern bestimmt sind Unter diese gehört Winkelmann, der sich am freisten fühlte, wenn er, mit der Feder in der Hand, vor einem Briefblatte sich einem vertrauten Freund gegenüber wähnte.

Mehrere seiner gedruckten Briefe legen hievon ein Zeugnis ab, wozu die Sammlung, welche wir ankündigen, sich bedeutend gesellen wird. Die vorliegenden Briefe sind an einen Landsmann, Schulfreund und Hausgenossen mit der freisten Vertraulichkeit geschrieben; funfzehn derselben vor seiner Abreise nach Rom. Aus nachstehender Anzeige des Inhalts läßt sich ihr Wert schon genugsam schätzen.

1. Brief. Dresden d. 27. März 1752. Winkelmanns Reise nach Potsdam. Rückkunft nach Dresden. Unterredung mit dem

4. Ungedruckte Winkelmannische Briefe. Von der Herzogin Amalie erhielt Goethe die Briefe Winckelmanns an Berendis zur Herausgabe, die in dem Werke „Winkelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe" 1805 erfolgte. (Siehe Bd. 27 unsrer Ausgabe.) Als Vorläufer und Ankündigung des Buches erschien der obige Aufsatz. Am 25. Januar 1804 war der Auszug aus Winckelmanns Briefen fertig, am 28. Februar wurde er, nachdem die kleine Einleitung hinzugefügt war, an Eichstädt, den Leiter der Litteratur-Zeitung, gesandt. Am 4. März meldete dieser, daß die Ankündigung gedruckt sei. Im Tagebuch finden wir nur unterm 7. Februar 1804 eine darauf bezügliche Notiz: „Winkelmanns Briefe" (vermutlich ist an diesem Tage die Einleitung geschrieben); doch könnte auch die Bemerkung „Briefe" am 18., 19., 20., 30., 31. Januar unsern Aufsatz meinen. Goethes Vorschlag, gelegentlich einen der Briefe stückweise im Intelligenzblatt unter dem Strich abzudrucken, wurde nicht ausgeführt. Die Briefe sind auch enthalten in Winckelmanns Briefwechsel. Herausgegeben von Friedrich Förster. Berlin 1824. — 17 f. an einen Landsmann, Schulfreund und Hausgenossen. Hier. Dietr. Berendis (1719—1782), „der einzige, dem er sich bei seinem Religionswechsel ganz anvertraute, ... der einzige auch, mit dem er bis zu seinem Ende korrespondiert hat". Er bekleidete durch Winckelmanns Vermittelung eine Hofmeisterstelle im Hause des Grafen Heinrich von Bünau, als dessen Bibliothekar Winckelmann von 1748—1754 thätig war. — 22 f. Reise nach Potsdam. Im März 1752 war Winckelmann drei Wochen bei seinem Schüler und Freunde Lambrecht dort auf Besuch.

Pater R., seine zukünftige Lage in Rom betreffend. Vom nahen Profeß. Termin der Abreise nach Rom.

2. Brief. Dresden d. 8. Dez. 1752. Die Sache ist noch immer unentschieden. Entschuldigung und Beschönigung seines Umgangs mit dem Pater R., wenn er dem Grafen bekannt geworden sein sollte.

3. Brief. Nöthenitz d. 6. Januar 1753. Besorgnis, wie eine zu nehmende Religionsveränderung von seinem Freunde aufgenommen werden möchte. Verteidigung seines Entschlusses. Schilderung seines Charakters und bisherigen Lebens. Absicht, sich in der griechischen Litteratur hervorzuthun, treibe ihn nach Rom. Glaubensbekenntnis. Entfernte Anträge wegen der Religionsveränderung und der Stelle eines Bibliothekars beim Kardinal Passionei. Wunsch, den Grafen und seinen Freund zu sehen. Bitte um entscheidende Antwort.

4. Brief. Nöthenitz d. 11. Januar 1753. Übersendung eines Aufsatzes von der Königlichen Galerie. Der Kardinal dringt auf W. Abreise und vorherigen Profeß. W. Verlegenheit, wie er die Sache dem Grafen entdecken solle, und Furcht, daß dieser darüber aufgebracht werden möchte.

5. Brief. Dresden d. 29. Januar 1753. W. hat sich entschlossen, als Bibliothekar zum Kardinal Passionei zu gehen. Der Freund soll es dem Grafen entdecken.

6. Brief. Dresden d. 21. Februar 1753. Freude über des Grafen unerwartete Genehmigung. W. hat noch nicht Profeß gethan. Er sucht ihm zu entgehen und seinen Freund in Eisenach zu sprechen.

7. Brief. Nöthenitz d. 13. April 1753. Freude über eine Nachricht des Freundes. Der Nuntius dringt auf den Profeß. W. sucht ihn zu verschieben, bis er den Grafen gesprochen. Er erhält Aufschub bis zum 1. Junii. W. wünscht sich aus Dresden zu entfernen, um dem Andringen der protestantischen Geistlichkeit zu entgehen. Er schwankt noch. Wiederholtes Anerbieten des

1. Pater R. Leo Rauch, der Beichtvater Augusts III. — 5. dem Grafen. Heinrich von Bünau. — 13. Stelle eines Bibliothekars beim Kardinal Passionei. Dessen Büchersammlung war neben der des Grafen von Bünau damals die größte Privatbibliothek in Europa. — 16 f. Übersendung ... Galerie. An den Grafen von Bünau „gerichtet und auf ihn eingerichtet"; wohl einer der später in den „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke" verarbeiteten Aufsätze. — 29. Der Nuntius. Alberigo Graf von Archinto.

Kardinals in verbindlichen Briefen an den Nuntius. W. wünscht sehnlich den Grafen und seinen Freund zu sprechen.

8. Brief. Nöthenitz den 6. Julius 1754. Nachricht von seinen kränklichen Umständen und Ursache derselben. Er wünscht Erholung. Vom Katalog der gräflichen Bibliothek. Hoffnung seinen Freund zu sehen.

9. Brief. Nöthenitz d. 12. Julius 1754. Winkelmann hat endlich den entscheidenden Schritt gethan. Seine Gesundheit verlangt eine Gemütsveränderung. Er trägt selber dem Nuntius vor, daß er in seine Hände die Konfession verrichten wolle. Freude des Nuntius. Aktus. Winkelmanns Absichten in Rom. Unruhe desselben.

10. Brief. Nöthenitz d. 17. Sept. 1754. W. bedauert ein verloren gegangenes Schreiben seines Freundes. In einem beigeschlossenen Schreiben entdeckt er dem Grafen seinen Schritt. Seine Begriffe von Freundschaft. Aussichten auf die Zukunft. Der Leibarzt Bianconi verlangt ihn zu sprechen. Sein altes wiederkehrendes Übel macht ihn für sein Leben bange.

11. Brief. Dresden d. 29. Dez. 1754. W. lebt seit Anfang des Oktobers in Dresden, und wird mit Bianconi genauer bekannt. Anträge desselben den Dioscorides für ihn zu übersetzen, nebst andern Vorschlägen, die W. abweist und seine Besuche einstellt. Über den dem Grafen vorgeschlagenen Bibliothekar. W. hat zum erstenmal die Messe gehört. Seine Art zu leben.

12. Brief. Dresden d. 23. Januar 1755. W. darf sich keine Hoffnung auf eine Pension vom Hofe machen. Er hat neue Aussichten in Deutschland zu leben, wenn es ihm in Rom nicht glückte. Klagen über Lambrecht. Schreiben des Gouverneur in Rom an W. Er besucht wieder Bianconi. Er verlangt seine Excerpte und Papiere zurück.

13. Brief. Dresden d. 10. März 1755. Er dankt für die erhaltenen Excerpte. Seine litterarischen Sammlungen sind sehr angewachsen. Man hat ihm noch nichts Gewisses in Rom aus-

5. der gräflichen Bibliothek. Der Bünauschen. — 7 f. Winkelmann hat ... Schritt gethan. Am 11. Juli 1754 geschah sein Übertritt zur katholischen Kirche. — 9. Gemütsveränderung. Vielleicht Schreibfehler statt „Ortsveränderung"? Die angedeutete Stelle in Winkelmanns Brief lautet: „Meiner Gesundheit ist nicht anders zu helfen, als durch eine Veränderung. Hier fehlt es mir an aller Gemütsveränderung." — 11 f. In einem beigeschlossenen Schreiben. Abgedruckt bei Förster unter Nr. 26. — 20. Der Leibarzt Bianconi des Kurfürsten August III., später dessen Ministerresident in Rom. — 21. Dioscorides, *περὶ ὕλης ἰατρικῆς*, 5 Bücher, ca. 50 n. Chr.

gemacht. Bianconi macht Versuche, ihn in Dresden zu behalten. Er weist diese wie andere Vorschläge ab. Schilderung seiner Lebensart. W. hört die Messe. Warum er kein guter Katholik sein könne? Er lernt den Hofrat und Professor Dabroslaw kennen. Charakterzüge von Lambrecht.

14. Brief. Dresden d. 4. Junii 1755. Klagen über Lambrecht, der ihn zu betrügen sucht. Unzufriedenheit mit seinem Freunde über sein langes Stillschweigen. Er übersendet ihm ein Exemplar von seiner Schrift. Er dediziert sie nach einiger Unschlüssigkeit dem Könige selbst. Sie findet großen Beifall und wird ins Französische und Italienische übersetzt. Worin der Wert derselben bestehe? Was er sich dabei vorgesetzt habe? Er wolle sie selbst angreifen und den Angriff wieder beantworten, woran ihn nur die nahe Abreise verhindere. Erklärung der Kupfer.

15. Brief. Dresden d. 25. Julius 1755. Er schreibt zuerst mit einiger Gewißheit von seinen Umständen. Termin der Abreise. Reise-Route. Reise-Gesellschaft. Die Reise ist auf zwei Jahre festgesetzt mit 200 Reichsthaler jährlicher Pension. Seine künftigen Aussichten. Bianconi interessiert sich lebhaft für ihn. W. Betragen gegen denselben. Seine Hoffnungen auf ein ruhiges Leben in Rom. Seine Vorsätze. Urteil über Bayardi Prodromo di Ercolano. W. Schrift wird zweimal ins Französische übersetzt. Von seiner eigenen Gegenkritik und deren Beantwortung. Urteil über Hagedorns Schrift: über die Malerei. Von Lambrecht, der ihn betrogen hat. Abschied von seinem Freunde.

16. Brief. Rom d. 20. Dez. 1755. Ankunft in Rom Reise von Dresden über Eger, Amberg, die Oberpfalz, Regensburg, Neuburg bis Augsburg, nebst gelegentlichen Bemerkungen. Mit einem Kastraten reist er von Augsburg durch Tirol nach Venedig. Wie ihm Tirol gefallen. Urteile über die Einwohner und die dortige Natur. Venedig. Bologna. Art zu reisen Wirtshäuser. Betten. Beschreibung des Weges. Vino d'Orvietto. Zubereitung der Speisen. Sein erstes Geschäft in Rom. Vom Gouverneur

4. Dabroslaw, Professor in Frankfurt a. O., später Hofrat in Berlin. — 8 f. ein Exemplar von seiner Schrift. „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" 1755. — 22 f. Von seiner eigenen ... Beantwortung. „Sendschreiben über die Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke" u. s. w. und „Erläuterung der Gedanken von der Nachahmung ... und Beantwortung des Sendschreibens". — 23 f. Urteil über ... Malerei. „Betrachtungen über die Malerei" in der Bibliothek der schönen Wissenschaften 8, 233—259; dann als Buch Leipzig 1762.

in Rom. Bibliothek des Kardinals Passionei. Seine Bekanntschaft mit Mengs. Seine Art zu leben in Rom.

17. Brief. Im Julius 1756. Beschwerden über das Stillschweigen seiner deutschen Freunde. W. lebt für sich und sucht sich frei zu erhalten. Was seine Bestimmung sei. Urteil über die Franzosen, über Bernini und die Modernität. Beschreibung des römischen Lebens, und seiner Beschäftigungen. W. erste Schrift in Rom.

18. Brief. D. 29. Januar 1757. Entschuldigung seines langen Stillschweigens. Es geht ihm wohl. Er hat dem Kardinal Archinto seine Dienste antragen lassen, der sich viel mit ihm weiß und ihm eine Wohnung in seinem Palaste einräumt. Winkelmanns dreistes Benehmen. Seine Art zu leben. Monatliche Weinkur. Er macht die Bekanntschaft eines schönen jungen Römers. Galante Gespräche mit demselben. Urteile über die römischen Antiquare. Was die Franzosen sind? Er arbeitet seine Schrift über die Ergänzung der alten Statuen wieder um. Litterarische Projekte. Herausgabe einer unedierten Handschrift in Gemeinschaft mit einem römischen Prälaten. Reisevorhaben nach Neapel und Florenz Seine Kleidung. Er erfährt nun erst, welche Intriguen man ihm in Dresden gespielt. Der König läßt ihm seine Gnade versichern. Lebensgefahr durch eine Statue. Über den Papst. Die Kaiserliche Akademie der freien Künste in Augsburg ernennt ihn zu ihrem Mitgliede. Anfragen und Bitte um Nachrichten aus Deutschland. Sein Kompliment an den Abt Jerusalem. Römischer Winter.

19. Brief. D. 12. Mai 1757. Sein erster Besuch beim Kardinal Passionei. Er weiß sich bei dem Kardinal Archinto und dessen Hofleuten in Ansehen zu setzen. Er richtet dem Kardinal seine Bibliothek ein. Will seine Geschichte der Kunst ins Lateinische übersetzen lassen. Sein Entschluß, wenn der Kardinal ihn länger hinhalte. Rechtfertigung seiner dreisten Schreibart.

20. Brief. D. 5. Februar 1758 Einlage an einen gemein-

2. Mengs. Anton Raphael Mengs, seit 1744 Hofmaler Augusts III. — 6. Bernini, Lorenzo (1593—1680). W. nennt ihn „den größten Esel unter den Neueren". — 7 f. W. erste Schrift in Rom. „Von Restauration oder Ergänzung der alten Statuen." — 10 f. Kardinal Archinto, Giacomelli (siehe Brief 20), der „größte Gelehrte" Italiens in jener Zeit. — 18 f. Herausgabe ... Prälaten. Welche Handschrift hier gemeint ist, war nicht zu ermitteln. — 25. Abt Jerusalem in Braunschweig (1709—1789), einer der besten Theologen seiner Zeit. Das unglückliche Schicksal seines Sohnes hat bekanntlich Goethe den Hauptstoff zum „Werther" geliefert.

schaftlichen Freund. W. befindet sich vergnügt und gesünder als jemals. Angenehme Wohnung. Öffentliche Meinung von ihm. Wie er das erste Jahr gelebt, und womit er sich beschäftigt. Er faßt den Plan zu einer Geschichte der Kunst. Wird mit Giacomelli bekannt, und durch diesen beim Kardinal Passionei eingeführt, der ihn unter die Zahl seiner Freunde aufnimmt. Eifersucht des Kardinals Archinto. Winkelmanns Maximen. Abfertigung eines französischen Abbés. W. genießt das Leben. Seine Garderobe. Gehoffte Vorteile von seiner nahen Reise nach Neapel. Der Kurprinz empfiehlt ihn der Königin. Der Kardinal Archinto beschenkt ihn. W. schadet sich durch seine Aufrichtigkeit. Vorhaben in Neapel. Nachricht von dem Tode des Baron von Stosch und seinem Leben. Maler Reclam aus Berlin. Winkelmann liefert einen Aufsatz in die periodische Schrift der Augsburgischen Akademie. Von Bianconi. Winkelmanns Adresse. Wie er das Italienische spreche? Worauf es ankomme, sich bei den Italienern in Achtung zu setzen. Bitte um Nachrichten von Lambrecht. Winkelmann treibt das Münzstudium. Er lernt einen reichen Holländer kennen. Giebt seinem Freunde den Anfang von seiner Geschichte der Kunst. Römischer Winter. Wie er auf einen Deutschen wirke? Römische Küche und Tafel. Plötzlicher Frühling.

21. Brief. Im Mai 1758. Drittehalb-monatlicher Aufenthalt im Neapolitanischen. Lage von Portici. W. erwirbt sich den Beifall des Publikums und die Achtung des Königs. Betragen gegen seine Feinde und Neider. Er bringt es endlich dahin, der Königin vorgestellt zu werden. Er wird von den Großen zur Tafel gezogen. Urteil über Galliani, der sein Freund wird. Verschiedene Reisen in die umliegenden Gegenden: Pozzuolo, Bajä, Miseno, Cuma, Pesto. Beschreibung der Altertümer von Pesto, von Neapel und dem dortigen Klima. Vorzug des Römischen. Straße von Rom nach Neapel. Von der Gemäldegalerie und Bibliothek in Capo di Monte. Langwieriges Geschäft der Aufwickelung der Bücherrollen. Mazzocchi. Winkelmann legt die letzte Hand an sein Werk. Seine Absichten dabei. Er will es

12. Baron von Stosch. Philipp von Stosch geb. 1691. W. fertigte einen Katalog von dessen Gemmen-Kabinett an. — 13. Maler Reclam, Sohn eines Berliner Hofjuweliers. — 27. Galliani, Marchese, der Übersetzer des Vitruv. W. schreibt von ihm: „Ein Mann nach meinem Herzen." — 33. Mazzocchi, Alexius Symmachus, der „Nestor unter den Philologen Neapels"; nach W.s Urteil schon „halb kindisch". — 34. sein Werk. Die erste Bearbeitung der „Geschichte der Kunst des Altertums".

dem Kurprinzen dedizieren. Hoffnung zu einer Stelle in der Vaticana.

22. Brief. D. 12. Dez. 1759. Vorwürfe über seines Freundes Nachlässigkeit im Antworten. Nachricht von seinen Umständen. Seine Liebe zum Wein. Aufenthalt in Florenz, um das Stoschische Museum zu beschreiben, worüber er krank wird. Litterarische Vorsätze. Er ist Bibliothekar beim Kardinal Albani, dessen vertrauten Umgang er genießt, so wie des Kardinal Passionei, obgleich beide Feinde sind. Nachricht von seiner Lebensweise und seinen Vergnügungen. Seine Studien. Wodurch es ihm gelungen, sein Glück zu machen? Winkelmann macht einen Proselyten Er geht mit einer Reise nach Griechenland um.

23. Brief. D. 21. Februar 1761. Glückwunsch zu seines Freundes Vermählung. Von seiner eigenen glücklichen Lage, seinen Vergnügungen. Der Kardinal sucht ihn in Rom zu fixieren, während W. die Korrespondenz mit dem kurprinzlichen Hofe unterhält. Von seiner kleinen Schrift: Anmerkungen über die Baukunst. Nachfrage um Lambrecht. Reisevorsätze. Er ist Mitglied von drei Akademien.

24. Brief. D. 28. Sept. 1761. Nachricht von seinem Lebensgenuß, dem Leben der römischen Großen und ihren liberalen Gesinnungen. Der Kurprinz ernennt ihn zum Hofrat und Aufseher seines Kabinetts, worüber er einen Antrag des Landgrafen von Hessen-Cassel ausschlägt. Bitte um Nachrichten von seiner Vaterstadt. Vom nahen Druck seiner Geschichte der Kunst.

25. Brief. D. 15. Mai 1764. W. steht im Begriff in schöner Gesellschaft aufs Land zu reisen, als er seines Freundes Brief erhält. Von seinem Glücke, das nur durch den Tod des Kardinals Spinelli, seines ersten Freundes, einen Verlust erleidet. W. ist beinahe entschlossen, mit dem Ritter Montagu die Reise nach Griechenland zu machen. Schwankt zwischen dieser und einer Reise nach Spanien mit Mengs. Von seiner veränderten Gestalt und Wesen, durch den Umgang mit Großen und die Entfernung von despotischen Ländern. Entschuldigung des hart erscheinenden Tons in seinen Schriften. Von seinen litterarischen Arbeiten. Er

7. Kardinal Albani, der bedeutendste Kunstsammler seiner Zeit, in dessen Haus W. fortan als freier Verwalter seines Museums lebte. — 28 f. des Kardinals Spinelli, dessen Tod W. seinen „größten Verlust in Italien" nennt. — 30. Ritter Montagu. Charles Wortley Montagu (1713—1776), berühmt als Sonderling, für W. anziehend durch sein mannigfaches Wissen und als Kenner des Orients.

hofft Friedrich II. in Italien zu sehen. Urteil über den Herzog von York. Von seinem Lebensgenuß. Erkundigungen nach seinen Bekannten in Seehausen.

26. Brief. D. 26. Julius 1765. Winkelmann verliebt sich zuerst. Mengs und seine Frau sind nach Spanien gegangen, von da er sie zurück erwartet, um Rom nie wieder zu verlassen. Freundschaftliche Verpflichtungen unter diesen dreien. W. hofft, nach Beendigung seines italienischen Werks, das Kapital für sein Alter, eine Reise nach Deutschland zu machen. Der König von Preußen hat das Stoschische Museum gekauft. W. lebt auf der Villa Albani. Seine Lustreisen. Seine Liebe zum Vaterlande ist erloschen. Die Göttingsche Societät hat ihn zu ihrem Mitgliede erklärt. Man verlangt aus mehrern Orten seine Lebensbeschreibung. Grüße an seine Freunde.

27. Brief. D. 1. Julius 1767. Nach beinahe zweijähriger Unterbrechung setzt W. den Briefwechsel an seinen Freund fort. Der König von Preußen hat ihm zwei Stellen antragen lassen. Die Unterhandlung zerschlägt sich durch W. hohe Foderungen, zu dessen Zufriedenheit, der gern sein Werk geendigt gesehen. Er hat ein ansehnliches Kapital damit gemacht, da er, Verleger und Verkäufer zugleich, starken Absatz findet. Es wird ins Englische übersetzt. Von seinen Lustreisen. Er macht in Rom die Bekanntschaft dreier deutschen Prinzen, mit denen er sehr angenehm lebt. Reisevorhaben nach Deutschland, Berlin, von da nach London, oder über Brüssel nach Paris und so zurück nach Rom. Vom Ritter Montagu, mit dem er das Arabische lernt. Er hat große Lust, mit dem Baron Riedesel nach Griechenland zu gehen, wenn das Alter ihm nicht im Wege stände. Doch ist er vergnügter und zufriedner als je, und spottet über die deutsche Ernsthaftigkeit.

---

23. dreier deutschen Prinzen. Fürst Leopold Friedrich Franz von Dessau, Prinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Prinz Georg August von Mecklenburg-Strelitz. — 27. Baron Riedesel (1740—1785), Kammerherr und später Gesandter Friedrichs II. am kaiserlichen Hofe. W., der ihm in Rom als Führer diente, sagt von ihm, er sei „einer von den seltenen Reisenden, einer unter Tausenden, der das Schöne gleichsam von Natur kenne".

Antwort des Recenſenten

[von: Sophokles' Trauerſpiele, überſetzt von F. Aſt].

(Intelligenzblatt der Jenaiſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1804. Nr. 141. Sp. 1192.)

Die leidenſchaftlichen Ausdrücke vorſtehender Erklärung ſind der gekränkten Empfindlichkeit eines Autors zu verzeihen. Übrigens iſt zu wünſchen, daß Herr Aſt dasjenige, was er verſpricht und droht, bald leiſten möge, da es denn an Gelegenheit nicht fehlen wird, das Weitere umſtändlich auszuführen.

1. Antwort des Recenſenten. Heinrich Voß hatte in Nr. 256 und 257 der Jenaiſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung Aſts Überſetzung der Trauerſpiele des Sophokles beurteilt. Aſt erließ, da er mit der im ganzen ſehr anerkennenden Recenſion nicht zufrieden war, eine „Erklärung und Anzeige" in Nr. 141 des Intelligenzblatts, worin er in unberechtigt ſchroffer Weiſe den Recenſenten angriff. Goethe, der verhindern wollte, „daß der Riß zwiſchen zwei verdienten jungen Leuten, die in einem Felde ſich bemühen, nicht unheilbar werde", vereinbarte die oben ſtehende Antwort mit Voß und ſandte ſie am 14. November 1804 an Eichſtädt, der ſie unmittelbar unter Aſts Erklärung abdrucken ließ.

1805.

Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten, von J. P. Hebel, Professor zu Karlsruhe. Zweite Auflage. Karlsruhe, bei Macklot, 1804. VIII und 232 S. 8.

(Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 37. Den 13. Februar 1805. Sp. 289—294.)

Der Verfasser dieser Gedichte, die in einem oberdeutschen Dialekt geschrieben sind, ist im Begriff, sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachstum und Bewegung ihr Leben aussprechen und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personifikationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. An der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personifikation zu Hilfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Überzeugung verdient der größte Teil dieses Lob.

2. Allemannische Gedichte. In der Ausgabe letzter Hand (B) 33, 166 ff. Da Goethe eine von Falk gelieferte Recension der „Allemannischen Gedichte" Hebels unbrauchbar fand, schrieb er selbst in der Zeit vom 16. bis 26. Januar 1805 eine neue, in der sich ähnlich wie den Poesien Grübels gegenüber die Freude an volkstümlicher Dichtung aussprach, daneben aber noch „der angenehme Eindruck, den wir bei Annäherung von Stammverwandten immer empfinden" (Annalen 1811). Daß aber die erste Empfindung die zweite und daneben auch das Gefühl für den hohen poetischen Wert der Dichtungen Hebels bei weitem überwog, sieht man daraus, daß Goethe Grübels Gedichte ihnen caeteris paribus an die Seite setzte (an Eichstädt 26. Januar 1805). — Über Hebels Leben und Dichtung vgl. die Ausgabe seiner Werke von O. Behaghel (D. Nat.-Litt. Bd. 142). Ihm war es nicht recht, von Goethe recensiert zu werden; er hätte lieber eine Recension seiner Gedichte von Voß gelesen. — Ein spätere höchst anerkennende Äußerung Goethes über Hebel siehe Bd. 23, 332 und fast gleichlautend weiter unten S. 229. — 14. Darstellungen. In B Darstellung. — 17. jene. In B seine. — für seine Körper einen Geist. In B seine Körper für einen Geist.

Wenn antike oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbauert auf die naivste, anmutigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint.

Das Lokal ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise — so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingiebt, auszuführen.

Gleich das erste Gedicht enthält einen sehr artigen Anthropomorphism. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Österreichischen entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauermädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannigfaltig und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stetigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen.

Hat unser Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches dreinzumischen, wie im Hexlein, etwas Romantisches, wie im Bettler. Dann sind sie auch wohl einmal recht freudig zusammen, wie in Hans und Verene.

Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung. Der zufriedene Landmann, der Schmelzofen, der

Schreinergesell stellen mehr oder weniger eine derbe Wirklichkeit mit heiterer Laune dar. Die Marktweiber in der Stadt sind am wenigsten geglückt, da sie beim Ausgebot ihrer ländlichen Ware den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen. Wir ersuchen den Verfasser, diesen Gegenstand nochmals vorzunehmen und einer wahrhaft naiven Poesie zu vindizieren.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zugute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigentümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind der Winter, der Jenner, der Sommerabend, vorzüglich aber Sonntagsfrühe, ein Gedicht, das zu den besten gehört, die jemals in dieser Art gemacht worden.

Eine gleiche Nähe fühlt der Verfasser zu Pflanzen, zu Tieren. Der Wachstum des Hafers, bei Gelegenheit eines Habermußes von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich idyllisch ausgeführt. Den Storch wünschten wir vom Verfasser nochmals behandelt und bloß die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen. Die Spinne und der Käfer dagegen sind Stücke, deren schöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Verfasser in allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin, ist Fleiß, Thätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünschenswerte, was die ganze Natur ausspricht, so giebt es noch andere Gedichte, die zwar direkter, aber doch mit großer Anmut der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab- und zum Sittlichen hinleiten sollen. Dahin rechnen wir den Wegweiser, den Mann im Mond, die Irrlichter, das Gespenst an der Kanderer Straße, von welchem letzten man besonders auch sagen kann, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht noch gemacht worden ist.

2 f. Die Marktweiber ... geglückt. Hebel hat Goethes Rat befolgt und das Gedicht in der dritten Auflage wesentlich verbessert. — 14. Sonntagsfrühe. Dichtung und Wahrheit, XI. Buch: „Ich genoß an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat." — 19 ff. Den Storch ... aufgenommen. Auch hier ist Hebel dem Wunsche Goethes nachgekommen; er hat später vier Strophen des Gedichts umgearbeitet und eine gestrichen.

Das Verhältnis von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten. Hieher gehören die Mutter am Christabend, eine Frage, noch eine Frage.

Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits mit Ernst, ja melancholisch aus. Auf einem Grabe, Wächterruf, der Wächter in der Mitternacht, die Vergänglichkeit sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier scheint die Würde des Gegenstandes den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volkspoesie in eine andere Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die realen Umgebungen durchaus so schön benutzt, daß man sich immer wieder in den einmal beschriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Überhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren und so in einem höheren Sinne erbaut sein will, so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Kultur die Nutzanwendung von jedem Einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserem Gefühl das Fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne, und was positive Religion betrifft, so müssen wir gestehen, daß es uns sehr behaglich war, durch ein erzkatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt.

Hat nun der Dichter in den bisher erwähnten Stücken durchaus einen glücklichen Blick ins Wirkliche bewährt, so hat er, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgesinnung und Volkssagen sehr wohl aufzufassen verstanden. Diese schätzenswerte

38. Volkssagen. In B Volkssage.

Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in zwei Volksmärchen, die er idyllenartig behandelt.

Die erste, der Karfunkel, eine gespensterhafte Sage, stellt einen liederlichen, besonders dem Kartenspiel ergebenen Bauernsohn dar, der unaufhaltsam dem Bösen ins Garn läuft, erst die Seinigen, dann sich zu Grunde richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der aus ihr entspringenden Motive ist vortrefflich und ebenso die Behandlung.

Ein Gleiches kann man von der zweiten, der Statthalter von Schopfheim, sagen. Sie beginnt ernst und ahndungsvoll, fast ließe sich ein tragisches Ende vermuten; allein sie zieht sich sehr geschickt einem glücklichen Ausgang zu. Eigentlich ist es die Geschichte von David und Abigail, in moderne Bauertracht nicht parodiert, sondern verkörpert.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geschichte als von Bauern erzählt dem Hörer entgegen und gewinnen dadurch sehr viel, indem die wackern naiven Erzähler, durch lebhafte Prosopopöien und unmittelbaren Anteil als an etwas Gegenwärtigem, die Lebendigkeit des Vorgetragenen zu erhöhen, an der Art haben.

Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche, naive Sprache sehr zu statten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, teils jenen Gegenden selbst angehörig, teils aus dem Französischen und Italienischen herübergenommen, Worte von einem, von zwei Buchstaben, Abbreviationen, Kontraktionen, viele kurze leichte Silben, neue Reime, welches mehr als man glaubt ein Vorteil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Konstruktionen und lebhafte Formen zu einem Stil zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Bücherſprache große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Verfasser gefallen, auf diesem Wege fortzufahren, dabei unsere Erinnerungen über das innere Wesen der Dichtung vielleicht zu beherzigen und auch dem äußeren technischen Teil, besonders seinen reimfreien Versen noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit sie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden mögen! Denn so sehr zu wünschen ist, daß uns der ganze deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines

18. Prosopopöien. In B Prosopopöen. — 25. von einem, von zwei. In B: von einem, zwei

Wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische Mitteilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender.

Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Kultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es ebenso ein Schritt zur Kultur der einzelnen Provinz sein muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen giebt. Versuche doch der Verfasser, aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen! Haben doch die Italiener ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns diese kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können, so wünschen wir nur auch, daß jenes Hindernis einer für das mittlere und niedere Deutschland seltsamen Sprech- und Schreibart einigermaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation diesen erfreulichen Genuß zu verschaffen. Dazu giebt es verschiedene Mittel: teils durch Vorlesen, teils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprechweise, wenn jemand von Geschmack das, was ihm aus der Sammlung am besten gefällt, für seinen Kreis umzuschreiben unternimmt — eine kleine Mühe, die in jeder Societät großen Gewinn bringen wird. Wir fügen ein Musterstück unserer Anzeige bei und empfehlen nochmals angelegentlich dieses Bändchen allen Freunden des Guten und Schönen.

Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
sie sin vom Schaffe her und hi
gar sölli müed und schlöfrig gsi,
und 's goht mer schier gar selber so,
i cha fast uf ke Bei me stoh."

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d' Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez isch's an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d' Thür.
Er düselet hinter de Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.

15. Sprech- und Schreibart. In B Sprach- und Schreibart.

Doch endli ribt er d' Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chammerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „D' Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno!" —

Und lisli uf de Zeche goht
und fründli uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schloft alles no;
es sieht und hört en niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt
und winkt im Guhl: „Verrot mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht
und gschlofe het die ganzi Nacht,
se stoht er do im Sunne-Schi'
und luegt eim zu den Fenstern i
mit sinen Auge mild und gut
und mittem Meyen uffem Hut.

Drum meint er's treu, und was i sag,
es freut en, wemme schlofe mag
und meint, es seig no dunkle Nacht,
wenn d' Sunn am heitere Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
drum stoht er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgetau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Mayeluft,
voll Chriesi-Blueft und Schleche-Duft!
Und d' Immli sammle flink und frisch;
sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maye-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblume nebe dra
und gfüllti Zinkli blau und wüß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüehig und so froh;
me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Gute Tag! und Dank der Gott!

und 's git gottlob e schöne Tag!
isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
Potz tausig, io, do isch er scho:
er bringt mer scho im Himmels-Glast
dur Bluest und Laub in Hurst und Rast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarer, schint's, well zitli cho.
Gang, brech mer eis Auritli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab,
und Chüngeli, leg di weidli a,
de mueisch derno ne Meje ha!

Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart. Nürnberg, Selbstverlag. Erster Band, 1798, 222 S. Zweiter Band, 1800, 222 S. 8.

Die Einquartierung der Franzosen.

Der sechzehnwöchige Aufenthalt der Franzosen in Nürnberg. 1801. 46 S. 8.

(Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 37. Den 13. Februar 1805. Sp. 294—296.)

Die Grübelschen Gedichte verdienen wohl neben den Hebelschen gegenwärtig genannt zu werden; denn obgleich schon länger gedruckt, scheinen sie doch den Liebhabern nicht, wie sie verdienen, bekannt zu sein. Um sie völlig zu genießen, muß man Nürnberg selbst kennen, seine alten, großen städtischen Anstalten, Kirchen, Rat- und andere Gemeinhäuser, seine Straßen, Plätze, und was sonst Öffentliches in die Augen fällt; ferner sollte man eine klare Ansicht der Kunstbemühungen und des technischen Treibens gegenwärtig haben, wodurch diese Stadt von alters her so berühmt ist, und wovon sich auch noch jetzt ehrwürdige Reste zeigen. Denn fast nur innerhalb dieser Mauern bewegt sich der Dichter; selten ist es eine ländliche Scene, die ihn interessiert; und so zeigt er sich in seinem Wesen und Gesinnung als das, was er wirklich ist,

15. Grübels Gedichte. In der Ausgabe letzter Hand (B) 33, 178 ff. Siehe die Bemerkung zu der ersten Recension Goethes von Grübels Gedichten S. 48 Z. 21. Diese Recension erschien in unmittelbarem Anschluß an die der Hebelschen Gedichte. Sie ist ebenfalls am 26. Januar 1805 an Eichstädt gesandt.

als rechtlichen Bürger und Klempnermeister, der sich freut, mit dem alten Meister Hans so nahe verwandt zu sein.

Wenn der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtsein ein Mensch ist, so kann man von Grübeln sagen, er habe einen außerordentlichen Vorsprung vor andern seinesgleichen, daß er mit Bewußtsein ein Nürnberger Philister ist. Er steht wirklich in allen seinen Darstellungen und Äußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anfoderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern alles klar, heiter und rein wie ein Glas Wasser.

Die Stoffe, die er bearbeitet, sind meist bürgerlich oder bäuerisch, teils die reinen Zustände als Zustände, da er denn durch Darstellung das Gedicht an die Stelle des Wirklichen zu setzen und uns ohne Reflexion die Sache selbst zu geben weiß, wovon das Kränzchen ein unschätzbares Beispiel geben kann. Auf diese Weise versteht er, die Verhältnisse der Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Meister, Gesellen und Lehrbursche, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, sowie der Dienstmägde, der Dirnen in Gesprächen oder Erzählungen auf das lebhafteste und anmutigste vor Augen zu stellen.

Manchmal ergötzt er sich an mehr oder minder bekannten Vademecumsgeschichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinschreiten zu der letzten Pointe als das Vorzügliche und Eigentümliche anzusehen ist.

Andere Gedichte, wo er sein persönliches Behagen bei diesem und jenem Genuß ausdrückt, sind höchst angenehm, und sehr gefällig ist es, daß der Dichter mit dem besten Humor sowohl in eigener als dritter Person sich öfters zum besten giebt.

Daß ein so geradsehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächsten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben und manchmal geneigt sein möchte, diese und jene Verirrungen zu tadeln, läßt sich erwarten; allein sowohl hier als überhaupt, wo sich seine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satire nennen könnte, ist er nicht glücklich. Die beschränkten

1 f. mit dem alten Meister Hans. Hans Sachs.

Handelsweisen, die der kurzsinnige Mensch bewußtlos mit Selbstgefälligkeit ausübt, darzustellen, ist sein großes Talent.

Hat man nun so einen wackeren Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit bald in, bald vor seinem Hause, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathause immer heiter und spaßhaft gesehen, so ist es merkwürdig, wie er in schlimmen Tagen sich in gleichem Humor erhält und über die außerordentlichen Übel sowie über die gemeineren sich erhaben fühlt.

Ohne daß sein Stil einen höheren Schwung nähme, stellt er den bürgerlichen Zustand während der Teuerung, anhaltenden Frostes, Überschwemmung, ja während eines Krieges vor; selbst die Spaltung der Meinungen, dieser fürchterliche innere Krieg, giebt ihm Gelegenheit zu heiteren, treffenden Schilderungen.

Sein Dialekt hat zwar etwas Unangenehmes, Breites, ist aber doch seiner Dichtart sehr günstig. Seine Silbenmaße sind ziemlich variiert, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig treu bleibt, so macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Als Beispiel setzen wir eins der kürzern hieher:

Der Rauchtabak.

Su bald ih fröih vom Schlauf derwach,
Souch ih mei Pfeifla scho;
Und Dabends, wenn ih schlaufen geih,
So hob ih's Pfeifla noh.
Denn wos ih dent' und treib'n will,
Und alles, wos ih thou,
Dös geiht mer alles nit so gout,
Mei Pfeifla mouß derzou.

Ih brauch ka rara Pfeiff'n ih,
Su eit'l bin ih nit.
A Pfeiff'n, döi su theuer iß,
Wos thät ih denn nau mit?
Dau möist ih jo, su lang ih rauch,
Ner immer puz'n droh;
Und zehamaul in ahner Stund
Nau wieder schaua oh.

15. doch seiner Dichtart. In B durch seine Dichtart.

Doch mouß mei Pfeifla reinlih ſeyh
Und innawendi puzt;
A ſchöina Pfeiff'n und verſtopft,
Döi ſiech ih nit, wos nuzt.
Verlöihern kohn ih kahna nit,
Dös koh ſcho goar niht ſeyh;
Denn kamm iß leer und kohlt a weng,
So füll' ih's wieder eih.

Wenn ih a Böier trink'n ſollt'
Und rauchet nit derzou,
Ih könnt' ka Mauß nit trink'n ih,
Su langa oft nit zwou.
Und wenn ih fröih mein Kaffee trink'
Und zünd' mei Pfeifla oh,
Dan glab ih, daß ka Menſch nit leicht
Wos Beſſers hob'n koh.

Und wenn ih aff der Gaſſ'n geih
Su fröih und Oabendszeit,
Rauch' ih mei Pfeifla a derzou
Und ſcher mih nix um d' Leut'.
Denn kurz, wenn ih nit rauch'n thou,
So wörd's mer angſt und bang.
Drum wörd's mer ah, verzeih mer's Gott!
Offt in der Körich z' lang.

Regulus, eine Tragödie in fünf Aufzügen, von Collin. Berlin, bei Unger. 1802. 184 S. mit den Anmerkungen. 8.

(Jenaiſche Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 38. Den 14. Februar 1805. Sp. 297—300.)

Die lebhafte Senſation, welche dieſes Stück bei ſeiner Erſcheinung erregte, iſt zwar nach und nach verklungen; doch möchte es nicht zu ſpät ſein, noch ein ruhiges kritiſches Wort darüber auszuſprechen.

25. Regulus. In der Ausgabe letzter Hand (B) 33, 205 ff. — Der Begeiſterung, mit der man den „Regulus" des Wiener Dramatikers Heinrich Joſeph von Collin (1772—1811) bei der Aufführung in Berlin (1802) aufgenommen und ihn für ein Meiſterwerk ausgegeben hatte (z. B. in Merkels „Briefen an ein Frauenzimmer"), war ſchon A. W. Schlegel (Zeitung für die elegante Welt, 1802, Nr. 49) entgegengetreten. Ebenſo hatte ſich Schiller (an Goethe 17. März 1802) abfällig über das Stück geäußert: es ſei nichts wie langweilige Proſa. Auch dieſe Recenſion erhielt Eichſtädt von Goethe am 26. Januar 1805. — Über Collin ſiehe Deutſche Nat.-Litt. 139, 2, 263 ff., wo auch der „Regulus" abgedruckt iſt.

Der Verfasser hat bei der Wahl dieses Gegenstandes sich sehr vergriffen. Es ist darin Stoff allenfalls zu einem Akt, aber keineswegs zu fünfen, und dieser eine Akt ist es, der dem Stücke Gunst erweckt.

In dem ersten ist Attilia, die Gattin des Regulus, vorzüglich beschäftigt, die Lage der Sache und sich selbst zu exponieren; jedoch weiß sie sich unsere Gunst nicht zu verschaffen.

Wer den Entschluß des Regulus als groß und heldenmütig anerkennen soll, muß den hohen Begriff von Rom mit zum Stücke bringen; die Anschauung dieser ungeheueren specifischen Einheit einer Stadt, welche Feinde, Freunde, ja ihre Bürger selbst für nichts achtet, um der Mittelpunkt der Welt zu werden. Und solche Gesinnungen sind es, die den einzelnen edlen Römer charakterisieren; so auch die Römerinnen. Wir sind die Lucretien und Clölien, Porcien und Arrien und ihre Tugenden schon so gewohnt, daß uns eine Attilia kein Interesse abgewinnen kann, die als eine ganz gemeine Frau ihren Mann für sich und ihre Kinder aus der Gefangenschaft zurückwünscht. Indessen möchte das dem ersten Akt hingehen, da von dem Kollisivfall, der nun sogleich eintritt, noch nicht die Rede ist.

Der zweite Akt enthält nun den interessanten Punkt, wo Regulus mit dem karthagischen Gesandten vor dem Senat erscheint, die Auswechselung der Gefangenen widerrät, sich den Todesgöttern widmet und mit seinem ältesten Sohne Publius, der für die Befreiung des Vaters arbeiten wollte, sich auf echt römische Weise unzufrieden bezeigt.

Mit dem dritten Akt fängt das Stück sogleich an zu sinken. Der punische Gesandte erscheint wirklich komisch, indem er den Regulus durch kosmopolitische Argumente von seinem specifischen Patriotismus zu heilen sucht. Hierauf muß der wackere Held durch Frau und Kinder gar jämmerlich gequält werden, indessen der Zuschauer gewiß überzeugt ist, daß er nicht nachgeben werde. Wie viel schöner ist die Lage Coriolans, der seinem Vaterlande wieder erbeten wird, nachgeben kann, nachgeben muß und darüber zu Grunde geht!

Der vierte Akt ist ganz müßig. Der Konsul Metellus bringt erst einen Senator höflich beiseite, der sich des Regulus annehmen

14. Römerinnen. In B Römerin.

will; ferner beseitigt er einen stock patrizisch gesinnten Senator, der zu heftig gegen Regulus wird, und läßt zuletzt den Publius, man darf wohl sagen, abfahren, als dieser ungestüm die Befreiung seines Vaters verlangt und, da Überredung nicht hilft, auf eine wirklich lächerliche Weise den Dolch auf den Konsul zuckt, welcher, wie man denken kann, unerschüttert stehen bleibt und den thörichten jungen Menschen gelassen fortschickt.

Der fünfte Akt ist die zweite Hälfte vom dritten. Was dort vor dem Senat vorgegangen, wird hier vor dem Volke wiederholt, welches den Regulus nicht fortlassen will, der, damit es ja an modern dringenden, dramatischen Mitteln nicht fehle, auch einen von den durchs Stück wandelnden Dolchen zuckt und sich zu durchbohren droht.

Wollte man dieses Sujet in einem Akt behandeln, indem man auf geschickte Weise den zweiten und fünften zusammenschmölze, so würde es ein Gewinn für die Bühne sein; denn es ist immer herzerhebend, einen Mann zu sehen, der sich aus Überzeugung für ein Ganzes aufopfert, da im gemeinen Lauf der Welt sich niemand leicht ein Bedenken macht, um seines besonderen Vorteils willen das schönste Ganze, wo nicht zu zerstören, doch zu beschädigen.

Hätte dieser Gegenstand unvermeidlich bearbeitet werden müssen, so hätte die große Spaltung der Plebejer und Patrizier zu Einleitungs- und Ausfüllungsmotiven den Stoff geben können. Wenn Attilia, eine recht eingefleischte Plebejerin, nicht allein Gatten und Vater für sich und ihre Kinder, sondern auch für ihre Nächsten, für Vettern und Gevattern einen Patron zu befreien und aufzustellen im Sinne hätte, so würde sie ganz anders als in ihrer jetzigen Privatgestalt auftreten. Wenn man alsdann dem Regulus, der nur die eine große, unteilbare Idee von dem einzigen Rom vor Augen hat, dieses Rom als ein gespaltenes, als ein den Patriziern hingegebenes, als ein teilweise unterdrücktes, seine Hilfe foderndes Rom in steigenden Situationen dargebracht hätte, so wäre doch wohl ein augenblicklich wankender Entschluß ohne Nachteil des Helden zu bewirken gewesen. Anstatt dessen bringt der Verfasser diesen wechselseitigen Haß der beiden Parteien als völlig unfruchtbar und keineswegs in die Handlung eingreifend, weil er

8. dritten. Es muß heißen „zweiten", wie auch in B steht. — 34. wohl fehlt in B.

ihm nicht entgehen konnte, durch das ganze Stück gelegentlich mit vor.

Wir können daher den Verfasser weder wegen der Wahl des Gegenstandes noch wegen der bei Bearbeitung desselben geäußerten Erfindungsgabe rühmen, ob wir gleich übrigens gern gestehen, daß das Stück nebst den Anmerkungen ein unverwerfliches Zeugnis ablege, daß er die römische Geschichte wohl studiert habe.

Unglücklicherweise aber sind eben diese historischen Stoffe mit der Wahrheit ihres Details dem dramatischen Dichter das größte Hindernis. Das einzelne Schöne, historisch Wahre macht einen Teil eines ungeheueren Ganzen, zu dem es völlig proportioniert ist. Das historisch Wahre in einem beschränkten Gedicht läßt sich nur durch große Kraft des Genies und Talents dergestalt beherrschen und bearbeiten, daß es nicht dem engeren Ganzen, das in seiner Sphäre eine ganz andere Art von Anähnlichung verlangt, als störend erscheine.

So sieht man aus den Anmerkungen, daß der Verfasser zu dem unverzeihlichen Mißgriff des Publius, der den Dolch gegen den Konsul zuckt, durch ein geschichtliches Faktum verleitet worden, indem ein junger Römer schon einmal einen Tribunen, der einen Vater zur Klage gezogen, durch Drohung genötigt, seine Klage zurückzunehmen. Wenn nun ein Hauptargument dieser Klage war, daß der Vater den Sohn übel behandle, so steht diese Anekdote gar wohl in einer römischen Geschichte. Aber hier im Drama der junge Mensch, der gegen den Konsul Lucius Cäcilius Metellus den Dolch zieht, begeht doch wohl den albernsten aller Streiche!

Wie die Einsicht des Verfassers in die römische Geschichte, so sind auch seine geäußerten teils römischen, teils allgemein menschlichen Gesinnungen lobenswert. Sie haben durchaus etwas Rechtliches, meist etwas Richtiges; allein aus allen diesen einzelnen Teilen ist kein Ganzes entstanden.

So ist uns auch noch nicht bei dieser Beurteilung die Betrachtung der Charaktere dringend geworden; denn man kann wohl sagen, daß keine Charaktere in dem Stück sind. Die Leute stehen wohl durch Zustände und Verhältnisse von einander ab und meinen

5 ff. ob wir gleich ... wohl studiert habe Diese Stelle berührt sich mit einer Äußerung A. W. Schlegels in der angeführten Recension. Er erklärt dort den „Regulus“ Collins für eine Art Schulübung, wo ein junger Mann, was er in den alten Geschichtschreibern gelesen und sich wohl gemerkt habe, wieder anzubringen suche. — 9. ihres. In B ihrer.

auch einer anders als der andere; aber es ist nirgends ein Zug, der ein Individuum, ja auch nur im rechten Sinn eine Gattung darstelle. Da dieses Stück übrigens Figuren hat, die den Schauspielern zusagen, so wird es wohl auf vielen deutschen Theatern gegeben werden; aber es wird sich auf keinem halten, weil es im ganzen dem Publikum nicht zusagt, das die schwachen und leeren Stellen gar zu bald gewahr wird.

Wir wünschen daher, wenn das Stück noch eine Weile in dieser Form gegangen ist, daß der Teil, der dramatisch darstellbar und wirksam ist, für das deutsche Theater, das ohnehin auf sein Repertorium nicht pochen kann, gerettet werde, und zwar so, daß der Verfasser oder sonst ein guter Kopf aus dem zweiten und fünften Akte ein Stück in einem Akte komponierte, das man mit Überzeugung und Glück auf den deutschen Theatern geben und wieder geben könnte.

Ugolino Gherardesca, ein Trauerspiel, herausgegeben von Böhlendorf. Dresden, bei Gerlach. 1801. 188 S. gr. 8.

(Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 38. Den 14. Februar 1805. Sp. 300—302.)

Wenn das außerordentliche Genie etwas hervorbringt, das Mit- und Nachwelt in Erstaunen setzt, so verehren die Menschen eine solche Erscheinung durch Anschauen, Genuß und Betrachtung, jeder nach seiner Fähigkeit; allein da sie nicht ganz unthätig bleiben können, so nehmen sie öfters das Gebildete wieder als Stoff an und fördern, welches nicht zu leugnen ist, manchmal dadurch die Kunst.

Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolinos und seiner Kinder einschließt, gehören mit zu dem

16. Ugolino Gherardesca. In der Ausgabe letzter Hand (B) 33, 211 ff. — Diese Besprechung schließt sich unmittelbar der vorhergehenden an. Goethe übernahm sie auf Eichstädts Bitte, die dieser bereits am 18. März 1804 ausgesprochen hatte, trotzdem er dem Stück, schon als er es im Manuskript erhalten, nichts hatte abgewinnen können. Am 31. Januar 1805 erbat er sich von Eichstädt Gerstenbergs „Ugolino", um die Recension zu vollenden. Am 2. Februar sandte er sie ab. — Der Verfasser des Dramas, Kasimir Ulrich Böhlendorff, war 1775 in Mitau geboren, hatte von 1791—1797 in Jena studiert und vermutlich während dieser Zeit Goethe das Stück vorgelegt und war jetzt wieder nach Kurland zurückgekehrt, wo er teils als Hauslehrer thätig war, teils ein vagierendes Leben führte. Er erschoß sich am 24. April 1825. Seine wenigen dichterischen Erzeugnisse fallen sämtlich in die Zeit seines 1803 abgeschlossenen Aufenthalts in Deutschland. — 26 f. Die wenigen Terzinen . . . einschließt. Inferno, Canto 33, V. 4—71.

Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat; denn eben diese Enge, dieser Lakonismus, dieses Verstummen bringt uns den Turm, den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war alles gethan und hätte dabei wohl bewenden können.

Gerstenberg kam auf den Gedanken, aus diesem Keim eine Tragödie zu bilden, und obgleich das Große der Dantischen Darstellung durch jede Art von Amplifikation verlieren mußte, so faßte doch Gerstenberg den rechten Sinn, daß seine Handlung innerhalb des Turms verweilt, daß er durch Motive von Streben, Hoffnung, Aussicht den Beschauer hinhält und innerhalb dieser stockenden Masse einige Veränderung des Zustandes bis zur letzten Hülflosigkeit hervorzubringen weiß. Wir haben ihm also zu danken, daß er etwas gleichsam Unmögliches unternommen und es doch mit Sinn und Geschick gewissermaßen ausgeführt.

Herr Böhlendorf war dagegen bei Conception seines Trauerspiels ganz auf dem falschen Wege, wenn er sich einbildete, daß man ein politisch-historisches Stück erst ziemlich kalt anlegen, fortführen und es zuletzt mit dem Ungeheueren enden könne.

Das Schlimmste bei der Sache ist, daß gegenwärtiger Ugolino auch wieder zu den Stücken gehört, welche ohne Wallensteins Dasein nicht geschrieben wären. In dem ersten Akte sehen wir statt des zweideutigen Piccolomini einen sehr unzweideutigen Schelmen von Ghibellinischem Erzbischof, der zwar nicht ohne Ursache, doch aber auf tückische und verruchte Weise den Guelfen Ugolino haßt; ihm ist ein schwacher Legat des Papstes zugesellt, und der ganze erste Akt wird darauf verwendet, die Gemüter mehr oder weniger vom Ugolino abwendig zu machen.

Zu Anfang des zweiten Akts erscheint Ugolino auf dem Lande, von seiner Familie umgeben, ungefähr wie ein stiller Hausvater, dessen Geburtstag man mit Versen und Kränzen feiert. Sein ältester Sohn kommt siegreich zurück, um die Familienscene recht glücklich zu erhöhen. Man spürt zwar sogleich einen Zwiespalt zwischen Vater und Sohn, indem der Vater nach der Herrschaft strebt, der Sohn aber die sogenannte Freiheit, die Autonomie der Bürger zu lieben scheint, wodurch man wieder an Piccolomini

5 f. Gerstenberg . . zu bilden. Gerstenbergs „Ugolino" war in Hamburg 1768 erschienen. Eine zweite Bearbeitung des Stoffes, die Goethe nicht erwähnt, war „Der Aufruhr zu Pisa" von Ludwig Philip Hahn (Ulm 1776). Vgl. auch das in „Dichtung und Wahrheit" über Gerstenberg gefällte Urteil: Gerstenberg, ein schönes, aber bizarres Talent, nimmt sich zusammen, macht aber im ganzen wenig Freude.

und Max erinnert wird. Nun kommen die Burgemeister von Pisa, um den auf dem Lande zaudernden, hypochondrisierenden Helden nach der Stadt zu berufen, indem ein großer Tumult entstanden, wobei das Volk Ugolinos Palast verbrannt und geschleift. Sie bieten ihm und den Seinigen das Stadthaus zur Wohnung an.

Im dritten Akte erscheint nun ein Nachbild vom Seni, Marco Lombardo, der die ganze Unglücksgeschichte voraussieht. Ugolino hat von dem Senatspalast Besitz genommen und sucht einen Ritter Nino, einen wackern Mann, auch Guelfen, doch in Meinungen einigermaßen verschieden, aus der Stadt zu entfernen, und beraubt sich, indem er einen Halbfreund von sich stößt, des besten Schutzes gegen seinen heimlichen Erzfeind, den Ghibellinen Rhugieri. Eine Scene zwischen Vater und Sohn erinnert wieder an die Piccolomini, und damit wir ja nicht aus diesem Kreise kommen, endigt der dritte Akt mit einer geschmückten Tafel, wobei die Handlung um nichts vorwärts kommt, als daß Ugolino seine Gesundheit als Pisas Fürst zu trinken erlaubt. Der freiheitatmende Franzesco tritt dagegen auf, wodurch ein widersprechend Verhältnis zwischen Vater und Sohn sich lebhaft ausdrückt und wir uns zu der Mühe verdammt finden, disjecti membra poetae abermals zusammenzulesen.

Im vierten Akt erzählt Ugolino dem Wahrsager einen Traum, wird aber durch den Seher um nichts klüger. Frau und Kinder kommen; die Geburtstagscene wird etwas trauriger wiederholt; endlich findet sich Ugolino im Dom ein, um die Herrschaft zu übernehmen, wo er gefangen genommen und von dem schwankenden Volke verlassen wird.

Zu Anfang des fünften Akts treten auf einmal in diese prosaische Welt drei Schicksalsschwestern und parodieren die Hexen des Macbeths. Dann werden wir in den Hungerturm geführt, wo der Verfasser der Leitung Gerstenbergs mehr oder weniger folgt, die Wirkung aber völlig zerstört, indem er die Hungerscene zerstückt und den Leser wechselsweise in den Turm und auf die Straße führt. Zuletzt wird der Bischof, wunderlich genug, mitter-

1. Burgemeister. Goethe gebraucht mit Ausnahme eines Falles (Bd. X, 300 Z. 19 „Burgermeister") stets die ältere und bessere Form des Wortes. — 19. widersprechend. In B widersprechendes. — 21. disjecti membra poetae. Horat. Satir. I, 4, 62. Gemeint ist wieder Schiller und sein „Wallenstein".

nachts in den Dom gelockt und ermordet, nachdem vorher Ugolinos Geist hinten über das Theater gegangen.

Man darf kühnlich behaupten, daß man im ganzen Stück auf keine poetische Idee treffe. Die historisch-politisch-psychologischen Reflexionen zeigen übrigens von einem mäßigen, geraden Sinn. Die Einleitung des tristen Ugolinischen Charakters durch Erzählung seiner unglücklichen Jugend ist gut. Jene oben erwähnte Situation, da sich ein vorzüglicher Mann dadurch ins Unglück stürzt, daß er Versöhnung heuchelnden Feinden zuliebe einen wenig dissentierenden Freund verstößt und sich des einzigen Schutzes beraubt, wäre dramatisch interessant genug, nur müßte die Behandlung viel tiefer gegriffen werden.

An Aufführung dieses Stücks ist gar nicht zu denken, um so weniger, als es nicht durch theatralische Vorstellung, sondern durch Lektüre Wallensteins eigentlich entstanden sein mag.

Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, ein Trauerspiel. Leipzig, bei Sommer. 1804. 8.

(Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 38. Den 11. Februar 1805. Sp. 302 f.)

Es ist ein großer Unterschied, ob der Verfasser eines dramatischen Stückes vom Theater herunter oder auf das Theater hinauf schreibe. Im ersten Falle steht er hinter den Kulissen, ist selbst nicht gerührt noch getäuscht, kennt aber die Mittel, Rührung und Täuschung hervorzubringen, und wird nach dem Maß seines Talentes, wo nicht etwas Vortreffliches, doch etwas Brauchbares leisten. Im andern Falle hat er als Zuschauer gewisse Wirkungen erfahren; er fühlt sich davon durchdrungen und bewegt, möchte gern seine passive Rolle mit einer aktiven vertauschen, und indem er die schon vorhandenen Masken und Gesinnungen bei sich zu beleben und in veränderten Reihen wieder aufzuführen sucht, bringt er nur etwas Sekundäres, nur den Schein eines Theaterstücks hervor.

5. zeigen. In B zeugen. — 16. Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen. In der Ausgabe letzter Hand (B) 33, 215 ff. — Der Verfasser war ein sächsischer Offizier, Benjamin Silber (1772—1821), der unter den Pseudonymen Eduard Blum und Karl Sebald auch eine Anzahl Romane verfaßt hat. — Die Besprechung des Stückes hatte sich Goethe, nachdem er es in seiner Eigenschaft als Theaterleiter hatte lesen müssen, ausdrücklich vorbehalten. Er wollte sehen, ob er über dieses mittelmäßige Werk etwas Lustiges sagen könne (an Eichstädt 1. August 1804). Zusammen mit der vorigen Recension wurde diese am 2. Februar Eichstädt zugeschickt.

Ein solches Werk, wie das gegenwärtige, könnte man daher wohl fulgur e pelvi nennen, indem die Wallensteinische Sonne hier aus einem nicht eben ganz reinen Gefäß zurückleuchtet und kaum eine augenblickliche Blendung bewirkt. Hier ist auch ein unschlüssiger Held, der sich aber doch, gestärkt durch seinen Beichtvater, mehr auf den protestantischen Gott, als jener auf die Planeten verläßt. Hier ist auch ein Verräter, der mit mehreren Regimentern zum Feind übergeht, eine Art von Max, eine Sorte von Thekla, die uns aber doch, anfangs durch Bauernkleidung, dann durch Heldenrüstung, an eine geringere Abkunft, an den Stamm der Bajardischen Miranden, der Johannen von Montfaucon erinnert. Nicht weniger treten Bürger und Soldaten auf, die ganz unmittelbar aus Wallensteins Lager kommen. Ferner giebt es einige tückische Spanier, wie man sie schon mehr auf dem deutschen Theater zu sehen gewohnt ist, und Karl V. zeigt sich als ein ganz leidlicher Kartenkönig. Die Zweideutigkeit des nachherigen Kurfürsten Moritz kann gar kein Interesse erregen.

Ungeachtet aller dieser fremden Elemente liest man das Stück mit einigem Gefallen, das wohl daher kommen mag, daß wirkliche Charaktere und Thatsachen, auf die der Verfasser in der Vorrede so großen Wert legt, etwas Unverwüstliches und Unverpfuschbares haben. Nicht weniger bringt die Phantasie aus der bekannten Geschichte eine Menge Bilder und Verhältnisse hinzu, welche das Stück, wie es dasteht, nicht erregen noch hervorbringen würde.

Noch einen Vorteil hat das Stück: daß es kurz ist. Die Charaktere, wenngleich nicht recht gezeichnet, werden uns nicht lästig, weil sie uns nicht lange aufhalten; die Situationen, wenngleich nicht kunstmäßig angelegt, gehen doch geschwind vorüber, und wenn sie an Nachahmung erinnern, so sind sie auch schon vorbei, indem sie ein Lächeln erregen.

Wie hohl übrigens das ganze Stück sei, würde sich bei der ersten Vorstellung deutlich zeigen. Wir zweifeln aber, daß irgend ein Theater diesen Versuch zu machen geneigt sein möchte.

---

2. fulgur e pelvi, Blitz aus dem Waschbecken. — 11 f. Bayard, Schauspiel in 5 Akten (1801), und Johanna von Montfaucon, romantisches Gemälde aus dem 11. Jahrhundert in 5 Akten (1800), beide von Kotzebue.

Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gesängen. Hadamar, in der Neuen Gelehrten-Buchhandlung. 1803. 107 S. 8.

(Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 38. Den 14. Februar 1805. Sp. 303 f.)

Dieses kleine Gedicht kann man als ein gedrucktes Concept ansehen, und in diesem Sinne erregt es Interesse. Der Verfasser hat einen idyllischen Blick in die Welt; inwiefern er original sei, läßt sich schwer entscheiden; denn vorzüglich die zwei ersten Gesänge erinnern im ganzen wie im einzelnen durchaus an Voßens Luise.

Die Welt seiner Jäger und Förster kennt der Verfasser recht gut; doch hat er manche Eigentümlichkeiten derselben nicht genug herausgehoben und sich dafür mit den kleinen Lebensdetails, welche diese Klasse mit allen anderen gemein hat, Kaffeetrinken, Tabakrauchen u. s. w., wie auch mit allgemeinen Familienempfindungen, die allenfalls im Vorbeigehen berührt werden können, zu sehr aufgehalten. Überhaupt möchte man sagen, er sei nur mit den Augen und nicht mit dem Herzen ein Jäger.

Das Hauptmotiv, daß am Geburtstage eines Försters der Geliebte seiner Tochter einen Wolf schießt und dadurch zur Versorgung gelangt, ist artig und durch Retardationen interessant gemacht; doch bleibt immer die Charakteristik der Behandlung zu schwach. Der Verfasser hätte durchaus bedenken sollen, daß es in der Familie des Försters Waldheim lebhafter und rascher zugehen müsse als bei dem Pfarrer von Grünau. Lobenswürdig ist übrigens die Darstellung und Benutzung des felsigen Lokals mit den Niederungen am Fuße und der bergigen Umgebung. In den zwei letzten Gesängen, wo das Gedicht handelnder wird, ist ein gewisser epischer Sinn und Schritt, eine glückliche Darstellung dessen, was geschieht, nicht zu verkennen. Auch ist über das Ganze eine gewisse gemütliche Anmut verbreitet.

Aber — und leider ein großes Aber — die Verse sind ganz abscheulich. Der Verfasser, indem er seine Vorgänger in diesem Fache las, hat sich von der inneren Form eines solchen Kunstwerks wohl manches zugeeignet, über die letzte äußere Form aber

1. Der Geburtstag. In der Ausgabe letzter Hand (B) 33, 218 ff. Der Verfasser ist unbekannt. Auch diese Recension gehört zu dem großen Schub, der am 26. Januar 1805 an Eichstädt abging. Der Verfasser antwortete höchst gröblich, siehe weiter unten (S. 134) Goethes Erwiderung auf die Antikritik im Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung vom 3. Februar 1806. — 28. Sinn und Schritt. In B Schritt.

und deren Vollendung weder gedacht, noch mit irgend einem Wissenden sich besprochen. Was ihm von den Versen im Ohr geblieben, hat er nachgeahmt, ohne sich eines Gesetzes, einer Regel bewußt zu sein.

Sollen wir also die in der Vorerinnerung gethane Frage, ob seine Muse Freunden der Dichtkunst wohl ein ästhetisches Vergnügen gewähren könne, aufrichtig und freundlich beantworten, so sagen wir: er lerne zuerst Hexameter machen, welches sich dann wohl jetzt nach und nach wird lernen lassen; wie viel Zeit es ihm auch kosten sollte, so ist es reiner Gewinn; er arbeite alsdann das Gedicht nochmals um, vermindere den beschreibenden Teil, erhöhe den handelnden, ersetze das gleichgültige Allgemeine durch bedeutendes Besondere, so wird sich alsdann deutlicher zeigen, ob er in diesem Fache etwas leisten kann; denn jetzt muß man den besten Willen haben und eine Art von Sonntagskind sein, um eine übrigens ganz wohlgebildete Menschengestalt durch eine von Warzen, Flecken, Borsten und Unrat entstellte Oberhaut durchzusehen.

Athenor, ein Gedicht in sechzehn Gesängen. Neue verbesserte Ausgabe. Mannheim, in Kommission bei Schwan und Götz. 1804. VIII, übrigens mit den Anmerkungen 286 S. 8. (2 Rthlr 12 Gr.)

(Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 38. Den 14. Februar 1805. Sp. 304.)

Als wir dieses Gedicht mit Sorgfalt zu lesen anfingen, uns durch den jedem Gesang vorgesetzten Inhalt mit dem Ganzen und seinen Teilen bekannt zu machen und in der Ausführung selbst vorwärts zu dringen suchten, haben wir eine ganz eigene Erfahrung gemacht. Wir empfanden nämlich eine Art von Schwindel,

19. Athenor. In der Ausgabe letzter Hand 33, 220 ff. Das Gedicht des früheren Jesuiten Anton Edler von Klein (1748—1810), der als Professor der Dichtkunst in Mannheim wirkte und unter andern Poesien eine Reihe dramatischer Werke verfaßte, schickte Goethe am 9. Mai 1802 an Schiller. „Ich wünschte," schrieb er dazu, „daß beikommender Band Sie nicht schon von einer andern Seite her heimgesucht habe, damit Sie diese gereimte Tollhausproduktion zuerst als ein Curiosissimum aus meiner Hand erhalten. So einen auf der äußern Form des Nächstvergangenen sich herumdrehenden Wahnsinn habe ich doch noch nicht gesehen. Doch wer will ein Wort für so eine Erscheinung finden!" — Die Recension ging am 26. Januar 1805 an Eichstädt ab. Sie sollte nach Goethes Bestimmung die zwei von ihm auszufüllenden Nummern der Allgemeinen Litteratur-Zeitung schließen — „ultimum scabies", am Schluß die Krätze. Als Antwort auf die tadelnde Kritik lief bei der Redaktion der Allgemeinen Litteratur-Zeitung eine komische Anpreisung des „Athenor" ein, die auf Goethes Rat ohne jeden Zusatz im Intelligenzblatt Nr. 55 vom 22. Mai 1805 abgedruckt wurde.

wie sie den zu überfallen pflegt, dem etwas ganz Inkongruentes und also seiner Natur nach Unmögliches doch wirklich vor Augen steht. Nach einigem Besinnen erinnerten wir uns schon einer ähnlichen Empfindung: es war die, wie wir den Garten und Palast des Prinzen Pallagonia besuchten, der nicht allein, wie bekannt, durchaus mit Ungeheuern ausstaffiert ist, sondern wo auch, was weniger bekannt, an der Architektur sorgfältig alle horizontalen und vertikalen Linien vermieden sind, so daß alles im Stehen zugleich einzustürzen scheint. Gestärkt durch diese Reflexion, wagten wir dem Helden Athenor nochmals ins Gesicht zu sehen, fanden uns aber um nichts gebessert; was wir jedoch zuletzt über ihn bei uns zusammenbringen konnten, aber freilich für kein Urteil ausgeben, wäre ungefähr folgendes.

Wenn man Wielands poetische Schriften stückweise in eine Hexenpfanne neben einander setzte und sodann über einem gelinden Feuer so lange schmorte, bis Naturell, Geist, Anmut, Heiterkeit mit allen übrigen lebendigen Eigenschaften völlig abgeraucht wären, und man alsdann die überbliebene zähe Masse mit einem Löffelstiel einigermaßen durcheinanderzöge und einen solchen Brei, der fast für ein caput mortuum gelten kann, völlig erstarren und erkalten ließe, so würde ohngefähr ein Athenor entstehen. Da jedoch der Fall von der Art ist, daß wir nicht wissen können, ob unsere Empfindung bei diesem Werke nicht vielleicht idiosynkratisch sei, so wünschten wir, daß einer unserer kritischen Kollegen durch umständlichere Untersuchung unsere Meinung zu bestärken oder zu widerlegen geneigt wäre.

Am kürzesten und geratensten halten wir jedoch, daß jeder, der eine kleine Bibliothek deutscher Art und Kunst sich angeschafft hat, auch diesem Athenor einen Platz gönne; denn es ist doch auch kein geringer Genuß, wenn man sich nach Belieben beim Aufschlagen eines Buchs einen solchen ästhetischen Tragelaphen vergegenwärtigen kann. Zu diesem Behuf aber müßte der Verleger den Preis, der durch die artig punktierten Kupfer unverhältnismäßig erhöht sein mag, ein- für allemal herabsetzen.

---

1 f. Garten und Palast des Prinzen Pallagonia. Die Beschreibung der 7 Miglien von Palermo entfernten Gärten des tollen Prinzen hat Goethe in der „Italienischen Reise" (Werke 21, 1, 309 ff.) geliefert. Dort ist auch in den Anmerkungen näheres über die Person des Prinzen zu finden.

(Über den Ausdruck „anorgisch“.)

(Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung Nr. 51. Den 13. Mai 1805. Sp. 447 f.)

Schon lange sagt man Organisch, Organism, Organisation, Organismus ganz richtig; nur für die Negation dieser Begriffe hat sich ein unrichtig gebildetes, ganz etwas anders aussagendes Wort eingeschlichen. Von organisch kann der Gegensatz nur unorganisch heißen oder, wenn die Verneinung ebenfalls griechisch sein soll, anorganisch (ἀνόργανος). Anorgisch würde als Nachbildung von ἄνοργος zornlos bedeuten. Die Silbe an, obgleich nicht Stammsilbe, begründet im Deutschen wie im Griechischen den Unterschied zwischen Worten mit derselben Hauptsilbe org und darf darum nicht unterdrückt werden. Die Kürze des Worts ist keine Empfehlung desselben, wenn sie Zweideutigkeit veranlaßt. Wir haben überdies noch Orgien und orgisch (orgische Feier) aus dem Griechischen herübergenommen. Anorgisch oder unorgisch würde demnach auch nicht für die Negation dieses Begriffs genommen werden können.

(Zu einem Briefe Lessings an Gerstenberg.)

(Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung Nr. 56. Den 25. Mai 1805. Sp. 487 f.)

Die neuliche Erwähnung des Gerstenbergischen Ugolino in unsern Blättern (Nr. 38) erinnerte einige ältere Litteraturfreunde an einen Brief Lessings und sein Urteil über dieses Stück oder, um eigentlicher zu reden, an seine Empfindungen bei dem-

1. Über den Ausdruck anorgisch. Die kleine Bemerkung Goethes ist veranlaßt durch Steffens' Kritik der Naturphilosophie Schellings (Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung 1805 Nr. 103). Der Recensent hatte den von Schelling gebrauchten Ausdruck „anorgisch“ ebenfalls angewendet, und Goethe wünschte (30. März 1805), daß Eichstädt von dem Verfasser die Erlaubnis erhielte, in der Fortsetzung, die in Nr. 137 erschien, das unglückliche anorgisch in anorganisch zu verwandeln. „Es war ein Mißgriff Schellings und warum soll der Mißgriff eines vorzüglichen Mannes verewigt werden?“ Er legte zur Begründung auf einem kleinen Blatt für Steffens die obige Auseinandersetzung bei, empfahl aber, dieselbe abzuschreiben, weil sie vielleicht einen Artikel unter dem Strich gäbe. An dieser Stelle, die für kleine Bemerkungen, Gedichte und dergl. benutzt wurde, erschien sie denn auch. — 19. Zu einem Briefe Lessings. Infolge der Recension des „Ugolino Gherardesca“ von Böhlendorf (siehe S. 111 ff.) sandte Friedrich Jacobi am 11. April 1805 an Goethe den bekannten Brief Lessings an Gerstenberg über dessen „Ugolino“ (Lessings Werke, Hempelsche Ausgabe 20, 1, 267 ff.). Mit Erlaubnis Gerstenbergs erfolgte die (unvollständige) Veröffentlichung des Briefes, von Goethe eingeleitet.

selben. Der in den nächsten Stücken folgende Brief Lessings an Gerstenberg wurde vorgesucht und uns auf eine Weise mitgeteilt, die uns vor allem Vorwurf der Indiskretion zu schützen das Ansehen hat.

(Ankündigung von „Rameaus Neffe".)

(Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung Nr. 60. Den 3. Juni 1805. Sp. 513 f.)

Leipzig bei G. J. Göschen ist in dieser Ostermesse erschienen:

Rameaus Neffe. Ein Dialog von Diderot. Aus dem Manuskript übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Goethe.

In einer Anmerkung äußert sich der Übersetzer darüber folgendermaßen: „Das bedeutende Werk — in völliger unberührter Gestalt hervortreten." (Aus den „Anmerkungen über Personen und Gegenstände, deren in dem Dialoge 'Rameaus Neffe' erwähnt wird". Bd. 29 unsrer Ausgabe.) Wörtlich übereinstimmend; nur im letzten Absatz „angelegte" statt „angelegten" und „dürften" statt „durften".

(Anzeige der sämtlichen Werke in zwölf Bänden.)

(Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung Nr. 95. Den 26. August 1805. Sp. 803.)

Der Herr Geheimerat von Goethe hat die Absicht, seine sämtlichen Werke in zwölf Bänden, welche in drei Lieferungen erscheinen sollen, herauszugeben. Die erste erfolgt wahrscheinlich Ostern 1806.

5. Ankündigung von „Rameaus Neffe". Den 21. Mai 1805 an Eichstädt übersandt mit der Bemerkung: „Wollen Ew. Wohlgeboren die Gefälligkeit haben, Beiliegendes in das Intelligenzblatt setzen zu lassen, damit von dem Werkchen zum Publikum etwas gesprochen werde, bis Ew. Wohlgeboren einen tüchtigen Recensenten dazu wählen." — 20. Anzeige der sämtlichen Werke. Den 12. August an Eichstädt zum Abdruck gesandt. Die Ausgabe erschien 1806—1808. Als 13. Band folgten 1810 die ‚Wahlverwandtschaften".

1806.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, herausgegeben von Achim von Arnim und Clemens Brentano. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer, 1806. 470 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

(Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 18 und 19. Den 21. und 22. Januar 1806. Sp. 137—148.)

Die Kritik dürfte sich vorerst nach unserem Dafürhalten mit dieser Sammlung nicht befassen. Die Herausgeber haben solche mit so viel Neigung, Fleiß, Geschmack, Zartheit zusammengebracht und behandelt, daß ihre Landsleute dieser liebevollen Mühe nun wohl erst mit gutem Willen, Teilnahme und Mitgenuß zu danken hätten. Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm

2. Des Knaben Wunderhorn. In der Ausgabe letzter Hand (B) 33, 183—205. Über die Herausgeber des „Wunderhorns" und seine Geschichte siehe die Einleitung zu Band 146, 1 der deutschen Nat.-Litt., besonders S. LVIII ff. Der erste Band des „Wunderhorns" erschien im Herbst 1805, Goethen gewidmet und freudig von ihm begrüßt. Konnte er doch hoffen, daß durch die treffliche Sammlung jene Bestrebungen erfolgreich würden, die, von Herder angeregt, an Stelle der verstandesmäßigen Lyrik des 18. Jahrhunderts wieder die alte, aus dem Gefühl quellende echt deutsche Dichtung zu setzen suchten, die „Volkslieder" genannt wurde, weil nur unter den weniger Gebildeten sich noch der Sinn dafür erhalten hatte (vgl. Goethes Recension S. 132 Z. 30 ff.). Daß von dem „Wunderhorn" in der That die erhoffte Wirkung ausging, daß unsere Dichtung aus ihm neues Leben empfing, ist zu bekannt, als daß erst Beweise dafür gebracht zu werden brauchten. — Am 12. Januar 1806 wurde die Recension an Eichstädt geschickt. Für den Fall, daß sie nicht zwei Nummern der Litteratur-Zeitung füllen sollte, beabsichtigte Goethe noch weiteres hinzuzufügen, „da die Materie ohnehin unendlich sei". Doch blieb über eine halbe Nummer der Litteratur-Zeitung übrig, die mit einer andern Besprechung ausgefüllt wurde. In den Annalen 1806 sagt Goethe: „Das 'Wunderhorn', altertümlich und phantastisch, ward seinem Verdienste gemäß geschätzt und eine Recension desselben mit freundlicher Behaglichkeit ausgefertigt." Vgl. auch Annalen 1809 und Goethes Briefe an Fr. Aug. Wolf vom 5. Januar 1806 und an Achim von Arnim vom 9. März 1806. „Durch das 'Wunderhorn' haben Sie uns eine so lebhafte und dauernde Freude gemacht, daß es wohl billig ist, nicht dem Urheber allein, sondern auch der Welt ein Zeugnis davon abzulegen, um so mehr, da diese nicht so reich an Freuden ist, um reinen Genuß, den man so reich und so reichlich haben kann, entweder aus Unwissenheit oder aus Vorurteil zu entbehren." — J. H. Voß behauptete im Morgenblatt (1808 Nr. 283), daß die Romantiker Goethes Kritik „durch geheuchelte Einfaltsmiene erschlichen" hätten. Daran knüpfte sich ein ärgerlicher Streit, der wohl die Ursache war, daß Goethe die Besprechung des zweiten und dritten Teils des „Wunderhorns", die 1808 erschienen, nicht übernahm, sondern sie

Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte.

Am besten aber läge doch dieser Band auf dem Klavier des Liebhabers oder Meisters der Tonkunst, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten, hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu lassen oder ihnen schickliche Weisen anzuschmiegen, oder, wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch sie hervorzulocken.

Würden dann diese Lieder nach und nach in ihrem eigenen Ton- und Klangelemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten sie allmählich belebt und verherrlicht zum Volke zurück, von dem sie zum Teil gewissermaßen ausgegangen, so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt und könne nun wieder, als geschrieben und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.

Weil nun aber in der neueren Zeit, besonders in Deutschland, nichts zu existieren und zu wirken scheint, wenn nicht darüber geschrieben und wieder geschrieben und geurteilt und gestritten wird, so mag denn auch über diese Sammlung hier einige Betrachtung stehen, die, wenn sie den Genuß auch nicht erhöht und verbreitet, doch wenigstens ihm nicht entgegenwirken soll.

Was man entschieden zu Lob und Ehren dieser Sammlung sagen kann, ist, daß die Teile derselben durchaus mannigfaltig charakteristisch sind. Sie enthält über zweihundert Gedichte aus den drei letzten Jahrhunderten, sämtlich dem Sinne, der Erfindung, dem Ton, der Art und Weise nach dergestalt von einander unterschieden, daß man keins dem andern vollkommen

v. d. Hagen überließ (Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung 1810 Nr. 3[illegible]—38). Vgl. auch den Brief von Heinrich Voß an Goethe, der im Goethe-Jahrbuch V, 74 ff. abgedruckt ist. — Ihren Dank für Goethes liebevolle Würdigung der Sammlung sprechen Arnim und Brentano in einer Erklärung „An die Leser des Wunderhorns“ (Intelligenzblatt der Jenaischen Litteratur-Zeitung 1810 Nr. 21) mit folgenden Worten aus: „Haben die beiden später erschienenen Bände manche eigentümliche Freude gewährt, die dem ersten fehlte: so danken es die Leser hauptsächlich den Erinnerungen jenes Recensenten des ersten Bandes, der mit Weisheit das Litterarische und Kritische aus unserem Unternehmen sonderte, und uns immer aufmerksam machte auf charakteristische Individualitäten in den älteren Liedern, die wir durch Erneuerung und durch Zusammenstellung mit einigen neueren Liedern noch mehr herauszuheben trachteten.“ — Die Überschriften der Lieder sind in der Recension zum Teil verkürzt und ungenau wiedergegeben.

30. vollkommen. In B vollkommnen (Druckfehler?).

gleichstellen kann. Wir übernehmen das unterhaltende Geschäft, sie alle der Reihe nach, so wie es uns der Augenblick eingiebt, zu charakterisieren.

Das Wunderhorn. (Seite 13.) Feenhaft, kindlich, gefällig.

Des Sultans Töchterlein. (15.) Christlich zart, anmutig.

Tell und sein Kind. (17.) Rechtlich und tüchtig.

Großmutter Schlangenköchin. (19.) Tief, rätselhaft, dramatisch vortrefflich behandelt.

Jesaias' Gesicht. (20.) Barbarisch groß.

Das Feuerbesprechen. (21.) Räuberisch ganz gehörig und recht.

Der arme Schwartenhals. (22.) Vagabundisch, launig, lustig.

Der Tod und das Mädchen. (24.) In Totentanz-Art, holzschnittmäßig, lobenswürdig.

Nachtmusikanten. (29.) Närrisch, ausgelassen, köstlich.

Widerspenstige Braut. (30.) Humoristisch, etwas fratzenhaft.

Klosterscheu. (32.) Launenhaft verworren und doch zum Zweck.

Der vorlaute Ritter. (32.) Im real-romantischen Sinn gar zu gut.

Die schwarzbraune Hexe. (34.) Durch Überlieferung etwas konfus, der Grund aber unschätzbar.

Der Dollinger. (36.) Ritterhaft tüchtig.

Liebe ohne Stand. (37.) Dunkel romantisch.

Gastlichkeit des Winters. (39.) Sehr zierlich.

Die hohe Magd. (40). Christlich pedantisch, nicht ganz unpoetisch.

Liebe spinnt keine Seide (42.) Lieblich konfus und deswegen Phantasie erregend.

Husarenglaube. (43.) Schnelligkeit, Leichtigkeit musterhaft ausgedrückt.

Rattenfänger von Hameln. (44.) Zuckt aufs Bänkelsängerische, aber nicht unfein.

Schürz dich, Gretlein. (46.) Im Vagabundensinn; unerwartet epigrammatisch.

Lied vom Ringe. (48.) Romantisch zart.

Der Ritter und die Magd. (50.) Dunkel romantisch, gewaltsam.

Der Schreiber im Korb. (53.) Den Schlag wiederholendes, zweckmäßiges Spottgedicht.

Erntelied. (55.) Katholisches Kirchen-Todeslied. Verdiente protestantisch zu sein.

Überdruß der Gelahrtheit. (57.) Sehr wacker. Aber der Pedant kann die Gelahrtheit nicht los werden.

Schlacht bei Murten. (58.) Realistisch, wahrscheinlich modernisiert.

Liebesprobe. (61.) Im besten Handwerksburschensinne und auch trefflich gemacht.

Der Falke. (63.) Groß und gut.

Die Eile der Zeit in Gott. (64.) Christlich, etwas zu historisch; aber dem Gegenstande gemäß und recht gut.

Das Rautensträuchlein. (69.) Eine Art Trümmer, sehr lieblich.

Die Nonne. (70.) Romantisch, empfindungsvoll und schön.

Revelje. (72.) Unschätzbar für den, dessen Phantasie folgen kann.

Fastnacht. (74.) Liebehaft, leise.

Diebsstellung. (75.) Holzschnittartig, sehr gut.

Wassersnot. (77.) Anschauung, Gefühl, Darstellung überall das Rechte.

Tambursgesell. (78.) Heitere Vergegenwärtigung eines ängstlichen Zustandes. Ein Gedicht, dem der Einsehende schwerlich ein gleiches an die Seite setzen könnte.

David. (79.) Katholisch hergebracht, aber noch ganz gut und zweckmäßig.

Sollen und Müssen. (80.) Vortrefflich in der Anlage, obgleich hier in einem zerstückten und wunderlich restaurierten Zustande.

Liebesdienst. (83.) Deutsch romantisch, frommsinnig und gefällig.

Geht dir's wohl, so denk an mich. (84.) Anmutiger, singbarer Klang.

Der Tannhäuser. (86.) Großes christlich-katholisches Motiv.

Mißheirat. (90.) Treffliche, rätselhafte Fabel, ließe sich vielleicht mit wenigem anschaulicher und für den Teilnehmer befriedigender behandeln.

Wiegenlied. (92.) Reimhafter Unsinn, zum Einschläfern völlig zweckmäßig.

Frau Nachtigall. (93.) Eine kunstlose Behandlung zugegeben, dem Sinne nach höchst anmutig.

Die Juden in Passau. (93.) Bänkelsängerisch, aber lobenswert.

Kriegslied gegen Karl V. (97.) Protestantisch, höchst tüchtig.

Der Bettelvogt. (100.) Im Vagabundensinne gründlich und unschätzbar.

Von den klugen Jungfrauen. (101.) Recht großmütig, herzerhebend, wenn man in den Sinn eindringt

Müllers Abschied. (102.) Für den, der die Lage fassen kann, unschätzbar, nur daß die erste Strophe einer Emendation bedarf.

Abt Neidhard und seine Mönche. (103.) Ein Tillstreich von der besten Sorte und trefflich dargestellt.

Von zwölf Knaben. (109.) Leichtfertig, ganz köstlich.

Kurze Weile. (110.) Deutsch romantisch, sehr lieblich.

Kriegslied des Glaubens. (112.) Protestantisch derb, treffend und durchschlagend.

Tabakslied. (114.) Trümmerhaft, aber Bergbau und Tobak gut bezeichnend.

Das fahrende Fräulein. (114.) Tief und schön.

Bettelei der Vögel. (115.) Gar liebenswürdig.

Die Greuelhochzeit. (117.) Ungeheurer Fall, bänkelsängerisch, aber lobenswürdig behandelt.

Der vortreffliche Stallbruder. (120.) Unsinn, aber wohl dem, der ihn behaglich singen könnte.

Unerhörte Liebe. (121.) Schön, sich aber doch einer gewissen philisterhaften Prose nähernd.

Das Bäumlein. (124.) Sehnsuchtsvoll, spielend und doch herzinniglich.

Lindenschmidt. (125.) Von dem Reuterhaften, Holzschnittartigen die allerbeste Sorte.

Lied vom alten Hildebrand. (128.) Auch sehr gut, doch früher und in der breiteren Manier gedichtet.

Friedenslied. (134.) Andächtig, bekannte Melodie, ans Herz redend.

Friedenslied. (137.) Gut, aber zu modern und reflektiert.

Drei Schwestern. (139.) Sehr wacker in der derben Art.

Der englische Gruß. (140.) Die anmutige, bloß katholische Art, christliche Mysterien ans menschliche, besonders deutsche Gefühl herüberzuführen.

Vertraue. (141.) Seltsam, tragisch, zum Grund ein vortreffliches Motiv.

Das Leiden des Herrn. (142.) Die große Situation ins Gemeine gezogen, in diesem Sinne nicht tadelhaft.

Der Schweizer. (145.) Recht gut. Sentimentaler, aber lange nicht so gut als der Tambursgesell (78).

Pura. (146.) Schöne Fabel, nicht schlecht, aber auch nicht vorzüglich behandelt.

Die kluge Schäferin. (149.) Gar heiter, frei- und frohmütig.

Ritter St. Georg. (151.) Ritterlich, christlich, nicht ungeschickt dargestellt, aber nicht erfreulich.

Die Pantoffeln. (156.) Schöne Anlage, hier fragmentarisch, ungenießbar.

Xaver. (157.) Sehr wacker dem Charakter nach, doch zu wort- und phrasenhaft.

Wachtelwacht. (159.) Als Ton nachahmend, Zustand darstellend, bestimmtes Gefühl aufrufend, unschätzbar.

Das Todaustreiben. (161.) Gar lustig, wohlgefühlt und zweckmäßig.

Gegen das Quartanfieber. (161.) Unsinnige Formel, wie billig.

Zum Festmachen. (162.) Glücklicher Einfall.

Aufgegebene Jagd. (162.) Fordert den Ton des Waldhorns.

Wers Lieben erdacht. (163.) Gar knabenhaft von Grund aus.

Des Herrn Weingarten. (165.) Liebliche Versinnlichung christlicher Mysterien.

Cedrons Klage. (166.) Nicht ebenso glücklich. Man sieht dieser Klage zu sehr den Gradus ad Parnassum an.

Frühlingsbeklemmung. (172.) Besser als das vorige. Doch hört man immer noch das Wort- und Bildgeklapper.

Lobgesang auf Maria. (174.) Auch diesem läßt sich vielleicht ein Geschmack abgewinnen.

Abschied von Maria. (178.) Interessante Fabel und anmutige Behandlung.

Ehstand der Frau. (181.) Derb lustig, muß gesungen werden wie irgend eins.

36. Ehstand der Frau in A und B infolge eines Schreib- oder Druckfehlers. Das Lied ist betitelt: „Ehestand der Freude“.

Amor. (182.) Niedlich und wunderlich genug.

Vom großen Bergbau der Welt. (183.) Tief und ahndungsvoll, dem Gegenstande gemäß. Ein Schatz für Bergleute.

Husarenbraut. (188.) Nicht eben schlimm.

Das Straßburger Mädchen. (189.) Liegt ein lieblich Begebnis zum Grund, zart und phantastisch behandelt.

Zwei Röselein. (190.) Ein Ereignen zwischen Liebesleuten von der zartesten Art, dargestellt, wie es besser nicht möglich ist.

Das Mädchen und die Hasel. (192.) Gar natürlich gute und frische Sittenlehre.

Königstochter aus England. (193.) Nicht zu schelten; doch spürt man zu sehr das Pfaffenhafte.

Schall der Nacht. (198.) Wird gesungen herzerfreulich sein.

Große Wäsche. (201.) Feenhaft und besonders.

Der Palmbaum. (202.) So recht von Grund aus herzlich.

Der Fuhrmann. (203.) Gehört zu den guten Vagabunden-, Handwerks- und Gewerbsliedern.

Pfauenart. (204.) Gute Neigung, bescheiden ausgedrückt.

Der Schildwache Nachtlied. (205.) Aus Quodlibet streifend, dem tiefen und dunkeln Sinne der Ausdruck gemäß.

Der traurige Garten. (206.) Süße Neigung.

Hüt du dich. (207.) Im Sinn und Klang des Vaudeville sehr gut.

Die mystische Wurzel. (208.) Geistreich, wobei man sich doch des Lächelns über ein falsches Gleichnis nicht enthalten kann.

Rätsel. (209.) Nicht ganz glücklich.

Wie kommt's, daß du so traurig bist. (210.) Streift ans Quodlibet, wahrscheinlich Trümmern.

Unkraut. (211.) Quodlibet von der besten Art.

Der Wirtin Töchterlein. (212.) Höchst lieblich, aber nicht so recht ganz.

Wer hat das Liedlein erdacht. (213.) Eine Art übermütiger Fratze, zur rechten Zeit und Stunde wohl lustig genug.

3. ahndungsvoll. In B ahnungsvoll. — 5. lieblich. In B liebliches. — 23. Vaudeville. Ursprünglich eine Art von Gassenhauern; später als Bezeichnung für kleine Stücke mit eingelegten Liedern gebraucht. — 30. Trümmern. In B Trümmer.

Doktor Faust. (214.) Tiefe und gründliche Motive, könnten vielleicht besser dargestellt sein.

Müllertücke. (218.) Bedeutende Mordgeschichte, gut dargestellt

Der unschuldig Hingerichtete. (220.) Ernste Fabel, lakonisch trefflich vorgetragen.

Ringlein und Fähnlein. (223.) Sehr gefällig romantisch. Das Reimgeklingel thut der Darstellung Schaden, bis man sich allenfalls daran gewöhnen mag.

Die Hand. (226.) Bedeutendes Motiv kurz abgefertigt.

Martinsgans. (226) Bauerburschenhaft, lustig losgebunden.

Die Mutter muß gar sein allein. (227.) Nicht recht von Grund- und Brust aus, sondern nach einer schon vorhandenen Melodie gesungen.

Der stolze Schäfersmann. (229.) Tiefe schöne Fabel, durch den Wiederklang des Vaudeville ein sonderbarer, aber für den Gesang bedeutender Vortrag.

Wenn ich ein Vöglein wär. (231.) Einzig schön und wahr.

An einen Boten. (232.) Einzig lustig und gutlaunig.

Weine nur nicht. (232.) Leidlicher Humor, aber doch ein bißchen plump.

Käuzlein. (233.) Wunderlich, von tiefem, ernstem, köstlichem Sinn.

Weinschröterlied. (234.) Unsinn der Beschwörungsformeln.

Maikäferlied. (235.) Desgleichen.

Marienwürmchen. (235.) Desgleichen, mehr ins Zarte geleitet.

Der verlorne Schwimmer. (236.) Anmutig und voll Gefühl.

Die Prager Schlacht. (237.) Rasch und knapp, eben als wenn es drei Husaren gemacht hätten.

Frühlingsblumen. (239.) Wenn man die Blumen nicht so entsetzlich satt hätte, so möchte dieser Kranz wohl artig sein.

Gukguk. (241.) Neckisch bis zum Fratzenhaften, doch gefällig.

Die Frau von Weißenburg. (242.) Eine gewaltige Fabel, nicht ungemäß vorgetragen.

18. bedeutender. In B ein bedeutender.

Soldatentod. (245.) Möchte vielleicht im Frieden und beim Ausmarsch erbaulich zu singen sein. Im Krieg und in der ernsten Nähe des Unheils wird so etwas greulich, wie das neuerlich belobte Lied: Der Krieg ist gut.

Die Rose. (251.) Liebliche Liebesergebenheit.

Die Judentochter. (252.) Passender, seltsamer Vortrag zu konfusem und zerrüttetem Gemütswesen.

Drei Reiter. (253.) Ewiges und unzerstörliches Lied des Scheidens und Meidens.

Schlachtlied. (254.) In künftigen Zeiten zu singen.

Herr von Falkenstein. (255.) Von der guten zarten innigen Romanzenart.

Das römische Glas. (257.) Desgleichen. Etwas rätselhafter.

Rosmarin. (258.) Ruhiger Blick ins Reich der Trennung.

Der Pfalzgraf am Rhein. (259.) Barbarische Fabel und gemäßer Vortrag

Vogel Phönix. (261.) Nicht mißlungene christliche Allegorie.

Der unterirdische Pilger. (262.) Müßte in Schächten, Stollen und auf Strecken gesungen und empfunden werden. Über der Erde wird's einem zu dunkel dabei.

Herr Olof. (261b) Unschätzbare Ballade.

Ewigkeit. (263b) Katholischer Kirchengesang. Wenn man die Menschen konfus machen will, so ist dies ganz der rechte Weg.

Der Graf und die Königstochter. (265b.) Eine Art von Pyramus und Thisbe. Die Behandlung solcher Fabeln gelang unsern Voreltern nicht.

Moritz von Sachsen. (270.) Ein ahndungsvoller Zustand und großes trauriges Ereignis, mit Phantasie dargestellt.

Ulrich und Änuchen. (274.) Die Fabel vom Blaubart in mehr nördlicher Form, gemäß dargestellt.

Vom vornehmen Räuber. (276.) Sehr tüchtig, dem Lindenschmidt zu vergleichen.

Der geistliche Kämpfer. (277.) „Christ Gottes Sohn allhie“ hätte durch sein Leiden wohl einen besseren Poeten verdient.

Dusle und Babely. (281.) Köstlicher Abdruck des schweizer-

20. und empfunden fehlt in B. — 28. ahndungsvoller. In B ahnungsvoller.

bäuriſchen Zuſtands und des höchſten Ereigniſſes dort zwiſchen zwei Liebenden.

Der eiferſüchtige Knabe. (282.) Das Wehen und Weben der rätſelhaft mordgeſchichtlichen Romanzen iſt hier höchſt lebhaft zu fühlen.

Der Herr am Ölberg. (283.) Dieſem Gedicht geſchieht unrecht, daß es hier ſteht. In dieſer meiſt natürlichen Geſellſchaft wird einem die Allegorie der Anlage ſowie das poetiſch Blumenhafte der Ausführung unbillig zuwider.

Abſchied von Bremen. (289.) Handwerksburſchenhaft genug, doch zu proſaiſch

Aurora. (291.) Gut gedacht, aber doch nur gedacht.

Werd ein Kind. (291.) Ein ſchönes Motiv, pfaffenhaft verſchoben.

Der ernſthafte Jäger. (292.) Ein bißchen barſch, aber gut.

Der Mordknecht. (294.) Bedeutend, ſeltſam und tüchtig.

Der Prinzenraub. (296.) Nicht gerade zu ſchelten, aber nicht befriedigend.

Nächten und Heute. (298.) Ein artig Lied des Inhalts, der ſo oft vorkommt: così fan tutte und tutti.

Der Spaziergang. (299.) Mehr Reflexion als Geſang.

Das Weltende. (300.) Deutet aufs Quodlibet; läßt was zu wünſchen übrig.

Bayriſches Alpenlied. (301.) Allerliebſt, nur wird man vornherein irre, wenn man nicht weiß, daß unter dem Palmbaum die Stechpalme gemeint iſt. Mit einem Dutzend ſolcher Noten wäre manchem Liede zu mehrerer Klarheit zu helfen geweſen.

Jäger Wohlgemut. (303.) Gut, aber nicht vorzüglich

Der Himmel hängt voll Geigen. (304.) Eine chriſtliche Cocagne, nicht ohne Geiſt.

Die fromme Magd. (306.) Gar hübſch und ſittig.

Jagdglück. (306.) Zum Geſang erfreulich, im Sinne nicht beſonders Überhaupt wiederholen die Jägerlieder, vom Tone des Waldhorns gewiegt, ihre Motive zu oft ohne Abwechſeln.

Kartenſpiel. (308.) Artiger Einfall und guter Humor.

Für funfzehn Pfennige. (309.) Von der allerbeſten Art, einen humoriſtiſchen Refrain zu nutzen.

30. Cocagne. „Volksfeſt“, dann übertragen „Schlaraffenland“.

Der angeschossene Gukguk. (311.) Nur Schall ohne irgend eine Art von Inhalt.

Warnung. (313.) Ein Gukguk von einer viel besseren Sorte.

Das große Kind. (314.) Höchst süße. Wäre wohl wert, daß man ihm das Ungeschickte einiger Reime und Wendungen benähme.

Das heiße Afrika (315.) Spukt doch eigentlich nur der Halberstädter Grenadier.

Das Wiedersehn am Brunnen. (317.) Voll Anmut und Gefühl.

Das Haßlocher Thal. (319.) Seltsame Mordgeschichte, gehörig vorgetragen.

Abendlied. (321.) Sehr lobenswürdig, von der recht guten lyrisch-episch-dramatischen Art.

Der Scheintote. (322.) Sehr schöne, wohl ausgestattete Fabel, gut vorgetragen.

Die drei Schneider. (325.) Wenn doch einmal eine Gilde veziert werden soll, so geschieht's hier lustig genug.

Nächtliche Jagd. (327.) Die Intention ist gut, der Ton nicht zu schelten; aber der Vortrag ist nicht hinreichend.

Spielmanns Grab. (328.) Ausgelassenheit, unschätzbarer sinnlicher Bauernhumor.

Knabe und Veilchen. (329.) Zart und zierlich.

Der Graf im Pfluge. (330.) Gute Ballade, doch zu lang.

Drei Winterrosen. (339.) Zu sehr abgekürzte Fabel von dem Wintergarten, der schon im Bojardo vorkommt.

Der beständige Freier. (341.) Echo, versteckter Totentanz, wirklich sehr zu loben.

Von Hofleuten. (343.) Wäre noch erfreulicher, wenn nicht eine, wie es uns scheint, falsche Überschrift auf eine Allegorie deutete, die man im Lied weder finden kann noch mag.

Lied beim Heuen. (345.) Köstliches Vaudeville, das unter mehreren Recensionen bekannt ist.

6 f. der Halberstädter Grenadier ist bekanntlich Gleim. Seine Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier (Berlin 1758) veranlaßten eine große Anzahl ähnlicher Dichtungen ohne inneren Wert. Zu diesen gehört aber das schöne Lied Schubarts, das hier gemeint ist, keineswegs. Es steht weit über den Nachahmungen der Grenadierlieder, ja es übertrifft diese selbst in jeder Beziehung, so daß Goethes Urteil ihm durchaus nicht gerecht wird. — 26. Bojardo. Matteo Maria Bojardo, Graf von Scandiano (1434—1494). Orlando inamorato (Venedig 1486). In dem Zaubergarten der Fee Morgana erlebt Roland eine Reihe wunderbarer Abenteuer. — 33. Recensionen. In B Ausgaben.

Fischpredigt. (347.) Unvergleichlich, dem Sinne und der Behandlung nach.

Die Schlacht bei Sempach. (349.) Wacker und derb, doch nahezu chronikenhaft prosaisch.

Algerius. (353.) Fromm, zart und voll Glaubenskraft.

Doppelte Liebe. (354.) Artig, könnte aber der Situation nach artiger sein.

Manschettenblume. (356.) Wunderlich, romantisch, gehaltvoll.

Der Fähndrich. (358.) Mit Eigenheit; doch hätte die Gewalt, welche der Fähndrich dem Mädchen angethan, müssen ausgedrückt werden; sonst hat es keinen Sinn, daß er hängen soll.

Gegen die schweizer Bauern. (360.) Tüchtige und doch poetische Gegenwart. Der Zug, daß ein Bauer das Glas in den Rhein wirft, weil er in dessen Farbenspiel den Pfauenschwanz zu sehen glaubt, ist höchst revolutionär und treffend.

Kinder still zu machen. (362.) Recht artig und kindlich.

Gesellschaftslied. (363.) In Tillenart kapital.

Das Gnadenbild. (366.) Ist hübsch, wenn man sich den Zustand um einen solchen Wallfahrtsort vergegenwärtigen mag.

Geh du nur hin. (371.) Frank und frech.

Verlorene Mühe. (372.) Treffliche Darstellung weiblicher Bethulichkeit und täppischen Männerwesens.

Starke Einbildungskraft. (373.) Zarter Hauch, kaum festzuhalten.

Die schlechte Liebste. (374.) Innig gefühlt und recht gedacht.

Maria auf der Reise. (375.) Hübsch und zart, wie die Katholiken mit ihren mythologischen Figuren das gläubige Publikum gar zweckmäßig zu beschäftigen und zu belehren wissen.

Der geadelte Bauer. (376.) Recht gut gesehen und mit Verdruß launisch dargestellt.

Abschiedszeichen. (378.) Recht lieblich.

Die Ausgleichung. (379.) Die bekannte Fabel vom Becher und Mantel, kurz und bedeutend genug dargestellt.

Petrus. (382.) Scheint uns gezwungen freigeistisch.

Gott grüß Euch, Alter. (384.) Modern und sentimental, aber nicht zu schelten.

15. weil er in dessen Farbenspiel ... glaubt. Die Pfauenfeder galt als ritterlicher Schmuck und Sinnbild der Überhebung des Adels.

Schwere Wacht. (386.) Zieht schon in das umständliche, klang- und sangreiche Minnesängerwesen herüber.

1) Jungfrau und Wächter. Gar liebreich, doch auch zu umständlich.

2) Der lustige Geselle. Ist uns lieber als die vorhergehenden.

3) Variation. Macht hier zu großen Kontrast; denn es gehört zu der tiefen, wunderlichen deutschen Balladenart.

4) Beschluß. Paßt nicht in diese Reihe.

Der Pilger und die fromme Dame. (396.) Ein guter, wohl dargestellter Schwank.

Kaiserliches Hochzeitlied. (397.) Barbarisch-pedantisch, und doch nicht ohne poetisches Verdienst.

Antwort Mariä auf den Gruß der Engel. (406.) Das liebenswürdigste von allen christkatholischen Gedichten in diesem Bande.

Staufenberg und die Meerfeie. (407.) Recht lobenswerte Fabel, gedrängt genug vorgetragen, klug verteilt. Würde zu kurz scheinen, wenn man nicht an lauter kürzere Gedichte gewöhnt wäre.

Des Schneiders Feierabend. (418.) In der Holzschnittsart, so gut, als man es nur wünschen kann.

Mit dieser Charakterisierung aus dem Stegreife — denn wie könnte man sie anders unternehmen? — gedenken wir niemand vorzugreifen, denen am wenigsten, die durch wahrhaft lyrischen Genuß und echte Teilnahme einer sich ausdehnenden Brust viel mehr von diesen Gedichten fassen werden, als in irgend einer lakonischen Bestimmung des mehr oder minderen Bedeutens geleistet werden kann. Indessen sei uns über den Wert des Ganzen noch folgendes zu sagen vergönnt.

Diese Art Gedichte, die wir seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk noch fürs Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich haben und begreifen, daß der kern- und stammhafte Teil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt — dergleichen Gedichte sind so wahre Poesie, als sie irgend nur sein kann; sie haben einen unglaublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höheren Stufe der Bildung stehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat. Hier ist die Kunst mit der Natur im Konflikt, und

eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben scheint ein Ziel zu suchen, und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußeren Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunkeln und trüben Elemente oft herrlicher, als es später im klaren vermag. Das lebhafte poetische Anschauen eines beschränkten Zustandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begrenzten, doch unumschränkten All, so daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu sehen glauben. Der Drang einer tiefen Anschauung fordert Lakonismus. Was der Prose ein unverzeihliches Hinterstzuwörderst wäre, ist dem wahren poetischen Sinne Notwendigkeit, Tugend, und selbst das Ungehörige, wenn es an unsere ganze Kraft mit Ernst anspricht, regt sie zu einer unglaublich genußreichen Thätigkeit auf.

Durch die obige einzelne Charakteristik sind wir einer Klassifikation ausgewichen, die vielleicht künftig noch eher geleistet werden kann, wenn mehrere dergleichen echte, bedeutende Grundgesänge zusammengestellt sind. Wir können jedoch unsere Vorliebe für diejenigen nicht bergen, wo lyrische, dramatische und epische Behandlung dergestalt in einander geflochten ist, daß sich erst ein Rätsel aufbaut und sodann mehr oder weniger und, wenn man will, epigrammatisch auflöst. Das bekannte: Dein Schwert, wie ist's vom Blut so rot, Eduard, Eduard! ist besonders im Original das Höchste, was wir in dieser Art kennen.

Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden, aus dem reichen Vorrat ihrer Sammlungen, so wie aus allen vorliegenden, schon gedruckten, bald noch einen Band folgen zu lassen; wobei wir denn freilich wünschen, daß sie sich vor dem Singsang der Minnesinger, vor der bänkelsängerischen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meistersänger, sowie vor allem Pfäffischen und Pedantischen höchlich hüten mögen.

Brächten sie uns noch einen zweiten Teil dieser Art deutscher Lieder zusammen, so wären sie wohl aufzurufen, auch was fremde Nationen, Engländer am meisten, Franzosen weniger, Spanier in

21 f. Dein Schwert, wie ist's vom Blut so rot. In Herders „Volksliedern“ übersetzt. — 28. allen. In B alten. — 30. wünschen. In B wünschten. — 34. einen zweiten Teil. Der zweite und dritte Teil des „Wunderhorns“ erschien 1808, brachte aber ebenfalls nur deutsche Lieder.

einem anderen Sinne, Italiener fast gar nicht, dieser Liederweise besitzen, auszusuchen und sie im Original und nach vorhandenen oder von ihnen selbst zu leistenden Übersetzungen darzulegen.

Haben wir gleich zu Anfang die Kompetenz der Kritik, selbst im höheren Sinn, auf diese Arbeit gewissermaßen bezweifelt, so finden wir noch mehr Ursache, eine sondernde Untersuchung, inwiefern das alles, was uns hier gebracht ist, völlig echt oder mehr und weniger restauriert sei, von diesen Blättern abzulehnen.

Die Herausgeber sind im Sinne des Erfordernisses so sehr, als man es in späterer Zeit sein kann, und das hie und da seltsam Restaurierte, aus fremdartigen Teilen Verbundene, ja das Untergeschobene ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht! Warum soll der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit anderen zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als insofern es dem Auf- und Abschreiber solches zu überliefern gelang oder beliebte.

Wenn wir in diesem Sinne die vor uns liegende gedruckte Sammlung dankbar und läßlich behandeln, so legen wir den Herausgebern desto ernstlicher ans Herz, ihr poetisches Archiv rein, streng und ordentlich zu halten. Es ist nicht nütze, daß alles gedruckt werde; aber sie werden sich ein Verdienst um die Nation erwerben, wenn sie mitwirken, daß wir eine Geschichte unserer Poesie und poetischen Kultur, worauf es denn doch nunmehr nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geistreich erhalten.

Antwort

(auf die Antikritik über die Recension des Gedichts „Der Geburtstag").

(Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung Nr. 13. Den 3. Febr. 1806 Sp. 112.)

Ohne sich auf die Äußerungen des verdrießlichen Verfassers weiter einzulassen, will Recensent einen Vorschlag zur Güte thun.

28. Antwort auf die Antikritik. Vgl. oben S. 115 Z. 1 ff. Goethe schickte am 1. Februar „die lästige Antikritik" an Eichstädt zurück. Er meinte, man könnte den Verfasser sehr zum besten haben. Am liebsten wäre es ihm, wenn man gar nichts hinzufügte; doch habe er auf Eichstädts Wunsch in der Beilage den glimpflichsten Weg eingeschlagen. In der Antikritik warf der Verfasser dem Recensenten Verläumdung vor und

Unser Dichter, dem wir ein gewisses Talent keineswegs ableugnen, arbeite sein kleines Werk, woran, wie er ja selbst gesteht, noch manches zu bessern ist, abermals durch, und wir versprechen, wenn es uns wieder zu Gesicht kommt, die erste und zweite Ausgabe aufmerksam zu vergleichen und unsere Gedanken redlich darüber zu eröffnen. Das Werkchen aber, wie es liegt, nochmals im Detail durchzuprüfen, und zwar bloß um die schlimme Seite desselben herauszukehren, kann wohl niemanden zugemutet werden, der bei seinen Arbeiten sich selbst und andere zu fördern wünscht.

Gottlieb Hillers Gedichte und Selbstbiographie. Erster Teil. Köthen, Aue. 1805.

(Goethes nachgelassene Werke. Band 9. Stuttgart 1833. S. 178—186.)

Indem wir uns an den Gedichten des Wunderhorns eines entschiedenen, mannigfaltigen Charakters ohne ausgebildetes Talent erfreuten, so finden wir hier in umgekehrtem Sinne ein Talent auf einer hohen Stufe der Ausbildung, aber leider ohne Charakter. Jede frische Quelle, die aus dem Gebirg hervorsprudelt, jeder ursprüngliche Wasserfall, der ärmere wie der reichere, hat seinen besondern Charakter; so auch jene Lieder, die uns mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit ergetzen. Aber hier sieht man nur den Teil eines breiten Wassers, das ins Meer geht, einen schmalen Arm halb versandet, wie seine Gesellen, die irgend ein berühmtes Delta bilden.

forderte ihn auf, „zu beweisen, daß unter zehn nach einander folgenden Versen nur fünfe ganz abscheulich" wären. Ferner sagt er u. a.: „Der Rec. lerne zuerst logisch schreiben."

10. Gottlieb Hillers Gedichte. Gottlieb Hiller (1778—1826) diente zuerst als Knecht auf dem Lande und erwarb sich später durch Flechten von Taubennestern und Streichen von Lehmziegeln seinen Unterhalt. Daneben las er aber fleißig und begann 1801, durch Wielands Schriften angeregt, zu dichten. In dem Regierungsrat Bänsch in Köthen fand er einen Beschützer, der einige seiner Gedichte drucken ließ und ihn in die Kreise der großen Welt einführte. Hier wurde er als Merkwürdigkeit angestaunt und seine dichterische Begabung, wegen deren man ihm den Namen des „Naturdichters" beilegte, bei weitem überschätzt. Siehe über ihn Max Stempel, Ein „verschollener" Dichter. (Magazin für Litteratur des In- und Auslandes 1889, S. 408—413.) Goethen interessierten Hillers Dichtungen, wie er sich in den Annalen 1805 äußert, gerade im Gegensatz zum „Wunderhorn", mit dem er sich gleichzeitig beschäftigte, als ganz gegenwärtig und der Wirklichkeit angehörig. Zu Anfang des Jahres 1806 (Briefe an Eichstädt vom 24. Januar, 19. Februar, 19. April) arbeitete er an der Recension, die gemeinsam mit der nachfolgenden über die drei Romane skizziert wurde. Doch gehörte sie zu denen, die ins Stocken gerieten, weil er die Sache zu ernsthaft nahm, auch die Kriegsereignisse traten störend dazwischen: „Wo soll jetzt der leichte, gute Humor herkommen, mit dem man manche Dinge behandeln müßte" (an Eichstädt 21. Februar 1807). So blieb der Aufsatz unvollendet und erschien erst in den nachgelassenen Werken. — Vgl. Sprüche in Prosa (Loeper Nr. 111).

Warum sollte man aber gegenwärtiges Büchlein geradezu von der schwächsten Seite, von der poetischen her, betrachten? Beseitigen wir doch den Dichtertitel, wenn er auch schon in Hillers Passe steht, und halten uns an die Person. Denn wie man sich sonst gegen den Menschen dankbar erzeigt, daß er uns treffliche Poesien liefert, so muß man es hier der Poesie recht lebhaft verdanken, daß sie uns mit einem wackern Menschen bekannt macht.

Geboren in einem engen, ja einem niedern Kreise, zeichnet er sich aus durch technische Fähigkeit, ruhiges, redliches Anschauen der Gegenwart, durch manches Talent, das sich auf Wort und Rede bezieht, durch praktischen Sinn, ein tiefes sittliches Gefühl, durch ein à plomb auf sich selbst, einen edlen Stolz, eine Leichtigkeit im Leben, genug, von mehr als einer Seite als eine musterhafte Natur. Die Anmut, womit er seine Persönlichkeit, sein Talent, seine Fortschritte gewahr wird, ist durchaus liebenswürdig und kindlich, und wir fordern das Gewissen aller Gebildeten auf, ob sie sich wohl in gleichem oder ähnlichem Falle so viel Mäßigkeit des Selbstgefühls und Betragens zutrauen dürften.

Die Skizze seiner Gesichtsbildung, die dem Bändchen vorgeheftet ist, auch von einem Dilettanten und Naturkinde radiert, kann als höchst interessant betrachtet werden. Sie erinnert uns an die silenenhaften, Götterbilder enthaltenden Futterale, mit denen Sokrates verglichen wird; und wir leugnen nicht, daß wir in dem ganzen Menschen, wie ihn seine Lebensbeschreibung, seine Gedichte darstellen, etwas Sokratisches zu finden glauben. Der Gerad- und Rechtsinn, das derbe, tüchtige Halten auf einer verständigen Gegenwart, die Unbestechlichkeit gegen jede Art von Umgebung, etwas Lehrhaftiges ohne schulmeisterlich zu sein, und was sich jeder selbst aus dem Büchelchen entwickeln mag, dem diese Äußerung nicht ganz paradox vorkommt, entschuldigen wenigstens diese Ansicht.

Kommt Hillern aber dies alles als Menschen zu statten, so verliert er dagegen gerade hierdurch nur desto mehr als Dichter. Wenn er vor einem großen Könige sich auch ein kleiner König dünkt, wenn er der liebenswürdigen Königin Viertelstunden lang getrost in die schönen Augen sieht, so soll er deshalb nicht gescholten, sondern glücklich gepriesen werden. Aber ein wahrer Dichter hätte sich ganz anders in der Nähe der Majestät gefühlt; er hätte den unvergleichbaren Wert, die unerreichbare Würde, die

ungeheure Kraft geahnet, die mit der ruhigen Persönlichkeit eines Monarchen sich einem Privatmann gegenüberstellt. Ein einziger Blick aus solchen Augen hätte ihm genügt; in ihm wäre so viel aufgeregt worden, daß sein ganzes Leben sich in eine würdige Hymne verloren hätte.

Betrachten wir die gute Aufnahme, die er überall fand, in den untern Ständen, die sich durch ihn geehrt fühlten, in den mittlern, die ihn ehrten, in den obern, die ihn zu sich heraufzogen, so bewundert man, so erfreut man sich an der Humanität im besten Sinne des Wortes, die sich durchaus im nördlichen Deutschland verbreitet hat. Eine gewisse Kultur, die vom Herzen ausgeht, ist daselbst einheimisch wie vielleicht nirgends; er selbst ist ein Kind, eine Ausgeburt dieser Kultur, und es zeugt für die gute Natur jener Gegenden, daß man ihn, unbewußt was man eigentlich sagen wollte, einen Naturdichter nannte. Wir glauben wenigstens hier einen Beweis zu finden, daß eine Bildung, die über das Ganze geht, auch dem Einzelnen zu gute kommt, ohne daß man begreift, wie sie ihn berühren kann. Ein Barometer deutet im verschlossensten Zimmer genau den Zustand der äußern Luft an.

Wie dieser auf alle Fälle bedeutende Mensch in Köthen wuchs und ward, und was er in einer Art von Poesie geleistet, wird ein jeder Deutscher aus der Selbstbiographie und aus den hinzugefügten Gedichten erfahren. Es ist eins der Phänomene, von denen man nicht nur reden hören, sondern die man selbst kennen sollte.

Erfuhr nun aber unser Poet eine verdiente und wünschenswerte Aufnahme in der Hauptstadt und in manchen andern Orten, wozu man ihm allerdings Glück zu wünschen Ursache hat, so muß man doch bedauern, daß ihm manche seiner Gönner dadurch den größten Schaden zugefügt, daß sie, indem seine Produktionen freilich unzulänglich befunden wurden, ihn gleichsam der künftigen Zeit widmeten, hofften und versprachen, daß es nun jetzt erst recht angehen sollte, und daß ihr einmal gestempelter und sogar obrigkeitlich anerkannter Naturdichter sich nun gewiß auch als ein vorzüglicher und über allen Zweifel erhobener Dichter durchaus zeigen werde.

Keineswegs im Geiste des Widerspruchs, sondern aus wahrem Anteil an diesem bedeutenden Menschen erklären wir uns hier für

das Gegenteil und sprechen ganz unbewunden aus, daß er nie etwas Besseres machen werde, als er schon geliefert hat. Wir sagen dieses mit Wohlwollen gegen ihn voraus. Denn wenn er zwei oder drei Jahre hindurch nur immer das, was seinem Talent gemäß ist, hervorbringt und wieder hervorbringt und die falschen Hoffnungen seiner Freunde nicht realisiert, so beschämt er sie und wird verlassen, ja vernichtet, ohne um ein Haar schlimmer zu sein als jetzt. Dann, ehe man sich's versieht, ist er ohne seine Schuld verschollen und hat nicht einmal sich zu einer bürgerlichen Existenz herangebracht, innerhalb welcher er sich über einen verlornen Ruhm trösten könnte.

Wir sind in Deutschland sehr verständig und haben guten Willen, beides für den Hausgebrauch; wenn aber einmal etwas Besonderes zum Vorschein kommt, so wissen wir gar nicht, was wir damit anfangen sollen, und der Verstand wird albern und der gute Wille schädlich. Es ließen sich höchst traurige, ja tragische Beispiele anführen, wie vorzügliche Menschen, aus einem niedern Zustande durch verwundernde, bethuliche und wohlwollende Gönner hervorgezogen, in das größte Unglück geraten sind, bloß darum, weil man nur halb that, was zu thun war. Wäre es doch besser, die Schiffbrüchigen versinken zu lassen, als sie ans Ufer schleppen, um sie dort der Kälte, dem Hunger und allen tötlichen Unbilden preiszugeben.

Leider sehen wir uns in der eigentlichen deutschen wirklichen Welt vergebens nach einem Plätzchen um, wo wir diesen besondern Mann unterbringen könnten; aber unsre Einbildungskraft spiegelt uns in der Höhe und Ferne zwei Zustände vor, in welchen unser Günstling ein gemäßes, seinem Wesen behagliches Leben führen würde, wenn sie für ihn erreichbar wären.

Haben wir aber vielleicht einigen unserer Leser dadurch Unmut erregt, daß wir den Mann beinahe zu hoch schätzten, daß wir ihn dem Sokrates verglichen, so können wir unser Wort deswegen nicht ganz zurücknehmen; aber wir wollen es mildern, indem wir sagen, daß eine solche Erscheinung der Rechtlichkeit, Sittlichkeit, der Unbestechlichkeit, wenn sie aus dem gemeinen Volke hervortritt, am liebsten mit etwas Lächerlichem und Fratzenhaftem begleitet aufgenommen wird.

Führte also der gute Genius unsern jungen Mann so, daß er eine Art von Till werden könnte, so wäre er geborgen.

Sokrates-Till läßt sich vielleicht recht gut verdeutscht für Sokrates-Mänomenos setzen. Ist auch unser Kandidat für diesen Posten vielleicht ein wenig zu zahm, so finden sich die erforderlichen Qualitäten nach und nach, wenn nur die Anlage gründlich ist. Und wie er sich bisher gezeigt, fehlt ihm keins der Erfordernisse zu einem ernst-lustigen Rat.

Seine Geburt, sein Herankommen, sein Stand, seine Beschäftigung, sein Wesen, seine Neigungen stehen ihm durchaus entgegen, daß er irgend in ein Staatsgefüge eingreifen oder sich zu einer Stelle im Adreßkalender qualifizieren sollte. Ihn dem Ackerbau widmen, der Scholle zueignen, wäre unerlaubt, selbst wenn er aus Irrtum zu einem solchen festen und sicher scheinenden Besitz einige Neigung fühlte. Er ist eine Art von Hurone, der eben deswegen und nur insofern gefällt. Dabei hat er richtigen Sinn, Klarheit, Klugheit und nicht mehr Duldung, als gerade nötig ist. Er sieht die Verhältnisse recht gut, und wenn er auf seinen Reisen als ein Meteor glücklich in alle Kreise eindringt, so muß er freilich für gute Bewirtung und reichliche Pränumeration dankbar sein. Doch wenn seine Wirte und Wirtinnen es ihm nicht ganz nach dem Sinne machen, so schenkt er ihnen nichts und hat gewisse platte Behandlungen ohne Bosheit in seiner Biographie recht lebhaft dargestellt.

Man denke sich ihn als einen armen, beifalls- und hülfsbedürftigen Teufel, der als Pilgrim dem Halberstädter Parnasse entgegentritt, um daselbst in einer Dichtergilde aufgenommen zu werden; man denke sich ihn, wie er von dem Dechanten und Patriarchen der deutschen Reimkunst mit einem Lobgedicht empfangen wird, das Lobgedicht anhört und sogleich von frischem Herzen aus dem Stegreife Vater Gleimen ins Gesicht sagt, was Deutschland schon seit dreißig Jahren weiß, was aber so viel gesellige Verehrer und so viel fuß- und bauchfällige Klienten des einflußreichen Mannes einander nur fromm ins Ohr sagten, daß Vater Gleim sehr schlechte Verse mache: so muß man denn doch bekennen, hier sei Gottes Finger, und der erwählte Prophet, der dieses öffentliche Geheimnis dem alten verstockten Sünder ans Herz legen und dem ganzen Volke buchstäblich verkünden sollte, sei kein gemeines Werkzeug.

13. Hurone. In Voltaires „L'ingénu" ist ein Hurone Vertreter der Natürlichkeit gegenüber der unwahren europäischen Kultur. Auch Goethe wurde von seinen Freunden „der Hurone" genannt (Dichtung und Wahrheit 16. Buch). — 23. dem Halberstädter Parnasse. Der Kreis von Freunden und meist recht unbedeutenden Dichtern, der den alten Gleim umgab, ist mit dieser ironischen Bezeichnung gemeint.

Wenn nun ein solcher auf sich gestellter, rücksichtsloser Mensch, indem er aus dem Staube hervortritt, von einer glänzenden und mannigfaltigen Welt sich nicht geblendet noch verwirrt fühlt, vielmehr immerfort alles nur nach seiner eigenen Norm empfindet und aufnimmt, der sollte doch wohl geeignet sein, eine Stelle zu bekleiden, die sonst an Höfen nicht leicht ausgehen konnte und die in unsrer Nachbarschaft, selbst ihrer äußern Form nach, bis auf die letzten Zeiten nicht ganz unbesetzt blieb.

Wer erinnert sich nicht eines Gundling, Taubmann, Morgenstern, Pöllnitz, d'Argens, Zeilius und mancher andern, welche, mit mehr oder weniger äußerer Würde, in guten Stunden dem Herrscher und dem Hofe zum Plastron dienten und sich dagegen auch als wackere Klopffechter etwas herausnehmen durften.

Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten, mit ihren Selbstbiographien, herausgegeben von S. M. Lowe. Berlin, bei Quien. 1806. 49 S. gr. 8. (16 Gr.)

(Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 48. Den 26. Februar 1806 Sp. 377—380.)

Die Anforderung an lebende Gelehrte, kurze Selbstbiographien zu schreiben, in der Absicht, das Publikum sogleich damit zu beschenken, ist ein sehr glücklicher Gedanke. Wir nehmen das Wort Gelehrte hier im weitesten Sinne und verstehen alle diejenigen darunter, die sich dem Wissen, der Wissenschaft und den Künsten widmen; denn der eigentlich weltthätige Mann darf von seinem Thun und Lassen weniger selbst Rechenschaft geben. Wir wünschen daher dem Unternehmen des Herrn Lowe den besten Fortgang, umsomehr, als das erste Versuchstück schon alles Dankes wert ist.

5 f. eine Stelle zu bekleiden. Die Stelle des Hofnarrn, wie aus dem folgenden hervorgeht. — 9 f. Gundling, Taubmann u. s. w. Der Professor Jakob Paul Gundling (1673—1731) diente Friedrich Wilhelm I. und seiner Umgebung als Gegenstand ihrer rohen Späße; dieselbe Rolle spielten Friedrich Taubmann (1565—1613) und Morgenstern (??—??) am sächsischen Hofe, während Pöllnitz (1692—1775), Quintus Zeilius (eigentlich Karl Gottlieb Guichard 1724—1775) und der Marquis d'Argens (1734—1771), der bekannte Verfasser der „Lettres juives", ihrer anregenden Unterhaltung wegen zu dem engsten Kreise der Vertrauten gehörten, die Friedrich den Großen umgaben. Die Namen hat Goethe aus Flügels „Geschichte der Hofnarren" zusammengestellt, die er während der Abfassung der Recension (am 19. Januar 1806) las. — 12. Plastron von ital piastra (Metallplatte) = Stichblatt. — 14. Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten. In der Ausgabe letzter Hand (B) 33, 132 ff. Goethe schrieb die Recension am 13. Februar 1806 und sandte sie am 19. an Eichstädt. Sie gefiel in Berlin sehr (Laz. Bendavid an Eichstädt 22. März 1806. Goethe-Jahrb. X, 157). Vgl. Annalen 1806.

Johannes Müller spricht hier von sich selbst und führt uns auf eine zutrauliche Weise durch sein Leben. Was der Geschichtschreiber an anderen gethan, warum sollte er es nicht an sich selbst thun? Und wir finden ihn, so wie vormals in anderen, also auch hier in sich selbst wieder.

Wenn es also schon genug wäre, gesagt zu haben: das ist von ihm, so wollen wir nur um der Übrigen willen, die gerade nicht Historiker sind und ihm doch hoffentlich auf diesem guten Pfade folgen und Herrn Lowes Vorsatz begünstigen werden, einige Bemerkungen aufzeichnen, damit so bald und so leicht als möglich das Beste geschehe.

Es giebt zweierlei Arten, die Geschichte zu schreiben, eine für die Wissenden, die andere für die Nichtwissenden. Bei der ersten setzt man voraus, daß dem Leser das Einzelne bis zum Überdruß bekannt sei. Man denkt nur darauf, ihn auf eine geistreiche Weise, durch Zusammenstellungen und Andeutungen an das zu erinnern, was er weiß, und ihm für das zerstreut Bekannte eine große Einheit der Ansicht zu überliefern oder einzuprägen. Die andere Art ist die, wo wir, selbst bei der Absicht, eine große Einheit darzustellen, auch das Einzelne unnachläßlich zu überliefern verpflichtet sind.

Sollten zu unserer Zeit Männer, die über vierzig oder funfzig Jahre im Leben stehen und wirken, ihre Biographie schreiben, so würden wir ihnen raten, die letzte Art ins Auge zu fassen. Denn außerdem, daß man sich gerade um das Nächstvorhergehende am wenigsten bekümmert, so ist unsere Zeit so reich an Thaten, so entschieden an besonderem Streben, daß die Jugend und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich schreibt, kaum einen Begriff hat von dem, was vor dreißig oder vierzig Jahren eigentlich da gewesen ist Alles, was sich also in eines Menschen Leben dorther schreibt oder dorthin bezieht, muß aufs neue gegeben werden.

Wir leugnen gar nicht, daß wir in diesem Sinne selbst unseres trefflichen Müllers Biographie gewissermaßen tadelhaft finden, und bekennen es um so freier und so lieber, als es noch Zeit ist und wir ihn ersuchen können, dasjenige, was er hier teils in einer Skizze, teils in gehaltvollen Resultaten in wenigen Bogen

1. Johannes von Müller (1752—1809), der berühmte deutsche Historiker.

aufgestellt hat, künftig mehr ausgeführt in einem tüchtigen Alphabete, wo nicht für uns, doch für die Nachkommen niederzulegen.

Wie liebenswürdig hat er sich schon des großen Vorteils eines Selbstbiographen bedient, daß er gute, wackere, jedoch für die Welt im großen unbedeutende Menschen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Gespielen, namentlich vorführte und sie als ein vorzüglicher Mensch ins Gefolge seines bedeutenden Daseins mit aufnahm! Wie herrlich treten ferner schon gekannte außerordentliche Naturen abermals in besonderem Bezug auf ihn sich bezeichnend hervor! Wie gern findet man hier Johann Peter Millern, Schlözern, Schlieffen, den Kurfürsten von Mainz wieder! Wie stellt sich das ganze Bild, das man von solchen Männern gefaßt hat, bei den einzelnen Zügen lebhaft vor die Erinnerung!

Gefiele es unserem Schriftsteller, seine Lebensgeschichte ausführlicher zu beschreiben, wie oft würden wir noch diesen doppelten Fall eintreten sehen, wobei es höchst angenehm sein müßte, um ihn, als um einen Mittelpunkt, so manche Menschen versammelt zu erblicken, die wir sonst selbst als Mittelpunkte zu betrachten gewohnt sind.

Gegenwärtig hat er sich nach unserer Überzeugung viel zu isoliert dargestellt. Wir finden die Wirkung großer Weltbegebenheiten auf ein so empfängliches Gemüt nicht genugsam ausgedrückt. Paolis und der Korsen ist gar nicht gedacht, des amerikanischen Kriegs nur, insofern ihm dadurch ein Freund geraubt wird, und der Genfer Begebenheiten nur, indem sie als Zündkraut einer ungeheueren Explosion erscheinen. Und gerade jenes Herankommen von Ereignissen, welche Aufmerksamkeit mußte es einer solchen Natur und in jenem Alter nach und nach erregen, und was mußte sich an diesem Äußeren aus seinem Inneren entwickeln!

10. Johann Peter Miller (1725—1789) Professor der Theologie in Göttingen, Gesinnungsgenosse Mosheims und Lehrer Johannes Müllers. — 11. Schlözer. August Ludwig von Schlözer (1735—1809), einer der ersten deutschen Publizisten und Begründer der neueren deutschen Geschichtsschreibung. — Schlieffen. Martin Ernst von Schlieffen (1732—1825). Feldherr und Diplomat in hessischen und preußischen Diensten. Er vermittelte Müllers Anstellung in Kassel. — Den Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl Joseph von Erthal, gestorben 1802. — 23. Paoli, Führer der Korsen im Kampfe gegen Genua und, nach der 1768 erfolgten Abtretung der Insel, gegen Frankreich. Er flüchtete 1769 nach England, kehrte 1790 in die Heimat zurück und versuchte von neuem vergeblich, Korsika von Frankreich loszureißen. Er starb am 5. Februar 1807 in der Nähe von London. — 25. der Genfer Begebenheiten. Gemeint ist der Sturz und die gewaltsame Wiedereinsetzung des Genfer Rates mit Hilfe der Franzosen im Jahre 1782. Die Führer der Opposition flohen nach Paris und spielten in der französischen Revolution als Mitarbeiter Mirabeaus eine bedeutende Rolle

Von der anderen Seite erscheint er nicht genug als ein außerordentlicher, auf das Publikum, auf die Welt wirkender Mensch, wie er sich doch, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, darstellen konnte und sollte.

Bescheidenheit gehört eigentlich nur für persönliche Gegenwart. In guter Gesellschaft ist es billig, daß niemand vorlaut werde, ist es notwendig, daß der Gemeinste mit dem Vortrefflichsten in einen gewissen Zustand der Gleichheit gerate. In alle freien schriftlichen Darstellungen gehört Wahrheit, entweder in Bezug auf den Gegenstand, oder in Bezug auf das Gefühl des Darstellenden, und, so Gott will, auf beides. Wer einen Schriftsteller, der sich und die Sache fühlt, nicht lesen mag, der darf überhaupt das Beste ungelesen lassen.

Da nun also unser Biograph die große Wirkung, die er jenerzeit auf das Publikum geleistet, nicht gehörig darstellt, so erscheint auch seine erste mißlungene Anstellung in Berlin, seine kärgliche in Kassel, das Zaudern der Berner Besten nicht im vollkommenen Lichte, und die für sein Leben so wichtige Berufung nach Mainz, späterhin nach Wien, zuletzt nach Berlin waren, wir müßten uns sehr irren, durch seine großen anerkannten Vorzüge in der Wirklichkeit weit motivierter, als sie es in der Schrift sind.

Wem es sonderbar scheinen möchte, daß wir auf diese Weise den Meister meistern, der bedenke, daß wir nur hierdurch die Schwierigkeit einer Selbstbiographie fühlbarer zu machen gedenken. Wir wünschen nichts mehr, als daß Herrn Lowes Unternehmen begünstigt werde, ja daß sich ähnliche Unternehmungen über das ganze industriöse Deutschland verbreiten mögen, um einigermaßen im einzelnen zu erhalten, was im ganzen verloren geht. Aber wir ersuchen sämtliche Teilnehmer, eine doppelte Pflicht stets vor Augen zu haben: nicht zu verschweigen, was von außen, es sei nun als Person oder Begebenheit, auf sie gewirkt, aber auch nicht in Schatten zu stellen, was sie selbst geleistet, von ihren Arbeiten,

16. seine erste mißlungene Anstellung in Berlin u. s. w. Im Herbst 1780 reiste Müller nach Berlin in der Hoffnung, durch Friedrich den Großen eine Anstellung zu erhalten. Aber seine Erwartung ging nicht in Erfüllung und er nahm eine schlecht besoldete Professur am Karolinum in Kassel an. 1783 kehrte er in die Schweiz zurück und ließ sich 1786, da ihm in der Heimat keine Versorgung geboten wurde, als Bibliothekar des Kurfürsten in Mainz nieder. Nach der Einnahme von Mainz durch die Franzosen (1792) ging er nach Wien, dann 1804 nach Berlin, weil er als Protestant nicht in die höheren Stellungen des österreichischen Staatsdienstes aufrücken konnte und ihm die weitere Herausgabe seiner Schweizergeschichte verboten wurde. — 17. Besten. In B Obern.

von deren Gelingen und Einfluß mit Behaglichkeit zu sprechen, die dadurch gewonnenen schönsten Stunden ihres Lebens zu bezeichnen und ihre Leser gleichfalls in eine fröhliche Stimmung zu versetzen. Es ist ja nur von Gelehrten und Künstlern die Rede, von Menschen, deren ganzes Leben und Treiben sich in einem harmlosen Kreise herumdreht, deren Kriege, Siege, Niederlagen und Traktaten, obgleich unblutig, doch immer interessant bleiben, wenn nur für das Behagen des einzelnen Mannes und für die Freude oder für den Nutzen der Welt irgend zuletzt einiges hervorgeht.

Bald hätten wir jedoch über der so bedeutenden Schrift das ihr vorgesetzte Bildnis vergessen. Es ist in punktierter Manier sehr zart gearbeitet und ähnlich, sonst aber im kleinlichen Geschmack ordinärer Miniaturporträte und daher ziemlich weit entfernt von dem echten, tüchtigen, Charakter-darstellenden Wesen und Stil der Kunst.

Noch sei uns der Wunsch erlaubt, daß der Künstler, zumal da das Format des Werks, ein groß Oktav, es ihm zuläßt, künftig die darzustellenden Bildnisse nach einem beträchtlich größeren Maßstabe zeichne und steche. Mag von den Fracks und Gilets immerhin etwas verloren gehen, wenn nur dafür die Gesichter gewinnen, deutlicher und besser erscheinen. Auch würden wir es für kein Unglück ansehen, wenn etwa noch die kleinen unter dem Bildnis angebrachten Figürchen (hier die drei Eidgenossen) deshalb wegbleiben müßten.

---

1. **Bekenntnisse einer schönen Seele**, von ihr selbst geschrieben. Berlin, bei Unger, 1806. 384 S. gr. 8.
2. **Melanie, das Findelkind.** Berlin, bei Unger, 1804. 252 S. kl. 8.
3. **Wilhelm Dumont**, ein einfacher Roman von Eleutherie Holberg. Lübeck, bei Bohn, 1805. 340 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

(Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 167. Den 16. Julius 1806. Sp. 105—112.)

Nicht um diese drei Schriften, deren jede wohl eine eigene Betrachtung verdient, nur kurz beiseite zu bringen, nehmen wir

18. groß. In B großes. — 26 ff. Bekenntnisse einer schönen Seele u. s. w. In der Ausgabe letzter Hand (B) 33, 222 ff. Nr. 1 ist verfaßt von Friedrich Buchholz (1768—1843 oder 1845), der als Privatgelehrter in Berlin lebte, Nr. 2 von Friederike Helene Unger, geb. von Rothenburg (1751—1813), der Gattin des bekannten Berliner

sie hier zusammen, sondern weil sie manches Lobenswürdige gemein haben, und weil sich auch an ihnen einiges gemeinsam zu tadeln finden wird. Sie sind sämtlich mehr verständig als passioniert geschrieben; keine heftigen Leidenschaften werden dargestellt; die Verfasser wollen weder Furcht noch Hoffnung, weder Mitleiden noch Schrecken erregen, sondern uns Personen und Begebenheiten vorstellen, welche uns interessieren und auf eine angenehme Weise unterhalten. Die beiden ersten Werke haben viel Ähnlichkeit in der Fabel. Alle sind gut geschrieben, und es herrscht in allen, obgleich mehr oder weniger, eine freie Ansicht das Lebens.

1. Der Heldin dieses Romans gebührt insofern der Name einer schönen Seele, als ihre Tugenden aus ihrer Natur entspringen und ihre Bildung aus ihrem Charakter hervorgeht. Wir hätten aber doch dieses Werk lieber Bekenntnisse einer Amazone überschrieben, teils um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern, teils weil diese Benennung charakteristischer wäre. Denn es zeigt sich uns hier wirklich eine Männin, ein Mädchen, wie es ein Mann gedacht hat. Und wie jene aus dem Haupte des Zeus entsprungene Athene eine strenge Erzjungfrau war und blieb, so zeigt sich auch in dieser Hirngeburt eines verständigen Mannes ein strenges, obgleich nicht ungefälliges Wesen, eine Jungfrau, eine Virago im besten Sinne, die wir schätzen und ehren, ohne eben von ihr angezogen zu werden.

Hat man das einmal zugegeben, so kann man von dem Buche nicht Gutes genug sagen. Das Ganze ist durchaus tüchtig, vernünftig und verständig zusammenhangend; das Romaneske darin besteht in einer wenig erhöhten, geläuterten Wirklichkeit; die Schilderungen zeigen viel Einsicht in die Welt und ihr Wesen; die Reflexionen sind meistens tief, geistreich, überraschend.

Hatte der Verfasser sich den Charakter, den er schildern wollte, fest vorgezeichnet, so hat er die Umgebungen und Begebenheiten

Verlegers, bei dem u. a. „Goethes neue Schriften“ (1792—1800) erschienen waren. Sie begann ihre schriftstellerische Thätigkeit 1782 mit Übersetzungen Rousseaus und schrieb später eine Reihe von Romanen, Erzählungen und Possen. Nr. 3 ist das erste Werk von Karoline Paulus (1767—1844), die seit 1789 mit ihrem Vetter, dem berühmten Jenenser Theologen Paulus, vermählt war und unter dem Pseudonym Eleutheria Holberg dichtete. — Zur Entstehungsgeschichte der Recension vergleiche Goethes Briefe an Eichstädt vom 19. April und 18 Juni 1806 und das Tagebuch vom 8.—9. April, 16.—20. Juni, 24.—25. Juni, wo die Arbeit beendigt wurde.

15 f. um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern. Das sechste Buch von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ führt den Titel: „Bekenntnisse einer schönen Seele“. — 22. Virago. In B Virgo.

gehörig erfunden und klug gestellt, daß teils durch Übereinstimmung, teils durch Konflikt eine solche Natur sich nach und nach entwickeln und bilden konnte.

Die Heldin ist unbekannten Ursprungs, wird einem Geistlichen in der französischen Schweiz zur Pflege übergeben, der unverheiratet ist und mit seiner Schwester lebt. Diese halb fremden und halb nahen Verhältnisse, diese Neigung ohne Innigkeit, womit die drei Personen zusammenleben, ist so glücklich gedacht als ausgeführt. Die Erziehung fängt von Reinlichkeit und Ordnung an, woraus Schamhaftigkeit und Gesetztheit entstehen. Das Kleeblatt wird in eine deutsche große Residenz versetzt, und der Zögling wächst zum Frauenzimmer heran. Von der Musik wird sie abgeschreckt, weil der Meister einen kriechenden, schmeichlerischen Charakter hat, vom Tanz, weil die Art, wie der Meister ihren Körper technisch behandelt, ihre Schamhaftigkeit verletzt. Die französische Sprache tritt ein; Lafontaine, Corneille und Racine bemächtigen sich ihrer; von Shakespeare will sie nichts wissen. Eine stille Mildthätigkeit sieht man gern in der Nachbarschaft des Religionsunterrichts. Sie wird konfirmiert und tritt in die Welt ein.

Ihre Verhältnisse zu Alten und Jungen sind sehr gut geschildert. Sie wird ihre eigenen Vorzüge gewahr, die man einer höheren Abkunft zuschreibt. Sie wird neugierig, zu erfahren, woher sie entsprungen. Die Entdeckung gelingt ihr nicht; ja, die Möglichkeit einer solchen wird ihr abgeschnitten, und es gehört mit zu dem Charakter dieser Geschichte, daß ein so romanhaftes Motiv nicht weiter gebraucht wird und weder die Heldin noch der Leser über diesen Punkt aufgeklärt werden.

Was unsere Neigung gegen die Heldin, ohne daß wir es merken, erregt, ist, daß sie ungeachtet ihrer Selbständigkeit sich immer an Freundinnen anschließt und sich ihnen gleichsam subordiniert. Sie findet sich mit Adelaiden zusammen, einem von den Mädchen der neueren deutschen Zeit, die an Talente und an ein Romantisches im Leben Ansprüche machen. Ein sehnlich erwarteter, hochgelobter Bruder dieser Freundin kommt an, die ganze kleine Frauensocietät bewirbt sich um ihn, ihm ist keine Neigung einzuflößen, sein Eigentümliches bleibt verschlossen; doch erweckt er in beiden Freundinnen die Lust an italienischer Poesie.

31. kommt. Ju B kömmt.

Sie werden hingerissen, und mit viel Glück ist die Liebe durch das Element einer so liebevollen Dichtkunst eingeleitet. Doch können die Frauen aus dem verschlossenen Jüngling nicht klug werden, bis sich endlich zeigt, daß ihm Friedrich II. als Idol vorschwebt, und daß er keinen Wunsch hat, als unter einer so großen Natur mit thätig zu sein.

Der siebenjährige Krieg und wie der große König in jener Epoche die Welt zu Neigung und Abneigung aufregt, steht als ernstes Bild innerhalb des weiblichen Kreises. Der junge Held und die Amazone nähern sich auf eine würdige Art, erklären sich wechselseitig, machen ein Bündnis auf die Zukunft und scheiden.

Nach kurzen Äußerungen aus der Ferne, nach gedrängter Darstellung der Kriegsbegebenheiten wird die Schlacht bei Zorndorf geliefert, und der Geliebte fällt. Die Gefühle der Amazone, die Entwickelung ihrer Äußerungen, die Folgen des Verlustes sind bedeutend und befriedigend vorgetragen.

Zu Anfang des zweiten Buchs kehrt unsere Heldin zur Gesellschaft zurück. Sie findet sich da in einigem Mißverhältnis, weil sie etwas Besseres besessen. Adelaide, reich durch den Tod ihres Bruders, ist vielen Bewerbungen ausgesetzt; ihre Gesinnungen bestimmen ihr Schicksal. Wie sie irrt, fehlgreift und endet, ist flüchtig, aber sicher gezeichnet.

Nun wird unsere Freundin an einen kleinen deutschen Hof zu einer jungen Prinzessin berufen. Hier wird schon merklicher, wie sie ihre Individualität durch alle Ausbildung hindurch zu erhalten sucht. Sie entfernt sich von Tanz und Spiel, qualifiziert sich zur Unterhaltung und wirkt auf die Prinzessin durch Gesinnungen und Kenntnisse.

Das Hofwesen ist überhaupt sehr läßlich behandelt und die Oberhofmeisterin mit wenigen Zügen lebhaft dargestellt.

Der Pflegevater stirbt, und die Prinzeß wird verheiratet. Die Freundin folgt ihr an den neuen Hof. Hier sieht es schon nicht so heiter aus als an dem ersten. Vater und Mutter sind beide bigott und abergläubisch, doch mit umgekehrten Tendenzen. Der Erbprinz hat eine frühere Verbindung mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, die er nicht aufgiebt. Die Charaktere und die Stellungen derselben gegen einander zeigen von vieler

29. läßlich, ein Lieblingswort Goethes. Hier soviel wie „duldsam, tolerant“. — 37. die fehlt in B.

Welt- und Menschenkenntnis des Verfassers. Der Ursprung des Mißklangs, der zwischen dem Erbprinzen und seiner Gemahlin entsteht, ist wohl entwickelt. Ebenso glücklich ist das Motiv, daß die vertrauten Freundinnen in einer Art von stiller Übereinkunft leben, über gewisse Dinge nicht zu sprechen, wodurch sie aber bei fortschreitenden Verhältnissen beide eingeklemmt werden.

Wir sehen hier einen kleinen deutschen Hof gerade nicht fratzenhaft, doch von einer unerfreulichen Seite geschildert. Der Hofkapellan und der Kammerherr des Erbprinzen, Intrige und Intriganten, das Verhältnis der jungen Eheleute, alles gut entwickelt und bedeutend aufgestellt.

Die Freundinnen erklären sich, gewinnen Luft bei einem einsamen Sommeraufenthalt auf dem Lande. Sie führen eine Art Idyllenleben. Die spanische Litteratur gesellt sich zur italienischen. Sie werden zur Betrachtung des Kunstschönen hingezogen. Sie suchen es sich anzueignen. Es entsteht in der Seele der Erbprinzessin ein idealer Zustand, der sich nicht mehr als billig gegen das Phantastische hinneigt. Der Winter ruft sie zur Stadt zurück.

Wohlmeinend, aber mit gewaltsamer und roher Hand entfernt der fürstliche Vater die erste Geliebte des Erbprinzen und verlangt nun die Annäherung der Prinzessin. Die Amazone und der Kammerherr sollen dies bewirken. Da aber jene eine höhere, dieser eine niedere Ansicht hat, so verstehen sie sich einander nicht. Der Plan mißlingt, die Schuld fällt auf die Amazone zurück. Alles Gemeine und Niederträchtige setzt sich in Bewegung, und sie entfernt sich. Die Darstellung dieser ganzen letzten Epoche ist besonders gut gelungen.

Unsere Heldin bleibt auch in der Ferne mit ihrer Freundin in Verbindung. Sie nimmt sich in ihrer Einsamkeit eines Kindes an und deutet im Vorbeigehen auf einiges Erziehungstalent. Die Erbprinzessin nähert sich ihrem Gemahl. Die Geburt eines jungen Prinzen erfreut den Hof. Der Herzog stirbt, die Amazone kehrt zur jungen Herzogin zurück, schlägt eine Stelle als Oberhofmeisterin aus und entfernt sich wieder. Das Mißverhältnis zwischen dem jungen Herzog und seiner Gemahlin wächst, und diese weiß einen Reiseplan durchzusetzen.

Zu Anfang des dritten Buchs reisen die Freundinnen nach

der Schweiz. Wir erwarten eine Fortsetzung des behaglichen Idyllenlebens und werden durch eine paradoxe Invektive gegen die Schweizer überrascht. Nun geht es nach Italien, und hier hat der Verfasser den glücklichen Gedanken, bedeutende wirkliche Menschen in Verhältnis zu seinen erdichteten Personen zu bringen, welches um so eher geschehen konnte, als er sich schon früher dieses Mittels bedient hatte und überhaupt nicht so weit aus der Wirklichkeit hinausgeschritten war, daß er sich nicht mit wirklichen Personen, die etwas Romantisches in ihrem Charakter und Lebensweise hatten, recht gut begegnen konnte.

Alfieri tritt in seinem bekannten Charakter bedeutend herein, und man mag ihn recht gerne auch in dieser Gesellschaft noch einmal leben und wirken sehen. Genuß und Betrachtung wechseln ab. Nation, Kunst und besonders Raphael kommen an die Reihe. Die Herzogin kränkelt und stirbt.

Unsere einsame Freundin macht in Pisa eine neue weibliche Bekanntschaft. Man reist nach Wien, kommt in ein gefährliches Verhältnis zu Emigrierten, zieht sich glücklich aus der Schlinge, begiebt sich auf einen Landsitz und beschließt seine Bildung durch deutsche Litteratur.

Einem Roman, der eigentlich romantisch geschrieben und auf Überraschung berechnet wäre, würde man einen schlechten Dienst erzeigen, wenn man seine Fabel auszöge, wie wir es bei diesem gethan. Wenn wir aber versichern können, daß dieser zwar einfache, doch kunstreiche Kanevas mit verständigen, glücklichen, oft ungemeinen Details von dem Verfasser belebt worden, so werden wir das Verlangen derer, die dieses Buch noch nicht kennen, gewiß aufregen und der Beistimmung solcher, die es gelesen, nicht ganz ermangeln.

Da die Wirkung des Buches gar nicht pathologisch, vielleicht auch nicht ganz ästhetisch sein kann, so ist um desto mehr ein Wort über die verständige und sittliche Wirkung dieser Arbeit am Platze.

1 ff. Wir erwarten ... überrascht. S. 270 ff. des Romans ergeht sich der Verfasser in Schmähungen gegen die Schweizer. Er tadelt ihre große Beschränktheit und wirft sogar die Frage auf, „ob man die Schweizer zu den Menschen rechnen könne, da sie immer und ewig auf demselben Punkte blieben und die Entwicklung des übrigen Europa kaum im Widerschlage teilten". — 7. nicht so weit aus der Wirklichkeit. In B aus der Wirklichkeit nicht soweit. — 11. Alfieri (1749—1803), einer der bedeutendsten italienischen Dramatiker, anfangs begeisterter Republikaner, dann wütender Feind der Franzosen.

Wenn man die Erfahrungen seines eigenen Lebens durchgeht, so erinnert man sich wohl solcher Frauenzimmer, deren Bild man jener Amazone unterlegen könnte, aber nur weniger. Die Hauptfrage, die das Buch behandelt, ist: Wie kann ein Frauenzimmer seinen Charakter, seine Individualität gegen die Umstände, gegen die Umgebung retten? Hier beantwortet ein Mann die Frage durch eine Männin. Ganz anders würde eine geist- und gefühlvolle Frau sie durch ein Weib beantworten lassen. Aber das gegenwärtige Buch ist nun einmal da. Die Mädchen, die Frauen werden es lesen. Was werden sie daraus nehmen? — Gar manches werden sie daraus nehmen. — Wozu sie es aber nach Rec. Rat nutzen könnten und vielleicht sollten, wäre, sich zu überzeugen, daß das Problem auf diese Weise nicht zu lösen ist. Der Verfasser, um seine Amazone selbständig zu erhalten, muß sie ohne Vater und Mutter entspringen lassen. Er kann sie zu allem dem, wozu das Weib von Jugend auf bestimmt ist, nur annähernd, nicht aber darin zum Genuß, nicht zur Thätigkeit, zum Erlangen, zum Leisten hinbringen. Sie ist weder Tochter, noch Schwester, noch Geliebte, noch Gattin, noch Mutter, und so kann man in ihr weder die Hausfrau, noch die Schwiegermutter, noch die Großmutter voraussehen. Da sie denn aber doch zuletzt nicht allein sein kann, sich irgendwo anschließen und ihrer Natur nach zugleich dienen und herrschen muß, so läuft ihre ganze Existenz auf eine Gesellschaftsdame und Hofmeisterin hinaus, auf ein Dasein, das sich ein Frauenzimmer nicht leicht wünschenswert vorstellen möchte.

Scheinen wir durch diese Betrachtung ein Buch, das wir bisher gepriesen, gleichsam zu vernichten, so glauben wir durch folgende Erklärung die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. Jeder Mensch, das Weib so gut als der Mann, will seine Individualität behaupten und behauptet sie auch zuletzt, nur jedes auf seine Weise. Wie die Frauen ihre Individualität behaupten können, wissen sie selbst am besten, und wir brauchen sie es nicht zu lehren. Es ist aber immer angenehm und nützlich und giebt zu den interessantesten Vergleichungen Anlaß, wenn uns einmal im Bilde gezeigt wird, wie eine Frau jenen Zweck zu erreichen suchen würde, wenn sie männlich gesinnt wäre. Wir empfehlen also dieses Buch den

27. Betrachtung. In B Betrachtungen.

Frauen, nur um der Idee willen, um des Ziels willen, welches zu erlangen jeder angelegen ist; aber keineswegs, daß sie daraus die Mittel lernen sollen, um dazu zu gelangen. Vielmehr mag sich jede nach diesem Bilde selbst prüfen und examinieren; sie mag mit sich über die Mittel ratschlagen, deren sie sich in ähnlichen Fällen bedienen würde, und sie wird sich meist mit der Amazone im Widerspruch finden, die eigentlich nicht als ein Muster, sondern als ein Zielbild am Ende einer Laufbahn steht, die wir alle zu durchlaufen haben.

2. Melanie hat in der Fabel Ähnlichkeit mit dem Vorhergehenden. Hier ist ein Findelkind. Das Geheimnis seiner Geburt wird aber zur Verwickelung gebraucht, und die Entdeckung entwirrt den Knoten. Wir dürfen daher die Fabel nicht erzählen, weil auf Unbekanntschaft des Lesers mit derselben vorzüglich gerechnet ist.

Charaktere und Begebenheiten sind im guten Sinne romanhaft. Jene sind immer in dem Zustande, in welchem sich die wirklichen Menschen selten befinden; diese sind aus der Wirklichkeit ausgewählt und zusammengedrängt.

Das Dargestellte ist sich nicht durchaus gleich. Die Charaktere der oberen Stände sind wie aus der Ferne mit einer Art von Respekt, doch ohne eigentlichen guten Willen, weich und nebulistisch gezeichnet, dagegen die der mittleren und unteren Stände scharf und ohne Neigung umrissen sind, oft überladen, ins Häßlichste und Gemeinste übergehend. Aus dieser Behandlung entsteht ein Zwiespalt in der Seele des empfindenden und teilnehmenden Lesers.

Doch zeigt die Verfasserin im ganzen genugsame Weltkenntnis, und man kann nicht leugnen, daß ihr die irdischen Dinge mitunter hinlänglich gegenwärtig sind. Manche Figuren und ihr Betragen kann man als wohlgeraten ansprechen, wie die alte Gräfin und ihr Benehmen gegen Melanie ein Beispiel giebt. Unter den mehr poetischen Figuren findet sich auch eine zweite Philine, die man nicht ungern sieht; nur fehlt es ihr an dem Ingrediens von Geist, durch den sich die erste eigentlich bei uns einschmeichelt.

Das Ganze ist im Romanensinne geschickt genug aufgebaut und gefügt, die Exposition prägnant und vielversprechend, der Einschritt gefällig; das Interesse nimmt zu, die Erwartung wird gespannt, und die Auflösung überrascht. Als Buch ist es nicht aus-

gedehnt; man kann es auf einmal ausleſen, und es wird jeden, der dieſe Art von Schriften liebt, unterhalten und vergnügen.

3. Dümont verdient den Namen eines Romans, doch in einem anderen Sinne als das vorhergehende Werk, auch nennt ihn die Verfaſſerin auf dem Titel einen einfachen Roman. Die Figuren ſind mehr ideell als phantaſtiſch, die Charaktere glücklich gezeichnet, mannigfaltig und einander gut entgegengeſetzt. Egoismus in einer nicht unangenehmen Hülle; Liebe, Ergebung, Aufopferung in anmutigen Geſtalten. Der Hauptfiguren ſind drei. Die Umgebung iſt nicht überhäuft und gut in Abſtufungen verteilt. Von der Fabel läßt ſich ſo viel ſagen:

Ein Hof- und Weltmann, ſchon in gewiſſen Jahren, fühlt Neigung zu einem wohlerzogenen einfachen Mädchen. Sie nimmt ſeine Hand an, ohne recht zu wiſſen, was ſie thut. Ihr Hauptbewegungsgrund iſt, eines Bruders Glück zu befördern, für den allein ſie bisher gelebt. Unglücklicherweiſe macht in eben dem Augenblick ein junger liebenswürdiger, aufopferungsfähiger Mann ihre Bekanntſchaft. Das gute Herz des neuen Weibchens findet nichts Arges darin, ſich dieſem Umgang hinzugeben. Sie treiben es aber doch in aller Unſchuld ſo weit, daß der alte Herr verdrießlich wird, die Liebenden trennt und bis an ſeinen Tod durch allerlei Künſte auseinanderhält. Bruder und Liebhaber verlieren ſich indeſſen in der weiten Welt, und die Schöne macht ſich auf, ſie zu ſuchen.

Schade, daß dieſes glückliche Motiv nicht hinlänglich genutzt worden! Adelaide reiſt zu ruhig, ſie zieht faſt nur Erkundigungen ein und läßt ſich die gehofften Freunde mehr vom Schickſal und Zufall entgegenbringen, als daß ſie ſolche durch Bemühung und Thätigkeit erreichte und erränge.

Darzuſtellen wäre geweſen ein leidenſchaftliches Bemühen, ein Hin- und Wiedereilen, ein Verfehlen und Vergreifen, ein unbewußtes Nahen, ein zufälliges Entfernen, und was ſonſt noch alles aus der Situation herfließt. Das iſt aber leider nicht geſchehen. Demungeachtet begleitet man Adelaiden und ihre Reiſegeſellſchaft ſowie ihre neueren Bekanntſchaften recht gern und läßt ſich die Zeit nicht lang werden, bis der Bruder endlich mit dem Geliebten erſcheint.

Dieſer Roman hat manchen Vorzug. Die Begebenheiten, beſonders in der erſten Hälfte, entwickeln ſich aus den Charakteren;

durchaus herrscht ein liebenswürdiger Sinn, der nur nicht genug mit sich selbst einig ist und also auch den Leser mitunter in Verwirrung setzt.

Nachdem wir also manches Gute, das an diesen Werken teils gemeinsam, teils im besondern zu rühmen ist, angezeigt haben, so müssen wir zum Schluß eines Mißgriffs erwähnen, dessen sich alle drei Verfasser schuldig machen, und der also wohl mehr auf Rechnung der Zeit geschrieben werden muß, als daß man ihn den Individuen zur Last legte. Und gewiß werden sie künftig, wenn sie nur einmal erinnert sind, diese Abwege gern vermeiden.

Seitdem wir in Deutschland Kunstromane schreiben, das heißt solche, in welchen die Kunst teils nach ihren tieferen Maximen, teils nach ihrer Einwirkung aufs Leben symbolisch dargestellt wird, so haben die Romanschreiber angefangen, Betrachtungen über Litteratur und mitunter wohl auch Kritiken durch ihre Personen aussprechen zu lassen, und sie haben nicht wohl daran gethan. Denn ob wir gleich gern gestehen, daß die Litteratur sich in das Leben eines Deutschen mehr verwebt als in das Leben anderer Nationen, so sollte doch der Romanschreiber immer bedenken, daß er als eine Art von Poeten keine Meinungen zu überliefern, ja, wenn er seinen Vorteil recht kennt, nicht einmal darzustellen hat.

Wir tadeln daher unsere Amazone gar sehr, daß sie auf ihrer Reise nach der Schweiz den Arm gerüstet aufhebt und gewaltig ausholt, um einem wackern Eidgenossen im Vorbeigehen eins zu versetzen.

Wenn sie sodann am Ende die höchste Stufe ihrer Bildung dadurch erreicht, daß sie sich von ihrer vaterländischen Kultur durchdrungen fühlt, sie zu schätzen und zu genießen lernt, so ist dieses eine sehr glückliche Wendung und nach der Anlage des Ganzen ein würdiger Schluß. Daß aber der Verfasser Goethens natürliche Tochter gleichsam an die Stelle der ganzen Litteratur setzt, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingestehen müssen,

23 ff. Wir tadeln daher ... eins zu versetzen. S. 272 ff. urteilt Buchholz in der schärfsten Weise über Johannes von Müller ab. Er begreift nicht, wie dieser Mann zu seiner Reputation gelangt ist; es sei nicht möglich, acht Blätter von ihm hinter einander zu lesen, ohne sich ermüdet zu fühlen; er müsse nicht die allerentfernteste Idee von einem Kunstwerk haben; er sei als Geschichtsschreiber unfähig, da er es nicht verstehe, die Notizen zu Thatsachen zu erheben. Diese Ansicht widersprach völlig der Goethes über Müller, die er vielfach, z. B. oben S. 141 ff. und weiterhin S. 156 f. ausgesprochen hat. — 31 ff. Daß aber der Verfasser ... nicht billigen. S. 367 des Romans: „In der That, ich freue mich, die Zeit erlebt zu haben, in welcher Goethes natürliche

daß gewisse Werke mehr als andere den Punkt andeuten, wohin eine Litteratur gelangt ist, und wenigstens eine Epoche derselben symbolisch vorstellen, so hätte doch der Verfasser zu seinem eigenen Vorteile sicherer gehandelt, wenn er den geistigen Sinn der Werke seiner Zeit dargestellt und, wie die besseren selbst thun, auf einen unendlichen Fortschritt hingedeutet hätte, als daß er sich an ein besonderes Gedicht hält und dadurch den Widerspruch aufreizt, da er am Schlusse seines Werks jedermann befriedigen und, wo es nötig wäre, mit sich versöhnen sollte.

So haben wir denn auch nicht ohne Kopfschütteln bemerken können, daß die anmutigen und liebevollen Naturen, die in dem Roman unserer Freundin Eleutherie ihr Spiel treiben, sich als Anti-Naturphilosophen ankündigen und bei dieser Gelegenheit immer außerordentlich verdrießlich werden. „Sollte man sich mit so einem Gesichtchen von Politik unterhalten?“ sagte der Herzog Regent zu einer seiner Geliebten, indem er sie vor den Spiegel führte; und so möchte man auch zu Adelaiden dieses Romanes sagen: Sollte man mit so viel Liebenswürdigkeit, Gefühl und Lebenslust an Philosophie überhaupt, geschweige an Naturphilosophie, denken? Das Beste bleibt dabei, daß sie selbst fühlt, wie wenig dergleichen Äußerungen einer weiblichen Feder geziemen.

Eine Neigung, welche sie gegen Wilhelm Meister gefaßt, wollen wir derselben weniger verargen; doch wünschten wir, die Verfasserin hätte, anstatt des Buches zu erwähnen, gedachten Romanhelden selbst, etwa mit seinem größer gewordenen Felix auftreten lassen, da sich denn wohl Gelegenheit gefunden hätte, ihm etwas Liebes, Gutes oder Artiges zu erzeigen.

Mit der Verfasserin der Melanie haben wir wegen ähnlicher Punkte gleichfalls zu rechten. Sie ist überhaupt ein wenig ärgerlicher Natur und stört ihren wohlwollenden Leser ohne Not, wenn sie unversehens irgend ein Gänschen von Leserin anredet, sich einen abgeschmackten Einwurf machen läßt und ihn auf eine nicht freundliche Weise beantwortet.

Tochter erscheinen konnte. Höher als jedes andere Produkt desselben Meisters setz' ich dieses. Mag die Mitwelt darüber urteilen wie sie wolle, die Nachwelt wird darin nur ein Dokument unseres gegenwärtigen Kulturgrades erblicken; und auf diese Weise erwarte ich nichts Geringeres, als daß die natürliche Tochter die Zeiten, in welchen wir leben, verherrlichen werde.“ Nach einer längeren Betrachtung über das goethische Drama bezeichnet es der Verfasser schließlich (S. 377) als „ein Kunstwerk, das sich in jedem Betracht den ersten Meisterwerken aller Nationen zur Seite stellen kann, ohne durch die Vergleichung zu leiden, und das ganz unstreitig das allervollkommenste ist, das der deutsche Geist jemals geschaffen hat“.

Aber das Schlimmste kommt zum Schlimmen, wenn zuletzt bei Hofe über deutsche Litteratur heftige Debatten entstehen. Fürstin Aurora ist von der älteren Schule. Uz, Hagedorn, Kleist, Matthisson und Hölty werden ausschließlich mit Enthusiasmus genannt, wohl gar gesungen; wobei denn freilich scheint, daß die gute Fürstin in einer gewissen Epoche aufgehört hat, ihre Handbibliothek zu komplettieren und ihre Musikalien anzufrischen. Zunächst nehmen ältliche Damen unseren Wieland in Schutz, lesen Testimonia für ihn ab, und es wird einer übrigens ganz hübschen jungen Prinzessin, weil sie ihn nicht fleißig studiert, sehr übel mitgespielt. Die Baronesse hingegen, seine Gönnerin, wird unmittelbar darauf zur Oberhofmeisterin erklärt. — Den Dekan des deutschen Parnasses könnte es denn doch wohl freuen, wenn er seinen großen Einfluß auf Besetzung der ersten Hofstellen vernähme.

Sollten denn aber geistreiche und talentvolle Frauen nicht auch geist- und talentvolle Freunde erwerben können, denen sie ihre Manuskripte vorlegten, damit alle Unweiblichkeiten ausgelöscht würden und nichts in einem solchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Wesen, den romantischen herzerhebenden Ansichten, der anmutvollen Darstellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften so reichlich besitzen, sich als ein lästiges Gegengewicht anhängen dürfte.

12f. Den Dekan des deutschen Parnasses. Ähnlich wird weiter unten S. 225 Städel „der Dekan aller in Frankfurt lebenden echten Kunstfreunde" genannt.

1807.

La Gloire de Frédéric. Discours prononcé à la Séance publique de l'Académie des Sciences, à l'occasion de l'anniversaire de Frédéric II. le 29. Janvier 1807, par Jean de Muller, historiographe. Berlin, Sander. 1807. 16 S. 8.

(Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung Nr. 51. Den 28. Februar 1807 Sp. 401—403.)

Fragte sich ein gebildeter Redner deutscher Nation: wie würdest du dich benehmen, wenn du am 29. Januar 1807 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin von dem Ruhme Friedrichs zu sprechen hättest? gewiß, er würde unmittelbar empfinden, daß die ganze Kraft seines Geistes, die Zartheit seines Gemüts, der Umfang seines Talents und die Tiefe seiner Kenntnisse ihm in einem solchen Falle nötig sein würden. Ließe er sich dann von der Vorstellung des zu Leistenden hinreißen, würde er aufgeregt, sich zu prüfen, einen Versuch zu machen, zu erfinden, anzuordnen, so könnte ihn diese Beschäftigung wohl einige Zeit fesseln; aber gar bald würde er, wie aus einem schweren Traum erwachend, mit Zufriedenheit, daß ein solches Geschäft ihm nicht obliege, gewahr werden.

Teilen wir diese Empfindung mit ihm, so finden wir uns desto angenehmer überrascht, wenn wir sehen, daß einer von den Unsern diese Aufgabe so glücklich gelöst hat. Die kurze Rede, womit Johann von Müller jenen Tag feierte, verdient in der Ursprache und in Übersetzungen von Ausländern und Deutschen

2. La Gloire de Frédéric. Der genaue Wortlaut des Titels ist: De la gloire etc. Er enthält außerdem das Motto „Intaminatis fulget honoribus". Johannes von Müller (über den auch Goethes Recension seiner Selbstbiographie oben S. 141 ff. zu vergleichen ist) lebte von 1804—1807 als Mitglied der Akademie und Historiograph des hohenzollernschen Hauses in Berlin und beschäftigte sich vornehmlich mit der Geschichte Friedrichs des Großen. Die hier besprochene Rede ist von Goethe übersetzt worden. Siehe den folgenden Aufsatz. Die Recension war Goethes erster Beitrag, den er nach längerem Stillschweigen zur Litteratur-Zeitung lieferte. Siehe die Briefe an Eichstädt vom 21. und 28. Februar 1807 und das Tagebuch vom 18. Februar.

gelesen zu werden. Er hat in einer bedenklichen Lage trefflich gesprochen, so daß sein Wort dem Beglückten Ehrfurcht und Schonung, dem Bedrängten Trost und Hoffnung einflößen muß.

Nicht allein was gesagt ist, sondern auch wie es gesagt ist, verdient ungeteilten Beifall, und indem wir daher unseren Lesern jene Bogen selbst empfehlen, so ziehen wir, um doch etwas zu liefern, einige Stellen aus, die hier nicht bloß als einzelne tröstliche Worte abgesondert stehen, sondern auch zugleich den Gang der Ideen und die Ordnung des Vortrags einigermaßen bezeichnen sollen. „Mitten im Wechsel, in der Erschütterung, dem Einsturz verlangen preußische Männer, die sich der alten Zeiten erinnern, verlangen ausgezeichnete Fremde an diesem Tage zu erfahren, was wir jetzt von Friedrich zu sagen haben, ob die Empfindung seines glorreichen Andenkens nicht durch die neueren Begebenheiten gelitten habe. — — Wenn mit jedem Jahre einer neuen Prüfung unterworfen, der Glanz eines Verdienstes durch keinen äußeren Wechsel, nicht durch den Ablauf der Jahrhunderte gemindert wird ..... dann ist die Weihe vollbracht; ein solcher Mann gehört wie die unsterblichen Götter nicht einem gewissen Lande, einem gewissen Volke — diese können veränderliche Schicksale haben — der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten. — Ohne Zweifel waltet ein zarter und unschätzbarer Bezug zwischen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus seinem Schoße hervorgingen. — An jedem Volke, das großer Epochen und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde, freut man sich, in der Gesichtsbildung, in dem Ausdruck des Charakters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. — Solche unzerstörliche, höchst achtungswerte Erinnerungen an die Tugenden der Altväter sind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. — Also, Preußen, unter allen Abwechselungen des Glücks und der Zeiten, so lange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geist und den Tugenden des großen Königes weilt, so lange nur eine Spur von dem Eindrucke seines Lebens in euren Seelen bleibt, dürft ihr nie verzweifeln. Mit Teilnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten. — Das Erste, was Friedrich mit einem heißen Willen ergriff, wovon er nie abließ, war die

7. einige Stellen. Aus Goethes im folgenden vollständig abgedruckter Übersetzung.

Überzeugung, er müsse, weil er König sei, der erste unter den Königen sein durch die Art, seine Pflichten zu erfüllen. — Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumschränkter Herrschaft geben, wer wird es leugnen, sehr große Vorzüge; aber der Sinn, sich zur ersten Stelle zu erheben, liegt für jeden in seiner Laufbahn. Die moralische Größe entscheidet; die Mittel, die Gelegenheiten verteilt das Glück. — Das Geheimnis, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu sein, lag in der Art, wie er seine Zeit anwendete. — Die Ordnung, die er beobachtete, war bewunderungswürdig: jeder Gegenstand hatte seine Zeit, seinen Platz, alles hatte sein Maß; nichts war unregelmäßig, nichts übertrieben. — Indem er alle Seiten eines Gegenstandes und ihre Bezüge zu kennen suchte, brachte er eben so viel Ruhe in die Überlegung als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung. — Er hörte nicht auf, sich an der Geschichte zu bilden, die dem lebendigen Geist für Staatsverwaltung und Kriegskunst den Sinn aufschließt. — Eroberungen können verloren gehen, Triumphe kann man streitig machen . . . . aber der Ruhm und der Vorteil des Beispiels bleibt unzerstörlich, unverlierbar; der eine seinem Urheber eigentümlich, der andere zugesichert denen, die ihm nachahmen. Das Verdienst beruht in den Entschließungen, die uns angehören, in dem Mut der Unternehmung, in der Beharrlichkeit der Ausführung. — Die verschiedenen Nationen und die verschiedenen Klimaten müssen allmählich hervorbringen, was jede ihrer Natur nach Vollkommenstes haben können. — Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. Der Zweck bei der Feier großer Männer ist: sich vertraut zu machen mit großen Gedanken, zu verbannen, was zerknirscht, was den Aufschwung lähmt. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andere tröstet die Zeit; nur ein Übel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgiebt."

Friedrichs Ruhm. Vorlesung am 29. Januar 1807 durch Johann von Müller.

Intaminatis fulget honoribus.

(Aus dem Französischen.)

(Morgenblatt Nr. 53 und 54. Den 3. und 4. März 1807 S. 209—11, 213—15.)

Jener große König, Friedrich der Zweite, Überwinder, Gesetzgeber, der seinem Jahrhundert, seinem Volk zum Ruhm gedieh, wandelt längst nicht mehr unter den Sterblichen. Heute versammelt sich die Akademie, um seiner zu gedenken. Preußische Männer, die sich der Zeiten erinnern, wo die Wetter des Krieges, die Gesetze des Friedens, die erleuchtenden Strahlen des Genius wechselsweise von Sanssouci her sich verbreiteten, den Feinden Schrecken, Europen Achtung, bedeutenden Menschen Bewunderung einprägten, sie sind heute gekommen, unsre Worte über Friedrich zu vernehmen. Mitten im Wechsel, in der Erschütterung, im Einsturz verlangen ausgezeichnete Fremde an diesem Tage zu erfahren, was wir gegenwärtig von Friedrich zu sagen haben, und ob die Empfindung seines glorreichen Andenkens nicht durch neuere Begebenheiten gelitten habe.

Der gegenwärtig Redende hat es immer als eine weise Anordnung betrachtet, jährlich das Andenken erlauchter Männer zu erneuern, welche, den unsterblichen Ruhm eifrig und mühsam verfolgend, von einer wollüstigen Ruhe sich vorsätzlich entfernten. Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienstes durch keinen äußern Wechsel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht, ihrem Volk einen Rang unter Nationen zu behaupten, die in verschiedenen Perioden jede ihre Zeit gehabt haben; wenn

1. Friedrichs Ruhm. Vgl. die Anmerkung zu S. 156 Z. 2. Goethe übersetzte die Rede, wie er an Knebel (4. April 1807) schrieb, weil ihm die Art sehr wohl gefiel, wie Müller unter den gegebenen Umständen seinen Gegenstand gefaßt hatte. Aber noch andere Gründe wirkten bestimmend mit. Müller war wegen der Rede heftig angefochten worden, und Goethe übertrug sie ins Deutsche, um dem Vorurteil, daß in derselben etwas Tadelnswertes enthalten sei, wirksam entgegenzutreten. Daneben wünschte er dem Verfasser, der ihm seit den ersten Jahren ihrer Bekanntschaft viele Liebe und Treue erwiesen und wesentliche Dienste geleistet hatte, gefällig zu sein. Der schnelle Abdruck der Übersetzung hatte die gewünschte Wirkung. Bald versicherten Goethe mehrere Personen aus seinem Kreise, es sei ihnen unbegreiflich, wie man etwas Tadelnswertes in der Rede hätte finden können, und auch Müller schrieb an Eichstädt (19. März 1807), Goethe habe diesmal durch einen Beweis seiner Freundschaft die Rolle des stärkenden Engels erfüllt. Vgl. Annalen 1807 und Goethe an Joh. von Müller 17. April 1807. Siehe das Tagebuch vom 11., 13., 15. bis 17. Februar 1807. — 15. Mitten im Wechsel u. s. w. Die Rede wurde gehalten, während der preußische Staat von Napoleon zu Boden geschmettert, seine Existenz in Frage gestellt war.

immer neu, niemals zum Überdruß, eine solche Lobrede keiner Künste bedarf, um die Teilnahme großer Seelen zu wecken und die Schwachen tröstend abzuhalten, die im Begriff sind, sich selbst aufzugeben: dann ist die Weihe vollbracht; ein solcher Mann gehört, wie die unsterblichen Götter, nicht einem gewissen Land, einem gewissen Volk — diese können veränderliche Schicksale haben, — der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten.

Diese Betrachtungen gründen sich auf die Erfahrung. Mit Ausnahme weniger beschränkten Köpfe, einiger Freunde seltsamen Widerspruchs, wer hat jemals das göttliche Genie, die großmütige Seele den ersten der Cäsaren streitig gemacht? wer den ungeheuern Umfassungsgeist, die Kühnheit der Entwürfe dem großen Alexander, oder die vollendete Vortrefflichkeit des Charakters dem Trajan? Konstantin und Justinian haben mehr Lobredner und eifrigere gefunden. Als man aber in der Folge bemerkte, daß der erste nicht Stärke des Geistes genug besessen hatte, um die Parteien zu beherrschen, und daß er, statt sich der Hierarchie zu bedienen, sich von ihr unterjochen ließ; als man endlich einsah, daß an dem Größten und Schönsten, was zu Justinians Zeit geschehen war, dieser Kaiser fast ganz und gar keinen persönlichen Anteil gehabt hatte: da verloren diese Fürsten den ausgezeichneten Platz, den ihnen Schmeichelei und Ränkespiel in den Jahrbüchern der Welt anzuweisen gedachte. Der eine war Herr des ganzen römischen Reichs, der andre Herr der schönsten seiner Provinzen. Konstantin erwarb Kriegslorbeern, Justinian war von glücklichen Feldherrn und weisen Rechtsgelehrten umgeben; doch sind Herrschaft und Glück nicht zuverlässige Pfänder eines unsterblichen Ruhmes. Wie vieler Königreiche und Länder bedürfte es, um sich dem armen und einfachen Bürger von Theben gleich zu stellen, dem Erfinder der schrägen Schlachtordnung, dem Besieger bei Leuktra, bei Mantinea, dem Besieger seiner selbst! Und wer zieht nicht den Namen Mithridat dem Namen Pompejus vor?

Außer Verhältnis zu den Mitteln seines Staates ist der Ruhm des großen Mannes, dessen Andenken uns heute versammelt, wie der Ruhm Alexanders zu dem armen und beschränkten Nachlaß Philipps; und so bleibt dieser Ruhm ein geheiligtes

2 f. dem ... Bürger von Theben. Epaminondas.

Erbgut nicht allein für die Preußen, sondern auch für die Welt. Ohne Zweifel waltet ein zarter und unschätzbarer Bezug zwischen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus seinem Schoße hervorgingen; und wie bedeutend muß ein solches Verhältnis werden, wenn solche Männer den Bau ihres Jahrhunderts gründeten, wenn sie als Hausväter für ihn Sorge trugen, ihn als Helden verteidigten oder auf das Edelste vergrößerten; wenn sie uns als unvergleichliche Dämonen erscheinen, die ähnlich den höchsten Gebirgsgipfeln noch Lichtglanz behalten, indes hundert und hundert Menschengeschlechter augenblicklichen Rufs nach und nach hinschwinden, von der Nacht der Jahrhunderte verschlungen. Von jenen Hohen bleibt ein Eindruck, der Menschencharakter eignet sich ihn zu, durchdringt sich davon und stählt sich unwandelbar. Vor Philipp gab es unter den Macedoniern nichts Ausgezeichnetes; sie kriegten mit den Illyriern, wie die alten Bewohner unsrer Marken mit den Wenden, wacker, ohne Glanz. Der Geist Philipps trat hervor und das Gestirn Alexanders. In der zweiten Geschlechtsreihe nach ihnen sehen sich die Macedonier überwunden und in Gefahr der Auflösung ihres Reichs durch die hereindringenden Gallier. Und doch, als sie nach so vielen und so unglücklichen Jahrhunderten alles verloren hatten, behaupteten sie bis auf unsre Zeit den Ruf, die besten Soldaten des Reiches zu sein, dem sie angehören.

An jedem Volke, das eines neuen Zeitbeginns und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde, freut man sich, in der Gesichtsbildung, in dem Ausdruck des Charakters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwürkungen zu erkennen. Wer sucht nicht Römer in Rom? ja, unter Lumpengewand Romanos rerum dominos! An allen Italienern studiert man die Züge dieses wunderhaften Volks, das zweimal die Welt überwand und länger als ein anderes beherrschte. Erfreuen wir uns nicht, wenn die Fruchtbarkeit glücklicher Ideen, die Reife wohlgefaßter Grundsätze, jene unerschütterliche Folge von Entwürfen, diese Kunst, die Gewalt, sie auszuführen, uns im Leben begegnet? Und so fordern wir von allen Franzosen die Tüchtigkeit, das Selbstgefühl, den Mut ihrer germanischen Väter; jene Vorzüge veredelt durch die Anmut Franz des Ersten, die edle Freimütigkeit des großen Heinrichs und das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Ja, was werden

1. für die Welt. In der Vorlage „pour l'histoire universelle".

künftige Geschlechter nicht noch hinzufügen? Vergebens würde man die Denkmale helvetischer Tapferkeit zerstören; immer noch würde die Welt mit Liebe sich unter den Schweizern ein Bild Tellischer Einfalt, Winkelriedischer Aufopferung hervorzusuchen trachten, eine Spur des Ehrgefühls jenes Heeres, das, anstatt sich gefangen zu geben, lieber gesamt umkam.

Dergleichen unzerstörliche, höchst achtungswerte Erinnerungen an die Voreltern sind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. Als Athen einst keine Schiffe mehr im Piräus, keine Schätze mehr in der Cecropischen Burg besaß, Perikles nicht mehr von der Bühne donnerte, Alcibiades nicht glorreich mehr die See beherrschend zurückkehrte und Athen doch unklug leider mit der ewigen Roma, der Weltherrscherin, zu kämpfen sich vermaß — was that der Sieger, was that Cornelius Sylla? Er gedachte des alten Ruhms, und Athen erfreute sich seiner Güte. Große Männer — und an Sylla fand man Züge, die den großen Mann bezeichnen — sie haben nicht, wie andere Menschen, in Leidenschaften und Verhältnissen etwas Besonderes, Einzelnes, Eigenes. Söhne des Genius, im Besitz angeerbten erhabenen Sinnes, brennend von dem göttlichen Feuer, das reinigt, das hervorbringt, anstatt zu zerstören, bilden sie alle zusammen einen Geschlechtskreis, in dem man sich wechselseitig anerkennt; ja, sie achten gegenseitig das Andenken ihres Ruhms. Fimbrias rohe Natur konnte Ilium zerstören; Alexander opferte daselbst. Jedes Volk, das einem Heroen angehörte, hat auf das Herz eines andern Heroen vollkommene Rechte Das Würken der Menge beschränkt sich im Kreise des Augenblicks; der Thatenkreis eines großen Mannes erweitert sich im Gefühl seiner Verwandtschaft mit den Besten. Und daran erkennt man die Vorzüglichsten. Alexander rettete Pindars Haus; Pius der Fünfte zerstreute Tacitus' Asche. Also, Preußen, unter allen Abwechselungen des Glücks und der Zeiten, so lange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geiste, den Tugenden des großen Königs weilt, so lange nur eine Spur von dem Eindruck seines Lebens in euren Seelen sich findet, dürft ihr nie verzweifeln. Mit Teilnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten.

18 f. in Leidenschaften ... Eigenes. Für des passions et relations individuelles. — 22. Geschlechtskreis für „famille“ wie vorher Geschlechtsfolge für „génération“. — 23. Fimbria. Gajus Flavius Fimbria zerstörte im Kriege gegen Mithridates 86 v. Chr. Ilion, dessen er sich durch Verrat bemächtigt hatte.

Zaghafte Geister, schwache Seelen fragen vielleicht: was haben wir denn gemein mit einem König, einem Krieger, einem unumschränkten Fürsten? und nachzuahmen einem solchen, wär' es nicht Thorheit? Diese fragen wir dagegen: war er denn Friedrich durch Erbschaft? war er Friedrich durch Glück, das so oft in Schlachten entschied? war er's durch Gewalt, die so oft zu Irrtümern und Mißbräuchen verleitet? Nein, er ward so groß durch das, was in ihm lag, das auch in uns liegt; möchten wir es fühlen!

Das Erste, was er mit einem heißen Willen ergriff, wovon er niemals abließ, war die Überzeugung, er müsse, weil er König sei, der erste unter den Königen sein durch die Art, seine Pflichten zu erfüllen. Er hätte die Künste des Friedens lieben mögen, und führte doch zwölf Jahre lang schreckliche Kriege. Gern hätte er seine Zeit verteilt unter Studien, Musik und Freunde; und doch war in der Staatsverwaltung nichts Einzelnes, womit er sich nicht während seiner sechsundvierzigjährigen Regierung beschäftigt hätte. Er war von Natur nicht der herzhafteste; und doch, wer hat sich in Schlachten mehr ausgesetzt? wer umgab sich weniger mit besorglichen Anstalten? wer war fester entschlossen, eher zu sterben als zu weichen? Er besaß über sich selbst die ungeheure Gewalt, die auch dem Glück gebietet. Diese Göttin wurde ihm untreu, er fühlte es wohl; doch ließ er sich's nicht merken und überwand sie wieder. Er überzeugte sich, das Haupt einer Monarchie müsse der erste Mann seines Landes sein nicht bloß durch den Umfang und die Allgemeinheit der Kenntnisse und durch die Größe des Auffassens, sondern er müsse zugleich frei sein von Parteigeist, von entnervenden Leidenschaften, von unterjochenden Meinungen, von Vorurteilen des großen Haufens. Er wollte geliebt sein, und fürchten sollte man ihn doch auch und sich dabei mit Zutrauen auf seine Gerechtigkeit, auf seine Großmut verlassen. Auf rufe ich alle, die ihm nahe waren, zu Zeugen, ob er nicht zugleich unwiderstehlich zu fesseln und die Seelen mit dem Eindruck einer Majestät zu erfüllen wußte, die rein persönlich war.

Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumschränkter Herrschaft geben — wer wird es leugnen? — sehr große Vorzüge. Aber der Sinn, sich zur ersten Stelle zu erheben, kann jeden in seiner Laufbahn begleiten. In einer solchen Denkweise liegt die Möglichkeit,

allgemein und fortschreitend vollkommener zu werden, so wie die Quelle der Entwürdigung des Menschen und des größten Unheils in der sogenannten weisen Mittelmäßigkeit zu finden ist. Der Mensch, überhaupt weit entfernt, alles zu thun, was er vermag, wenn er seinem Streben zu nahe Grenzen setzt, was wird er je sein? Johann Chrysostomus, in seiner schönen und treffenden Schreibart, pflegt alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trägheit (ῥᾳθυμία) zu begreifen. Denn nur die Anstrengung des Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines jeden in seiner Lage abhängt.

Die sittliche Großheit entscheidet; die Mittel, die Gelegenheiten verteilt das Glück. Tausendmal verglich man Friedrich mit Cäsarn, und noch hatte er nur einen Teil Schlesiens erobert. Die Stunde großer Umwälzungen hatte zu seiner Zeit noch nicht geschlagen; aber wenn Europa sich gegen ihn sieben Jahre verschwor, hundert Millionen gegen fünf, das war mit dem Bürgerkrieg des Pompejus vergleichlich, und Hohenfriedberg deuchte nicht geringer als Pharsalus, und Torgau schien nicht weniger als Munda. Und so in allem Jegliches wußte der große König zu schätzen. Er gab Leibnizen einen Platz neben sich, und indessen er über den größten Teil der Herrscher sich scherzhaft äußerte, deren Untergang zusamt dem Sturz ihrer Thronen er voraussah, bemühte er sich um die Freundschaft Voltairens und war gewiß, mit ihm in der Nachwelt zu leben.

Das Geheimnis, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu sein, lag in der Art, wie er seine Zeit anwendete. Er hatte sich abgesondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht; und so gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede täglich erneuerte Anregung seines Geistes. Die sehr bescheidene Wohnung von Sanssouci hat einen besondern Vorzug vor den prächtigen Residenzschlössern aller Jahrhunderte in Europa und Asien: der Besitzer fühlte daselbst nie Langeweile. Hier kann man sich noch jetzt sein ganzes Leben ausführlich denken. Hier, an einem

6. Johannes, Patriarch von Konstantinopel (etwa 347—407), einer der berühmtesten Kirchenväter, erhielt nach seinem Tode wegen seiner hervorragenden Beredsamkeit den Beinamen „Chrysostomos". — in seiner schönen und treffenden Schreibart. Für „dans ce beau style, dont l'harmonie est encore moins admirable que la propriété des expressions". — 19 f. Jegliches wußte ... schätzen. Dieser Satz ist von Goethe eingeschoben.

und demselben Tage, erschien zu verschiedenen Stunden in demselben Manne der Vater des Volks, der Verteidiger und Beschützer des Reichs, der Staatsmann, der Künstler, der Dichter, der Gelehrte, der Mensch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieser Eigenschaften der andern geschadet hätte. Frage man, ob er sein Leben besser angewendet oder glücklicher genossen habe. Denn wir leben nur, insofern wir uns unser bewußt sind. Man kannte das Leben anderer Könige, ihrer Staatsräte und Kanzleiverwandten; da war es leicht, den Vorzug desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des Tags geistig arbeitete. Freilich nur Augenblicke bedarf der fruchtbare Geist, um das größte Thunliche zu fassen; aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einsamkeit rufen die glücklichsten Augenblicke hervor; der Funke springt, zündet; ein Gedanke tritt hervor, der den Staat rettet, der ein Gesetz wird, welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da waltete der Einsame von Sanssouci, umgeben von seinen Klassikern, in diesem geweihten Rundgebäu, dem Allerheiligsten von Friedrichs Genius; da wachte er, da rief er solchen Augenblick hervor, unvorhergesehen, unwiderruflich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat, oder wenn der Strudel der Welt uns betäubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden seine Arbeiten, vergegenwärtigt man sich seine unendlichen Geistesschöpfungen, so sieht man, er hat keinen Tag verloren als den, wo er starb.

Die Ordnung, die er beobachtete, war bewunderungswürdig. Jeder Gegenstand hatte seine Zeit, seinen Platz; alles war abgemessen, nichts unregelmäßig, nichts übertrieben. Diese Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit seiner Ideen förderlich und hinderten dagegen seine lebhafte Einbildungskraft und seine feurige Seele, sich hinreißen zu lassen, sich zu überstürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenstandes und ihre Beziehungen zu kennen suchte, so brachte er ebenso viel Ruhe in die Überlegung als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.

Er hörte nicht auf, sich an der Geschichte zu bilden. Höchlich wußte er diese gesammelten Erfahrungen zu schätzen, die dem lebendigen Geist für Staatsverwaltung und Kriegskunst den Sinn aufschließen. Er zog die Geschichtschreiber des Altertums vor; denn die mittäglichen Völker sind reicher an Ideen, ausgesprochener und glühender in der Art, zu empfinden. Diese Menschen waren

einer frischen und kräftigen Natur viel näher. Ihre Werke sollten zum Handeln führen, nicht etwa nur eitle Neugierde befriedigen. Friedrich liebte auch einige methodische Werke. Er wollte sich in der Gewohnheit erhalten, seine Gedanken in Ordnung zu stellen. Die rhetorischen Vorschriften des Cicero, die Lehrart von Port-Royal, von Rollin gefielen ihm lange Zeit. In den letzten Tagen, als er bemerkte, daß der Geist sich verwirre, trübe, schwach werde, nahm er die Anleitungen Quintilians wieder vor, die voll Verstand und Ordnung sind, und las dazu leichte Schriften von Voltaire, in welchen Lebhaftigkeit herrschend ist. Auf alle Art und Weise wollte er sich aufgeweckt erhalten; und so kämpfte er gegen das letzte Hinschlummern.

Eroberungen können verloren gehen, Triumphe kann man streitig machen. Jene des großen Pompejus wurden durch ein unedles Ende verfinstert, und auch der große Ludwig sah den Glanz der seinigen verdunkelt. Aber der Ruhm und der Vorteil, den das Beispiel gewährt, sind unzerstörlich, unverlierbar. Der eine bleibt seinem Urheber eigentümlich, der andere zugesichert allen denen, die ihm nachahmen. Das Verdienst beruht in den Entschließungen, die uns angehören, in dem Mut der Unternehmung, der Beharrlichkeit der Ausführung.

Man redet hier nicht von den einzelnen Zügen, durch die ein übler Wille Friedrichs Ruhm zu verdunklen glaubte. Der Geschichtschreiber Dio, indem er von den Vorwürfen reden soll, die man dem Trajan gemacht hat, bemerkt, daß der beste der Kaiser keine Rechenschaft schuldig sei über das, was auf sein öffentliches Leben keinen Einfluß hatte. Wenn Friedrich das Wesen der Religion mißverstand und den Sinn ihrer Quellen, so wußte er doch die Vorsteher aller Gottesverehrungen in Grenzen zu halten, indem er sie beschützte und ihr Eigentum schonte. Spräche man vielleicht von der Verletzung einiger Grundsätze des Völkerrechts; hier zeigt er sich für uns nur in dem Falle, daß er dem Drange der Notwendigkeit nachgab und die einzige Gelegenheit, seine Macht zu gründen, benutzte. Machte er aufmerksam, wie wenig Sicherheit ein Pergament verleihe, so lehrte er uns zugleich desto besser kennen, was einem Staate wahrhaft Gewähr leiste. Das Mißverhältnis seines Heeres zu den Hülfsquellen seines Landes erscheint nicht so stark, wenn man bedenkt, daß der größte Teil beinahe auf Weise der Nationalgarden nur zum durchaus not-

wendigen Dienst berufen wurde. In einem Lande, wo Hervorbringen, Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingeschränkt wird, ist es keine Unbequemlichkeit, kein Nachteil, daß der Militärgeist herrschend werde. In einer Lage, deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend ist, zeigt sich dadurch ein gemeinsamer wünschenswerter Vorteil. Da wo mittelmäßige und künstliche Reichtümer von tausend Zufällen abhängig sind, welcher Zustand des Lebens könnte besser sein als der, in dem wir uns gewöhnen, alles missen zu können? Wenn Friedrich zu seiner Zeit die untern Stände von den obern Stufen der Kriegsbedienungen ausschloß, so geschah es vielleicht, weil er damals noch genug zu thun hatte, um dem Gewerbe bei sich aufzuhelfen, weil es zuträglich schien, den Mittelstand nicht von den eben erst aufkeimenden Künsten des bürgerlichen Lebens abzuziehen. Wollte man ihm sein unumschränktes Herrschen zum Vorwurf machen? Der höhere Mensch übt diese Gewalt aus durch das Übergewicht seiner Natur, und die freien Ansichten eines großen Mannes machen sie wohlthätig; und so bildet sich nach und nach die Meinung, die sich endlich als Gesetz aufstellt. Die unvermeidliche Ungleichheit unter den Menschen macht den größeren Teil glücklich in der Unterwerfung. Das herrschende Genie, das sich Friedrich oder Richelieu nennt, nimmt seinen Platz ein, und die Talente für Krieg und Staatsverwaltung nehmen ihren Rang neben ihm ein, um es zu unterstützen.

Anstatt auf die Beschuldigungen des Neides zu antworten, begab sich der größte der Scipionen auf das Kapitol, um den Tag von Zama zu feiern. Sollen wir für Friedrich antworten, wie er, ungeachtet seiner Kriege und seine Eroberungen nicht mitgerechnet, die Bevölkerung seines Landes verdoppelte und, was ihm mehr Ehre macht, das Glück seines Volks vergrößerte, ein vollkommen ausgerüstetes Heer hinterließ, alle Vorratskammern, alle Zeughäuser und den Schatz gefüllt, wie er mit scheidendem Lichtblick seines Ruhms den deutschen Bund erleuchtete? Oder sollen wir uns seine Heldenthaten zurückrufen, die ersten Kriege, die seine Lehrjahre waren, wo er große Fehler beging, ohne sich jemals besiegen zu lassen? Erinnern wir uns bei Czaslau des Ruhms seiner werdenden Reiterei, bei Striegau der schrägen Schlachtordnung, bei Sorr, wie er sich dort aus der Sache zog? Sollen wir ihn malen in dem einzigen Krieg? Fast immer ohne Land, sein Heer oftmals zerstört und unvollkommen wiederhergestellt,

die Wunderthaten des Heldensinnes und der Kunst umsonst verschwendet, im Kampf mit einer vernichtenden Mehrzahl, mit lastenden Unglücksfällen, ihn allein aufrecht gegen Europa und die lebendige Kraft seiner Seele gegen die Macht des Schicksals! Doch es sei genug! — ich halte mich zurück —, ungern — o Erinnerungen! — Es ist genug. Wir hatten Friedrich, er war unser!

Verschiedene Völker, verschiedene Landstriche müssen allmählich hervorbringen, was jedes seiner Natur nach Vollkommenstes haben kann. Jedem Staate eigneten die alten Perser seinen Schutzgeist zu, der ihn vor dem Thron des Ewigen verträte; ebenso muß in der Weltgeschichte jedes Volk seinen Anwalt haben, der das, was in ihm Vortreffliches lag, darstellte. Einige Völker haben dergleichen gehabt, andern werden sie entspringen; selten erzeugen sie sich in einer Folge. Allein damit die Herabwürdigung nimmer zu entschuldigen sei, giebt es auch davon Beispiele. In dem fürchterlichen Jammer des dreißigjährigen Krieges bewunderten unsere Väter in dem Wiederhersteller eines fast vernichteten Staats, in dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, einen Mann, der allein zum Ruhme seines Landes hinreichte; und doch kam Friedrich nach ihm.

Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerknirscht, was den Aufflug lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust tröstet die Zeit; nur ein Übel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgiebt.

Und du, unsterblicher Friedrich! wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo du unter den Scipionen, den Trajanen, den Gustaven wandelst, dein Geist, nunmehr von vorübergehenden Verhältnissen befreit, sich einen Augenblick herablassen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen, so wirst du sehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer dem folgt, der dir am ähnlichsten ist. Du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung deines Namens jene Franzosen, die du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte.

---

29 f. auf das, was wir ... zu nennen pflegen. Für sur les événements du monde.

Jakob Philipp Hackert.

(Morgenblatt Nr. 154 und 155. Den 29. und 30. Junius 1807 S. 613—15, 617—18.)

Dieser treffliche Künstler, der ein zum großen Teile sehr glückliches, durchaus aber rastloses Leben geführt und im April des laufenden Jahres zu Florenz verschieden ist, hat eine Lebensbeschreibung, meist von seiner eigenen Hand, hinterlassen, welche sich bereits in den Händen eines deutschen Kunstfreundes befindet.

Wir geben von derselben um so mehr einen kurzen Auszug, als das Andenken dieses würdigen Mannes bei seinen Landsleuten auf alle Weise zu erneuern und zu erhalten ist, indem die Tugenden, welche man den Deutschen überhaupt zugesteht, ihm, dem Einzelnen, besonders eigen waren.

Ein angebornes entschiedenes Talent, durch anhaltenden Fleiß ausgebildet und gesteigert, ein reines ruhiges Gemüt, eine klare Denkweise, eine bei vieler Weltkenntnis und Gewandtheit unbefleckt erhaltene Redlichkeit bezeichneten seine Natur. Sein rastloses Wirken, seine Ausdauer war musterhaft, seine Heiterkeit, sein Gleichmut beneidenswert. Er zeigte durchaus die bereitwilligste Anhänglichkeit an seinen Herrn, den König, eine mehr als väterliche Sorgfalt für seine Brüder und eine unverrückte treue Neigung gegen die, welche ihm seine Freundschaft abzugewinnen wußten. Von seiner Denk- und Handelsweise giebt auch seine hinterlassene Lebensbeschreibung, die wir dem deutschen Publikum bald mitzuteilen wünschen, das schönste Zeugnis.

* * *

Jakob Philipp Hackert, zu Prenzlau in der Uckermark geboren am 15. September 1737.

Soll sich dem geistlichen Stande widmen, zeigt aber früh viel Anlage zur Malerei.

Erste Epoche.

1753 wird er nach Berlin zu einem Oheim geschickt, der ein Tapetenmaler war. Hier sieht er sich in Rücksicht auf Kunst und Geschmack nicht gefördert, doch kommt er in Übung.

1. Jakob Philipp Hackert. Der Maler Philipp Hackert hatte Goethe die Bearbeitung seiner Biographie durch letztwillige Verfügung übertragen. Goethe giebt hier einen Grundriß dieser Arbeit (die erst 1811 erschien). Näheres siehe in der Einleitung zum 27. Band unsrer Ausgabe. — Am 5. Juni 1807 erhielt Goethe die Nachricht vom Tode Hackerts und dessen Biographie, am 7. und 8. las er sie, am 9. und 10. verfertigte er den Auszug für das Morgenblatt und sandte ihn am 14. an Cotta.

Bildhauer Glume zieht ihn von diesem Handwerksmäßigen hinweg; er wohnt für sich, kopiert und malt Porträte.

Er wird mit dem Direktor der Akademie, Le Sueur, bekannt und findet Verdienst; kopiert endlich zwei kleine Querfurte; die Kopien gelingen, und er bestimmt sich für die Landschaftmalerei. Er findet Gelegenheit, nach den besten ältern Meistern zu arbeiten, und studiert nach der Natur.

Nach der Schlacht bei Roßbach kommen viele französische Kriegsgefangene nach Berlin. Sie lernen durch Le Sueur Hackerts Arbeiten kennen, kaufen ihm alles, was er bisher gemacht, im ganzen ab, und teilen sich darein. Dadurch wird Hackert in den Stand gesetzt, die Hülfsstudien regelmäßig zu betreiben. Er studiert Geometrie, Architektur, Perspektive.

Wird mit Gleim, Ramler und besonders Sulzer bekannt, welcher letztere großen Einfluß auf seine Bildung hat, auch späterhin durch sein Wörterbuch auf den schon gebildeten Künstler lebhaft wirkt. Hackert wird in die höhere Gesellschaft eingeführt.

Er stellt auf Anraten des Direktors ein paar Bilder öffentlich aus und verkauft sie für damalige Zeiten vorteilhaft.

Zweite Epoche.

Er wünscht zu reisen. Sulzer empfiehlt ihn an den Baron Olthoff zu Stralsund. Hackert geht 1762 dahin, richtet die Zimmer seines eben bauenden Gönners ein und dekoriert selbst einen großen Saal mit Leimfarben auf Leinwand.

Auf der Insel Rügen studiert er nach der Natur und radiert sechs kleine Landschaften.

Bei Olthoff lernt er die größere Welt kennen und findet Anleitung zu einem gehörigen Betragen in guter Gesellschaft.

Baron Olthoff nimmt ihn 1764 nach Stockholm. Er sammelt in Schweden eine Menge Studien, malt eine Aussicht vom Paulsberg für den König, verfertigt verschiedene Zeichnungen für die Königin und geht mit Baron Olthoff im September wieder nach Deutschland zurück.

Hackert, der seine Zeit gewissenhaft nutzte und zugleich gern der Gesellschaft gefällig war, zeichnete abends viele Porträte in schwarzer und weißer Kreide. Im Hause des Baron Olthoff malte er einen großen Saal und ein Kabinett in Leimfarbe.

Ein Neffe des Barons, Namens Dunker, wendet sich zur

Kunst; Hackert unterrichtet ihn, und beide entschließen sich zu einer Reise nach Paris.

Im Mai 1765 gehen sie nach Hamburg ab; von da wollen sie zu Wasser nach Frankreich. Nach sechswöchentlicher widriger Seefahrt landen sie in England, gehen nach Dover, um mit dem Paketbot nach Calais überzusetzen.

Hier faßt er Neigung zu den Seestücken, die er später mit so großem Beifall verfertigte.

Dritte Epoche.

Im August 1765 kommt er mit dem jungen Dunker in Paris an. Ihm behagt die damalige landschaftliche Manier der Franzosen nicht; er arbeitet auf seinem Wege fort, macht eine Fußreise in die Normandie und läßt seinen Bruder, Johann Gottlieb, gleichfalls Landschaftmaler, von Berlin zu sich kommen.

Baron Olthoff leidet großen Verlust an seinem Vermögen, weil man ihm die Erstattung der von ihm im siebenjährigen Kriege für die schwedische Armee gemachten Geldvorschüsse versagt. Hackert muß für den jungen Dunker sorgen.

Er arbeitet für den Bischof von Man zu Yori; sein Bruder ist für diesen reichen Liebhaber gleichfalls fleißig, und beide Brüder sichern sich eine bequeme Existenz.

Indessen kommen kleine landschaftliche Gouache-Gemälde, in Dresden von Wagner gemalt, nach Paris und werden Mode.

Die beiden Hackert legen sich auf diese Art zu malen, vermehren ihren Ruf und verschaffen sich eine gute Einnahme.

Sie kopieren ein paar Bilder nach Vernet und setzen sich auch dadurch immer mehr in Gunst.

Baron Olthoff kommt nach Paris, gleichfalls alte Kriegsrückstände zu negoziieren, aber auch hier vergebens. Hackert unterstützt ihn und giebt ihm aus seinen Ersparnissen Geld, sich loszumachen und zurückzureisen.

Vierte Epoche.

Beide Brüder sind nun reif zu einer Reise nach Italien, welche sie zu Ende Augusts 1768 antraten. In dieser Zeit stirbt ihr Vater, und die Sorge für ihre jüngeren Geschwister fällt auf sie.

Sie treffen 1768 im Dezember nach einer wohlgenutzten Reise durch Frankreich über Genua, Livorno, Pisa und Florenz in Rom ein, machen sich mit den Gegenständen der Kunst bekannt und unternehmen eine Wanderung in die gebirgigen Umgebungen mit Reiffenstein, der sich überhaupt freundschaftlich an sie anschließt, wodurch eine Verbindung entsteht, welche beiden Teilen in der Folge die größten Vorteile brachte und nur durch Reiffensteins Tod aufgelöst werden konnte.

Gouache-Gemälde, die sie nach ihrer Rückkunft verfertigen, gefallen dem Lord Exeter so sehr, daß er Bestellungen für beinahe ein ganzes Jahr bei ihnen macht.

Sie setzen die Zeit ihres Aufenthalts auf 3 Jahre, studieren und arbeiten zum Verdienst.

Sie sind die Ersten, welche genaue Zeichnungen nach der Natur machen.

Im Frühlinge 1770 kommen sie nach Neapel; werden vom Ritter Hamilton wohl empfangen. Ph. Hackert wird krank; doch gehen Studien und Arbeiten unaufhaltsam fort.

Sie kehren nach Rom zurück. Ph. Hackert erhält den Auftrag, für den Petersburger Hof Seeschlachten und andre auf den Krieg mit den Türken sich beziehende Gemälde zu verfertigen, deren Anzahl auf zwölfe steigt, welche dem Künstler Ruhm und gute Einnahme bringen. Fürst Orloff läßt bei dieser Gelegenheit auf der Rhede von Livorno eine alte Fregatte in die Luft sprengen, um dem Künstler den Effekt eines solchen Vorfalls zu zeigen.

Fünfte Epoche.

Johann Hackert geht 1772 nach London und stirbt. Sehr empfindlicher Verlust für den Bruder. Philipp geht nach Neapel, verfertigt im Jänner 1774 verschiedene Zeichnungen und Studien nach einer Eruption des Vesuv.

Zwei jüngere Brüder kommen nach Italien, Wilhelm und Karl; später auch der jüngste, Georg.

Rat Reiffensteins Freundschaft für Hackert bleibt immer wirksam. Beide reisen 1774 in der Gegend von Rom umher.

Hackert setzt seine Reisen 1775 in der guten Jahrszeit fort und zeichnet überall.

Er macht Bekanntschaft mit Hrn. Charles Gore, welcher

besonders Schiff- und Fahrzeuge vortrefflich zeichnete. Dieser und ein andrer Engländer, Knight, vereinigen sich mit Hackert zu einer gemeinschaftlichen Reise nach Sizilien, die sie im Frühjahre 1777 antreten.

Im J. 1778 reist Hackert mit der Familie Gore nach Oberitalien und in die Schweiz, eilt aber nach Rom zurück

Er benutzt seine Studien nach der Natur auf mancherlei Weise, malt in der Villa Pinciana eine ganze Galerie, zugleich viele Staffeleigemälde, erhöht den Preis seiner Bilder um ein Drittel, und die Bestellungen häufen sich.

Sechste Epoche.

Der Großfürst und die Großfürstin von Rußland kommen nach Rom. Hackerten wird viel Gnade erzeigt, ja man verlangt ihn nach Petersburg; doch die Unterhandlungen zerschlagen sich.

1782 geht Hackert nach Neapel und nimmt sein Quartier zu Caserta, um die Studien zu einem großen Gemälde für die Großfürstin zu machen.

Der russische Minister besucht ihn täglich. Der König von Neapel erfährt es, läßt sich Hackert vorstellen und findet großen Gefallen an seiner Arbeit.

Der König beschäftigt ihn auf mancherlei Weise und gewinnt nach und nach immer mehr Neigung zu der Kunst und zu dem Künstler.

Doch findet Hackert dabei nicht seine Rechnung, indem seine Arbeiten nur nach dem gewöhnlichen Preise bezahlt werden, ohne daß er wegen der vielen Versäumnis einige Vergütung erhält.

1785 kehren Georg und Philipp Hackert im Januar nach Rom zurück und treffen im Oktober wieder in Caserta ein, worauf sie 1786 unter vorteilhaften Bedingungen angestellt werden.

Als 1787 das erste Kriegsschiff von vierundsiebzig Kanonen, die Parthenope, zu Castel a Mare in Gegenwart des Hofes und einer großen Menge Volks vom Stapel ablief, malte Hackert diese Feierlichkeit, wozu sich noch fünf andere große Bilder gesellten, alles Vorstellungen von Seehäfen.

Sodann geht Ph. Hackert mit dem Cavaliere Venuti nach Rom, um die Antiken der Farnesischen Erbschaft abzuholen. Ein großes Gebäude für die Kunstwerke und Studien soll in Neapel

erbaut werden. Hackert wird anfänglich zu Rate gezogen, scheidet aber endlich aus der Sache.

1788 geht er nach Apulien, um alle Seehäfen zu zeichnen. Bei seiner Rückkunft findet er den König, der zu S. Leocio eine Kur braucht, und leistet ihm Gesellschaft. Der Gedanke des Königs, diesen seinen Lieblingsaufenthalt auszubauen und zu verschönern, wird ausgeführt. Ein Gleiches geschieht mit dem Palast von Cardiello und der Kirche.

Siebente Epoche.

Die Unruhen in Frankreich fangen an. Der König fährt immer fort, sich an den Künsten zu ergötzen, und schickt Ph. Hackert nach Sizilien, um wie vormals Gegenden aufzunehmen; allein die Umstände werden dringender. Der König macht eine Reise nach Wien; endlich verbreitet sich der Krieg über Italien, die Tanten des Königs von Frankreich verlassen Rom, Ph. Hackert muß sein Quartier im alten Palaste in Caserta räumen, der für sie eingerichtet wird. Alles, was sich auf Kunst bezieht, gerät in Stocken.

Hackert kommt in unangenehme Lage zwischen den beiden Parteien, der des Hofes und der republikanischen. Die Brüder sehnen sich weg, können aber und trauen nicht, ihr Vermögen abzuführen.

Als in Neapel jedermann sein Silber hergeben muß, liefert Hackert für 2400 Scudi Silber, ohne Löffel, Messer und Gabeln, die man behalten konnte.

Der Hof flüchtet nach Palermo; die fürchterlichste Anarchie tritt ein. Der königliche Palast wird geplündert. Die Menge dringt auf den Francavillischen Palast los, worin die beiden Brüder ihre Wohnung hatten; doch geht der Sturm vorüber, und die Franzosen rücken ein.

Die Generale Championnet und Rey nehmen die Gebrüder in Schutz; doch müssen sie ihre Wohnung verlassen und durch manche Gemälde, auch durch einige Exemplare ihres ganzen Kunstverlages, sich Gunst erwerben. Die französischen Generale dringen in die beiden Brüder, Neapel zu verlassen. Sie packen ein, gehen mit einem dänischen Schiff ab und kommen nach einer beschwerlichen Reise von dreizehn Tagen in Livorno an.

Eigentlich sind sie auf Paris instradiert, wissen es aber einzurichten, daß sie sich in Pisa aufhalten dürfen.

Achte Epoche.

Sie gehen nach Florenz, 1800, und richten sich daselbst ein. 1803 kauft Ph. Hackert eine Villa zu San Pietro di Careggio, nahe bei der ehemaligen Villa des Lorenz von Medicis.

Er verbessert das Gütchen, das in kurzem sehr einträglich wird. Georg Hackert stirbt im November 1805, noch nicht 50 Jahre alt. Philipp setzt sein thätiges Leben fort, bis er gegen Ende des Jahres 1806, vom Schlagflusse befallen, noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebt, endlich aber im April 1807 Florenz und die Welt verläßt.

Die Lebensbeschreibung, woraus wir den gegenwärtigen Auszug liefern, ist in einem sehr einfachen, treuherzigen Stil verfaßt, besonders der größere Teil von Hackerts Hand, so daß sie jeden gar bald an Cellinische und Winkelmannische Naivetät erinnert. In den einzelnen eingestreuten Anekdoten und Erzählungen erscheinen der Papst, der König und die Königin von Neapel, mehrere Fürsten und Herrn, Minister, Weltleute und Geistliche, dazwischen auch manche Reisende, in ihrem individuellen Wesen, und zwar nicht etwa mit bösem Willen geschildert, der das Besondere tückisch anhäkelt und gern die Eigenheiten, welche die Natur des Einzelnen bezeichnen, zum Fehler oder gar zum Verbrechen herunterzerren möchte; sondern auch hier sieht man die Hand des rein darstellenden Künstlers, der die Gegenwart mit Neigung auffaßt, das Natürliche natürlich zu nehmen und das Bedeutende an sich schon zu schätzen weiß, ohne es mit allgemeinen willkürlichen Maßstäben messen zu wollen. Die Figuren treten oft in ihrem Charakter auf und nötigen uns ein wohlwollendes Lächeln ab. Nirgends jedoch findet sich Karikatur, welche bei Unverständigen Haß und Verachtung, Verdruß und Widerwillen aber bei Verständigen zu erregen pflegt. Wir wünschen, daß jede Bedenklichkeit, welche allenfalls der Herausgabe dieser schätzbaren Hefte sich entgegenstellen könnte, bald möge gehoben sein.

1808.

Plan eines lyrischen Volksbuchs.

(Vom Fels zum Meer 1889/90. Heft 1. Sp. 70—73.)

In dem mir gefällig mitgeteilten Aufsatz ist zuvörderst von einem deutschen Volksbuch im allgemeinen die Rede; nachher mehr von einer Sammlung poetischen Inhalts zu diesem Zwecke;

2. Plan eines lyrischen Volksbuchs Zum erstenmale abgedruckt in dem Aufsatz „Das deutsche Nationalbuch. Ein Gedenkblatt zu Goethes 140 Geburtstag". Von Legationsrat Dr. Ludwig Trost („Vom Fels zum Meer" 1889/90. Heft 1. Sp. 64—76). Dort sind auch drei Briefe Goethes, die sich auf den Plan beziehen, mitgeteilt, und über den Anlaß die nötigen Aufklärungen gegeben. — Goethe hat selbst schon in den Annalen, aber irrtümlich unter dem Jahre 1807, erwähnt, daß durch Doktor Niethammer von München her zwei weitausgreifende Werke angeregt wurden: ein historisch-religiöses Volksbuch und eine allgemeine Liedersammlung zur Erbauung und Ergötzung der Deutschen. Beides wurde eine Zeitlang durchdacht und schematisiert, das Unternehmen jedoch wegen mancher Bedenklichkeit aufgegeben. Indessen wurden von beiden, weil doch in der Folge etwas Ähnliches unternommen werden konnte, die gesammelten Papiere zurückgelegt. Eckermanns Auszüge aus Goethes Tagebüchern (G. v. Loeper im Goethe-Jahrbuch IV, 359) bestätigen diese Angaben, berichtigen die Jahreszahl und fügen hinzu, daß das Schema des lyrischen Volksbuchs sogleich entworfen worden sei: „Das andre Schema eines Volksbuchs historischen Inhalts in 4° liegt bei diesem Faszikel." Professor F. J. Niethammer, früher in Jena, war seit 1807 als Zentral-Schul- und Studienrat im kgl. bayrischen Ministerium des Innern angestellt. Im Februar 1808 entwarf er einen Plan, die nationalen deutschen Klassiker zur Grundlage und zum Hauptmittel der allgemeinen Volksbildung zu machen, und legte ihn in einem Vortrag „Über das Bedürfnis eines Nationalbuches als Grundlage der allgemeinen Bildung der Nation" dem Referenten für die Schulangelegenheiten vor. Er beantragte darin, eine Sammlung des Vorzüglichsten unsrer deutschen Klassiker zu veranstalten. Die „einzigen, vielleicht auch die letzten", die den Deutschen ein Nationalbuch, welches der „Homer der Deutschen" zu werden bestimmt sei, zu geben vermöchten, seien Voß und Goethe. Das kgl. Gouvernement solle ihn beauftragen, beiden Männern die Idee vorzulegen und sie vorläufig privatim darum zu befragen, ob sie auf einen förmlichen Antrag dieser Art einzugehen bereit wären. Der Referent empfahl, zuerst bei Goethe anzufragen, der Minister entschied in demselben Sinne, und so sandte Niethammer am 28 Juni 1808 seinen Vortrag nach Weimar. Goethe erhielt die „sehr erfreuliche Mitteilung" erst am 7. August in Karlsbad, und versprach, die nächsten ruhigen Stunden anzuwenden, diese wichtige Sache zu überdenken. Das Tagebuch (Weim. Ausgabe III, 3, 369 ff.) bezeugt denn auch schon für den 8. August „Gedanken über ein allgemeines deutsches Volksbuch schematisiert", den 9. „Über eine lyrische Sammlung für die Deutschen nachgedacht. Jenes frühere allgemeine Schema ins Reine gebracht", den 10. „Früh Schema zur Antwort nach München", den 11. „Den Aufsatz und Brief nach München" . . . Mit Riemer „Über die lyrische Sammlung für das teutsche Volk" (siehe Riemer, Mitteilungen über Goethe II, 639). Den 13. „Über die lyrische Sammlung", den 18. „Den Erlaß nach München und sonstiges durchgedacht", den 19. „Den Aufsatz nach München expediert". In dem Begleitbrief (vom selben Datum)

zuletzt scheint nur eine lyrische beabsichtigt zu sein. Ich nehme das letzte an und setze nur voraus, daß man auch andre kleine Gedichte, die sich etwa anschließen möchten, mit aufnehmen wolle.

Faßte man den Vorsatz, eine solche Sammlung frei und ohne Rücksicht zu veranstalten, so könnte man sie sich entweder historisch-poetisch denken: die Gedichte würden aufgeführt, um zu zeigen, wie sich die Individuen ausgebildet, teils für sich, teils an ihren Vorgängern, und wie weit diese Dichtart bei uns gediehen; oder man wollte etwas Fertiges, Abgeschlossenes, Vollbrachtes darstellen. In jenem Falle können die Mittelstufen nicht entbehrt werden; in diesem würde nur das Beste aufgeführt. In beiden Fällen hätte man nur die inneren Verhältnisse zu bedenken, und wer den Begriff einmal gefaßt hätte und übrigens Herr vom Stoff wäre, könnte mit Beruhigung für sich und andre höherer Belohnung, höherem Genuß entgegenarbeiten.

Denkt man sich jedoch bei einer solchen Sammlung noch eine äußere Bedingung, wie hier der Fall ist, den Volksbedarf, die Volksbildung; so verändert sich sogleich jene Ansicht und macht die Unternehmung schwankend und schwierig. Unter Volk verstehen wir gewöhnlich eine ungebildete bildungsfähige Menge, ganze Nationen, insofern sie auf den ersten Stufen der Kultur stehen, oder Teile kultivierter Nationen, die untern Volksklassen, Kinder. Für eine solche Menge müßte also das Buch geeignet sein.

Und was bedarf diese wohl? Ein Höheres, aber ihrem Zu-

erwähnt Goethe, da er diesen Plan mit ähnlichen schon lange bei sich hege, wünsche er, daß davon vorläufig nichts öffentlich bekannt würde. Er würde sich gern näher darüber aussprechen, erbitte sich dazu aber Frist, wenigstens bis Weihnachten. „Ich bitte das Extemporierte und Aphoristische meines Aufsatzes und Briefes zu entschuldigen: beide wurden unter mancherlei Drang concipiert." Von einer späteren Beschäftigung Goethes mit dem Gegenstande erfahren wir bis zum Schluß des Jahres 1808 aus den Tagebüchern nur noch einmal am 13. September: „Über die Liederbibel". Auf eine Erinnerung Niethammers vom 3. Februar 1809 erwidert er am 7. April, daß innere und äußere Hindernisse bisher einer bestimmten Äußerung über die Sache entgegengestanden hätten. „Die Übersicht der deutschen Poesie, deren früheste Anfänge jetzt wieder aufgeregt und ans Licht gebracht werden, durch ihre mittleren Zustände bis auf die neuesten ist schwer zu fassen und je deutlicher man darüber wird, je unmöglicher scheint es, aus so widersprechenden Elementen einen Kodex zusammenzubringen, dessen Teile nur einigermaßen neben einander bestehen können." Er habe die Sache oft genug, ja er könne wohl sagen anhaltend mit teilnehmenden Freunden bedacht und überlegt, es sei sogar ein Anfang gemacht, manches auszuschreiben und zu rangieren. Er deutet aber doch die Befürchtung an, daß man die Arbeit aufgeben müsse. Vermutlich werden sich die Sammlungen Goethes für den Zweck, wie der von Eckermann erwähnte Plan eines historischen Volksbuchs noch im Goethe-Archiv befinden. Dieser letztere stellt den Gedanken einer weit umfassenderen, die ganze Weltlitteratur einschließenden Ausführung des von Niethammer angeregten Projekts dar. Daß der von Goethe für den Winter 1808 geplante Kongreß ausgezeichneter deutscher Männer zur gemeinschaftlichen Beratung über Gegenstände der deutschen Kultur (Goethe-Jahrbuch VI, 116) mit dem Volksbuch sich befassen sollte, wie Voß annimmt, erscheint nicht genügend bewiesen.

stande Analoges. Was wirkt auf sie? Der tüchtige Gehalt mehr als die Form. Was ist an ihr zu bilden wünschenswert? Der Charakter, nicht der Geschmack: der letzte muß sich aus dem ersten entwickeln.

Über diese drei Punkte wäre viel im allgemeinen zu sagen; ich halte mich aber ganz nahe an vorstehenden Zweck und fasse eine Sammlung kleiner, besonders lyrischer Gedichte für die Deutschen ins Auge.

Das Vortreffliche aller Art, das zugleich popular wäre, ist das Seltenste. Dies müßte man zu allererst aufsuchen und zum Grunde der Sammlung legen. Außer diesem ist aber noch das Gute, Nützliche und Vorbereitende aufzunehmen.

In einer solchen Sammlung gäbe es ein Oberstes, das vielleicht die Fassungskraft der Menge überstiege. Sie soll daran ihr Ideenvermögen, ihre Ahndungsfähigkeit üben. Sie soll verehren und achten lernen; etwas Unerreichbares über sich sehen; wodurch wenigstens eine Anzahl Individuen auf die höhern Stufen der Kultur herangelockt würden. Ein Mittleres fände sich alsdann und dies wäre dasjenige, wozu man sie bilden wollte, was man wünschte nach und nach von ihr aufgenommen zu sehen. Das Untere ist das zu nennen, was ihr sogleich gemäß ist, was sie befriedigt und anlockt.

Eine solche Sammlung würde vielleicht nach Rubriken aufgestellt, und gliche alsdann den protestantischen Gesangbüchern.

Man begänne mit dem Hohen und Ideellen: Gott, Unsterblichkeit, höhere Sehnsucht und Liebe; höhere Naturansichten stünden daran.

Was sich schon mehr für den Begriff eignet: Tugend, Tauglichkeit, Sitte, Sittlichkeit, Anhänglichkeit an Familie und Vaterland würden hier ihren Raum finden. Doch müßten die Gedichte nicht didaktisch, sondern gemütlich und herzerregend sein.

Die Phantasie würde durch Begebenheiten, Mythen, Legenden und Fabeln erregt.

Der Sinnlichkeit würde die unmittelbar ergreifende Liebe, mit ihrem Wohl und Weh, naive Scherze, besondre Zustände, Neckereien und derbe Späße darzubieten sein.

Alles was zwischen diese Einteilungen hineinfällt, oder sich mit ihnen verbindet, das Geistreiche, Witzige, Anmutige, Gefällige dürfte nicht fehlen, und keine Art von Gegenstand ausgeschlossen

sein. Wenn man mit einer Ode an Gott, an die Sonne, anfinge; so dürfte man mit Studenten- und Handwerksliedern, ja mit dem Spottgedicht endigen. Kein Stoff wäre auszuschließen; nur hätte man die Extreme: das Abstruse, das Flache, das Freche, das Lüsterne, das Trockene, das Sentimentale zu vermeiden.

Was die äußern poetischen Formen betrifft, so dürfte gleichfalls keine fehlen. Im Knittelverse würde die für uns natürlichste, und vielleicht die künstlichste in Sonett und Terzinen aufzunehmen sein.

Bedenkt man, daß so wenig Nationen überhaupt, besonders keine neuere, Anspruch an absolute Originalität machen kann; so braucht sich der Deutsche nicht zu schämen, der seiner Lage nach in den Fall kam, seine Bildung von außen zu erhalten, und besonders, was Poesie betrifft, Gehalt und Form von Fremden genommen hat.

Ist doch das fremde Gut unser Eigentum geworden. Mit dem rein Eigenen würde Angeeignetes, es wäre durch Übersetzung oder durch innigere Abhandlung unser geworden, aufzunehmen sein; ja man müßte ausdrücklich auf Verdienste fremder Nationen hinüberweisen, weil man das Buch ja auch für Kinder bestimmt, die man besonders jetzt früh genug auf die Verdienste fremder Nationen aufmerksam zu machen hat.

Das Buch müßte eine große Masse sein, die sich nicht in Teile trennen ließe, in größtem Oktav, vier Alphabete; so daß das Werk in seiner äußern Form sich schon dem Broschüren- und Blätterwesen des Tages entgegensetzte.

Überhaupt kann ein solches Buch nur durch Masse imponieren. Es muß dergestalt gehalt- und formreich sein, daß nicht leicht jemand sagen könne: er sei imstande es zu übersehen

Von den vielen Betrachtungen, die sich bei dieser Gelegenheit aufdringen, von den Maximen, die eine solche Redaktion durchaus leiten müssen, schweige ich. Es läßt sich gar manches nur aussprechen, wenn die Sache gethan ist; doch wird man, wie das Geschäft fortschreitet, manches näher mitteilen können.

1809.

Notiz.

(Morgenblatt Nr. 211. Den 4. September 1809 S. 844.)

Wir geben hiermit vorläufige Nachricht von einem Werke, das zur Michaelismesse im Cottaschen Verlage herauskommen wird:

Die Wahlverwandtschaften, ein Roman von Goethe.

In zwei Teilen.

Es scheint, daß den Verfasser seine fortgesetzten physikalischen Arbeiten zu diesem seltsamen Titel veranlaßten. Er mochte bemerkt haben, daß man in der Naturlehre sich sehr oft ethischer Gleichnisse bedient, um etwas von dem Kreise menschlichen Wissens weit Entferntes näher heranzubringen; und so hat er auch wohl in einem sittlichen Falle eine chemische Gleichnisrede zu ihrem geistigen Ursprunge zurückführen mögen, um so mehr, als doch überall nur eine Natur ist und auch durch das Reich der heitern Vernunftfreiheit die Spuren trüber, leidenschaftlicher Notwendigkeit sich unaufhaltsam hindurchziehen, die nur durch eine höhere Hand und vielleicht auch nicht in diesem Leben völlig auszulöschen sind.

---

2. Notiz. Nach dem 26. August an Cotta gesandt. Der Roman erschien nicht mehr rechtzeitig zur Michaelismesse, da Goethe erst am 3. Oktober die Korrektur des letzten Bogens durchsah.

1810.

Anzeige und Übersicht des Goethischen Werkes zur Farbenlehre. Tübingen, bei Cotta, 1810, in 8. I. Band, S. XLVIII, 654. II. Band, S. XXVIII, 757. Ein Heft mit XVI illuminierten Kupfertafeln und deren Erklärung.

(Morgenblatt. Extrabeilage Nr. 8. S. 33—36 Zu Nr. 135. Den 6. Juni 1810.)

Einem jeden Autor ist vergönnt, entweder in einer Vorrede oder in einer Rekapitulation von seiner Arbeit, besonders wenn sie einigermaßen weitläuftig ist, Rechenschaft zu geben. Auch hat man es in der neuern Zeit nicht ungemäß gefunden, wenn der Verleger dasjenige, was der Aufnahme einer Schrift günstig sein könnte, gegen das Publikum in Gestalt einer Ankündigung äußerte. Nachstehendes dürfte wohl in diesem doppelten Sinne gelten.

Dieses, Ihro Durchlaucht der regierenden Herzogin von Weimar gewidmete Werk beginnt mit einer Einleitung, in der zuvörderst die Absicht im allgemeinen dargelegt wird. Sie geht kürzlich dahin, die chromatischen Erscheinungen in Verbindung mit allen übrigen physischen Phänomenen zu betrachten, sie besonders mit dem, was uns der Magnet, der Turmalin gelehrt, was Elektrizität, Galvanismus, chemischer Prozeß uns offenbart, in eine Reihe zu stellen, und so durch Terminologie und Methode eine vollkommnere Einheit des physischen Wissens vorzubereiten. Es soll gezeigt werden, daß bei den Farben wie bei den übrigen genannten Naturerscheinungen ein Hüben und Drüben, eine Verteilung, eine Vereinigung, ein Gegensatz, eine Indifferenz, kurz eine Polarität statthabe, und zwar in einem hohen, mannigfaltigen, entschiedenen, belehrenden und fördernden Sinne. Um unmittelbar

2. Anzeige und Übersicht. Goethe an Voigt 15. Mai 1810: „Eine Anzeige meines Farbenwerks liegt bei als Vorläuferin des Ganzen. E. E. lesen so wunderliche Akten und Exhibita, daß ich für diese auch wohl einige Aufmerksamkeit erbitten kann."

zur Sache zu gehen, so werden Licht und Auge als bekannt und anerkannt angenommen.

Das Werk teilt sich in drei Teile, den didaktischen, polemischen und historischen, deren Veranlassung und Zusammenhang mit wenigem angezeigt wird.

Didaktischer Teil.

Seit Wiederherstellung der Wissenschaften ergeht an einzelne Forscher und ganze Societäten immer die Forderung: man solle sich treu an die Phänomene halten und eine Sammlung derselben naturgemäß aufstellen. Die theoretische und praktische Ungeduld des Menschen aber hindert gar oft die Erreichung eines so löblichen Zwecks. Andere Fächer der Naturwissenschaft sind glücklicher gewesen als die Farbenlehre. Der einigemal wiederholte Versuch, die Phänomene zusammenzustellen, hat aus mehreren Ursachen nicht recht glücken wollen. Was wir in unserm Entwurf zu leisten gesucht, ist folgendes:

Daß die Farben auf mancherlei Art und unter ganz verschiedenen Bedingungen erscheinen, ist jedermann auffallend und bekannt. Wir haben die Erfahrungsfälle zu sichten uns bemüht, sie, insofern es möglich war, zu Versuchen erhoben und unter drei Hauptrubriken geordnet. Wir betrachten demnach die Farben unter mehreren Abteilungen von der physiologischen, physischen und chemischen Seite.

Die erste Abteilung umfaßt die physiologischen, welche dem Organ des Auges vorzüglich angehören und durch dessen Wirkung und Gegenwirkung hervorgebracht werden. Man kann sie daher auch die subjektiven nennen. Sie sind unaufhaltsam flüchtig, schnell verschwindend. Unsere Vorfahren schrieben sie dem Zufall, der Phantasie, ja einer Krankheit des Auges zu und benannten sie darnach. Hier kommt zuerst das Verhältnis des großen Gegensatzes von Licht und Finsternis zum Auge in Betrachtung, sodann die Wirkung heller und dunkler Bilder aufs Auge. Dabei zeigt sich denn das erste, den Alten schon bekannte Grundgesetz, durch das Finstere werde das Auge gesammelt, zusammengezogen, durch das Helle hingegen entbunden, ausgedehnt. Das farbige Abklingen blendender farbloser Bilder wird sodann mit seinem Gegensatze vorgetragen, hierauf die Wirkung farbiger Bilder, welche gleichfalls ihren Gegensatz hervorrufen, gezeigt und dabei die Har-

monie und Totalität der Farbenerscheinung, als der Angel, auf dem die ganze Lehre sich bewegt, ein- für allemal ausgesprochen. Die farbigen Schatten, als merkwürdige Fälle einer solchen wechselseitigen Forderung, schließen sich an, und durch schwachwirkende gemäßigte Lichter wird der Übergang zu den subjektiven Höfen gefunden. Ein Anhang sondert die nah verwandten pathologischen Farben von den physiologischen, wobei der merkwürdige Fall besonders zur Sprache kommt, daß einige Menschen gewisse Farben von einander nicht unterscheiden können.

Die zweite Abteilung macht uns nunmehr mit den physischen Farben bekannt. Wir nannten diejenigen so, zu deren Hervorbringung gewisse materielle, aber farblose Mittel nötig sind, die sowohl durchsichtig und durchscheinend als undurchsichtig sein können. Diese Farben zeigen sich nun schon objektiv wie subjektiv, indem wir sie sowohl außer uns hervorbringen und für Gegenstände ansprechen, als auch dem Auge zugehörig und in demselben hervorgebracht annehmen. Sie müssen als vorübergehend, nicht festzuhaltend angesehen werden und heißen deswegen apparente, flüchtige, falsche, wechselnde Farben. Sie schließen sich unmittelbar an die physiologischen an und scheinen nur um einen geringen Grad mehr Realität zu haben.

Hier werden nun die dioptrischen Farben in zwei Klassen geteilt aufgeführt. Die erste enthält jene höchst wichtigen Phänomene, wenn das Licht durch trübe Mittel fällt, oder wenn das Auge durch solche hindurchsieht. Diese weisen uns auf eine der großen Naturmaximen hin, auf ein Urphänomen, woraus eine Menge von Farbenerscheinungen, besonders die atmosphärischen abzuleiten sind. In der zweiten Klasse werden die Refraktionsfälle erst subjektiv, dann objektiv durchgeführt und dabei unwidersprechlich gezeigt, daß kein farbloses Licht, von welcher Art es auch sei, durch Refraktion eine Farbenerscheinung hervorbringe, wenn dasselbe nicht begrenzt, nicht in ein Bild verwandelt worden. So bringt die Sonne das prismatische Farbenbild nur insofern hervor, als sie selbst ein begrenztes leuchtendes und wirksames Bild ist. Jede weiße Scheibe auf schwarzem Grund leistet subjektiv dieselbe Wirkung.

Hierauf wendet man sich zu den paroptischen Farben. So heißen diejenigen, welche entstehen, wenn das Licht an einem undurchsichtigen farblosen Körper herstrahlt; sie wurden bisher

einer Beugung desselben zugeschrieben. Auch in diesem Falle finden wir, wie bei den vorhergehenden, eine Randerscheinung und sind nicht abgeneigt, hier gleichfalls farbige Schatten und Doppelbilder zu erblicken. Doch bleibt dieses Kapitel weiterer Untersuchung ausgesetzt.

Die epoptischen Farben dagegen sind ausführlicher und befriedigender behandelt. Es sind solche, die, auf der Oberfläche eines farblosen Körpers durch verschiedenen Anlaß erregt, ohne Mitteilung von außen für sich selbst entspringen. Sie werden von ihrer leisesten Erscheinung bis zu ihrer hartnäckigsten Dauer verfolgt, und so gelangen wir zu

Der dritten Abteilung, welche die chemischen Farben enthält. Der chemische Gegensatz wird unter der ältern Formel von Acidum und Alkali ausgesprochen und der dadurch entspringende chromatische Gegensatz an Körpern eingeleitet. Auf die Entstehung des Weißen und Schwarzen wird hingedeutet; dann von Erregung der Farbe, Steigerung und Kulmination derselben, dann von ihrem Hin- und Wiederschwanken, nicht weniger von dem Durchwandern des ganzen Farbenkreises gesprochen; ihre Umkehrung und endliche Fixation, ihre Mischung und Mitteilung, sowohl die wirkliche als scheinbare, betrachtet und mit ihrer Entziehung geschlossen. Nach einem kurzen Bedenken über Farbennomenklatur wird angedeutet, wie aus diesen gegebenen Ansichten sowohl unorganische als organische Naturkörper zu betrachten und nach ihren Farbeäußerungen zu beurteilen sein möchten. Physische und chemische Wirkung farbiger Beleuchtung, ingleichen die chemische Wirkung bei der dioptrischen Achromasie, zwei höchst wichtige Kapitel, machen den Beschluß. Die chemischen Farben können wir uns nun objektiv als den Gegenständen angehörig denken. Sie hießen sonst colores proprii, materiales, veri, permanentes, und verdienen wohl diesen Namen; denn sie sind bis zur spätesten Dauer festzuhalten.

Nachdem wir dergestalt zum Behuf unsers didaktischen Vortrages die Erscheinungen möglichst aus einander gehalten, gelang es uns doch durch eine solche naturgemäße Ordnung, sie zugleich in einer stetigen Reihe darzustellen, die flüchtigen mit den verweilenden und diese wieder mit den dauernden zu verknüpfen, und so die erst sorgfältig gezogenen Abteilungen für ein höheres Anschaun wieder aufzuheben.

In einer vierten Abteilung haben wir, was bis dahin

von den Farben unter mannigfaltigen besondern Bedingungen bemerkt worden, im allgemeinen ausgesprochen und dadurch eigentlich den Abriß einer künftigen Farbenlehre entworfen.

In der fünften Abteilung werden die nachbarlichen Verhältnisse dargestellt, in welchen unsere Farbenlehre mit dem übrigen Wissen, Thun und Treiben zu stehen wünschte. Den Philosophen, den Arzt, den Physiker, den Chemiker, den Mathematiker, den Techniker laden wir ein, an unserer Arbeit teil zu nehmen und unser Bemühen, die Farbenlehre dem Kreis der übrigen Naturerscheinungen einzuverleiben, von ihrer Seite zu begünstigen.

Die sechste Abteilung ist der sinnlich-sittlichen Wirkung der Farbe gewidmet, woraus zuletzt die ästhetische hervorgeht. Hier treffen wir auf den Maler, dem zuliebe eigentlich wir uns in dieses Feld gewagt, und so schließt sich das Farbenreich in sich selbst ab, indem wir wieder auf die physiologischen Farben und auf die naturgemäße Harmonie der sich einander fordernden, der sich gegenseitig entsprechenden Farben gewiesen werden.

Polemischer Teil.

Die Naturforscher der ältern und mittlern Zeit hatten ungeachtet ihrer beschränkten Erfahrung doch einen freien Blick über die mannigfaltigen Farbenphänomene und waren auf dem Wege, eine vollständige und zulängliche Sammlung derselben aufzustellen. Die seit einem Jahrhundert herrschende Newtonische Theorie hingegen gründete sich auf einen beschränkten Fall und bevorteilte alle die übrigen Erscheinungen um ihre Rechte, in welche wir sie durch unsern Entwurf wieder einzusetzen getrachtet. Dieses war nötig, wenn wir die hypothetische Verzerrung so vieler herrlichen und erfreulichen Naturphänomene wieder ins Gleiche bringen wollten. Wir konnten nunmehr mit desto größerer Sicherheit an die Kontrovers gehn, welche wir, ob sie gleich auf verschiedene Weise hätte eingeleitet werden können, nach Maßgabe der Newtonischen Optik führen, indem wir diese Schritt vor Schritt polemisch verfolgen und das Irrtumsgespinst, das sie enthält, zu entwirren und aufzulösen suchen.

Wir halten es rätlich, mit wenigem anzugeben, wie sich unsere Ansicht, besonders des beschränkten Refraktionsfalles, von derjenigen unterscheide, welche Newton gefaßt und die sich durch ihn über die gelehrte und ungelehrte Welt verbreitet hat.

Newton behauptet, in dem weißen farblosen Lichte überall, besonders aber in dem Sonnenlicht, seien mehrere verschiedenfarbige Lichter wirklich enthalten, deren Zusammensetzung das weiße Licht hervorbringe. Damit nun diese bunten Lichter zum Vorschein kommen sollen, setzt er dem weißen Licht gar mancherlei Bedingungen entgegen, vorzüglich brechende Mittel, welche das Licht von seiner Bahn ablenken, aber diese nicht in einfacher Vorrichtung. Er giebt den brechenden Mitteln allerlei Formen; den Raum, in dem er operiert, richtet er auf mannigfaltige Weise ein; er beschränkt das Licht durch kleine Öffnungen, durch winzige Spalten, und nachdem er es auf hunderterlei Art in die Enge gebracht, behauptet er: alle diese Bedingungen hätten keinen andern Einfluß, als die Eigenschaften, die Fertigkeiten des Lichts rege zu machen, so daß sein Inneres aufgeschlossen und sein Inhalt offenbart werde.

Die Lehre dagegen, die wir mit Überzeugung aufstellen, beginnt zwar auch mit dem farblosen Lichte, sie bedient sich auch äußerer Bedingungen, um farbige Erscheinungen hervorzubringen; sie gesteht aber diesen Bedingungen Wert und Würde zu. Sie maßt sich nicht an, Farben aus dem Lichte zu entwickeln; sie sucht vielmehr durch unzählige Fälle darzuthun, daß die Farbe zugleich von dem Lichte, und von dem, was sich ihm entgegenstellt, hervorgebracht werde.

Also, um bei dem Refraktionsfalle zu verweilen, auf welchen sich die Newtonische Theorie doch eigentlich gründet, so ist es keineswegs die Brechung allein, welche die Farbenerscheinung verursacht; vielmehr bleibt eine zweite Bedingung unerläßlich, daß nämlich die Brechung auf ein Bild wirke und ein solches von der Stelle wegrücke. Ein Bild entsteht nur durch Grenzen, und diese Grenzen übersieht Newton ganz; ja, er leugnet ihren Einfluß. Wir aber schreiben dem Bilde sowohl als seiner Umgebung, der Fläche sowohl als der Grenze, der Thätigkeit sowohl als der Schranke vollkommen gleichen Einfluß zu. Es ist nichts anders als eine Randerscheinung, und keines Bildes Mitte wird farbig, als insofern die farbigen Ränder sich berühren oder übergreifen. Alle Versuche stimmen uns bei. Je mehr wir sie vermannigfaltigen, desto mehr wird ausgesprochen, was wir behaupten, desto planer und klarer wird die Sache, desto leichter wird es uns, mit diesem Faden an der Hand auch durch die polemischen Labyrinthe mit Heiterkeit und Bequemlichkeit hindurchzukommen. Ja, wir wünschen

nichts mehr, als daß der Menschenverstand, von den wahren Naturverhältnissen, auf die wir dringend immer zurückkehren, geschwind überzeugt, unsern polemischen Teil, an welchem freilich noch manches nachzuholen und schärfer zu bestimmen wäre, bald für überflüssig erklären möge.

Historischer Teil.

War es uns in dem didaktischen Entwurfe schwer geworden, die Farbenlehre oder Chromatik, in der es übrigens wenig oder nichts zu messen giebt, von der Lehre des natürlichen und künstlichen Sehens, der eigentlichen Optik, worin die Meßkunst großen Beistand leistet, möglichst zu trennen und sie für sich zu betrachten, so begegneten wir dieser Schwierigkeit abermals in dem dritten, historischen Teile, da alles, was uns aus älterer und neuerer Zeit über die Farben berichtet worden, sich durch die ganze Naturlehre und besonders durch die Optik gleichsam nur gelegentlich durchschmiegt und für sich beinahe niemals Masse bildet. Was wir daher auch sammelten und zusammenstellten, blieb allzu sehr Bruchwerk, als daß es leicht hätte zu einer Geschichte verarbeitet werden können, wozu uns überhaupt in der letzten Zeit die Ruhe nicht gegönnt war. Wir entschlossen uns daher, das Gesammelte als Materialien hinzulegen, und sie nur durch Stellung und durch Zwischenbetrachtungen einigermaßen zu verknüpfen.

In diesem dritten Teile also macht uns nach einem kurzen Überblick der Urzeit die erste Abteilung mit dem bekannt, was die Griechen von Pythagoras an bis Aristoteles über Farben geäußert, welches auszugsweise übersetzt gegeben wird; sodann aber Theophrasts Büchlein von den Farben in vollständiger Übersetzung. Dieser ist eine kurze Abhandlung über die Versatilität der griechischen und lateinischen Farbenbenennungen beigefügt.

Die zweite Abteilung läßt uns einiges von den Römern erfahren. Die Hauptstelle des Lucretius ist nach Herrn von Knebels Übersetzung mitgeteilt, und anstatt uns bei dem Texte des Plinius aufzuhalten, liefern wir eine Geschichte des Kolorits der alten Maler, verfaßt von Herrn Hofrat Meyer. Sie wird hypothetisch genannt, weil sie nicht sowohl auf Denkmäler als auf die Natur des Menschen und den Kunstgang, den derselbe bei freier Entwickelung nehmen muß, gegründet ist. Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten folgen hierauf, welche

zeigen, daß diese mit dem Fundament und den bedeutendsten Erscheinungen der Farbenlehre bekannt und auf einem Wege gewesen, welcher, von den Nachfolgern betreten, früher zum Ziele geführt hätte. Ein kurzer Nachtrag enthält einiges über Seneca. An dieser Stelle ist es nun Pflicht des Verfassers, dankbar zu bekennen, wie sehr ihm bei Bearbeitung dieser Epochen sowohl als überhaupt des ganzen Werkes die einsichtige Teilnahme eines mehrjährigen Hausfreundes und Studiengenossen, Herrn Dr. Riemers, förderlich und behülflich gewesen.

In der dritten Abteilung wird von jener traurigen Zwischenzeit gesprochen, in welcher die Welt der Barbarei unterlegen. Hier tritt vorzüglich die Betrachtung ein, daß nach Zerstörung einer großen Vorwelt die Trümmer, welche sich in die neue Zeit herüberretten, nicht als ein Lebendiges, Eignes, sondern als ein Fremdes, Totes wirken, und daß Buchstabe und Wort mehr als Sinn und Geist beachtet werden. Die drei großen Hauptmassen der Überlieferung, die Werke des Aristoteles, des Plato und die Bibel treten heraus. Wie die Autorität sich festsetzt, wird dargethan. Doch wie das Genie immer wieder geboren wird, wieder hervordringt und bei einigermaßen günstigen Umständen lebendig wirkt, so erscheint auch sogleich am Rande einer solchen dunklen Zeit Roger Bacon, eine der reinsten, liebenswürdigsten Gestalten, von denen uns in der Geschichte der Wissenschaften Kunde geworden. Nur weniges indessen, was sich auf Farbe bezieht, finden wir bei ihm sowie bei einigen Kirchenvätern, und die Naturwissenschaft wird wie manches andere durch die Lust am Geheimnis obskuriert.

Dagegen gewährt uns die vierte Abteilung einen heitern Blick in das sechzehnte Jahrhundert. Durch alte Litteratur und Sprachkunde sehen wir auch die Farbenlehre gefördert. Das Büchlein des Thylesius von den Farben findet man in der Ursprache abgedruckt. Portius erscheint als Herausgeber und Übersetzer des Theophrastischen Aufsatzes; Scaliger bemüht sich auf eben diesem Wege um die Farbenbenennungen. Paracelsus tritt ein und giebt den ersten Wink zur Einsicht in die chemischen Farben. Durch Alchymisten wird nichts gefördert. Nun bietet sich die Betrachtung dar, daß, je mehr die Menschen selbstthätig werden und neue Naturverhältnisse entdecken, das Überlieferte an seiner Giltigkeit verliere und seine Autorität nach und nach unscheinbar werde. Die theo-

retischen und praktischen Bemühungen des Telesius, Cardanus, Porta für die Naturlehre werden gerühmt. Der menschliche Geist wird immer freier, unduldsamer, selbst gegen notwendiges und nützliches Lernen, und ein solches Bestreben geht so weit, daß Baco von Verulam sich erkühnt, über alles, was bisher auf der Tafel des Wissens verzeichnet gestanden, mit dem Schwamme hinzufahren.

In der fünften Abteilung zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts trösten uns jedoch über ein solches Schrift-stürmendes Beginnen Galilei und Keppler, zwei wahrhaft auferbauende Männer. Von dieser Zeit an wird auch unser Feld mehr angebaut. Snellius entdeckt die Gesetze der Brechung, und Antonius de Dominis thut einen großen Schritt zur Erklärung des Regenbogens. Aguilonius ist der Erste, der das Kapitel von den Farben ausführlich behandelt, da sie Carteſius neben den übrigen Naturerscheinungen aus Materialitäten und Rotationen entstehen läßt. Kircher liefert ein Werk, die große Kunst des Lichtes und Schattens, und deutet schon durch diesen ausgesprochenen Gegensatz auf die rechte Weise, die Farben abzuleiten. Marcus Marci dagegen behandelt diese Materie abstruß und ohne Vorteil für die Wissenschaft. Eine neue, schon früher vorbereitete Epoche tritt nunmehr ein. Die Vorstellungsart von der Materialität des Lichtes nimmt überhand. De la Chambre und Voſſius haben schon dunkle Lichter in dem hellen. Grimaldi zerrt, quetscht, zerreißt, zersplittert das Licht, um ihm Farben abzugewinnen. Boyle läßt es von den verschiedenen Facetten und Rauhigkeiten der Oberfläche wiederstrahlen und auf diesem Wege die Farben erscheinen. Hook ist geistreich, aber paradox. Bei Malebranche werden die Farben dem Schall verglichen, wie immer auf dem Wege der Schwingungslehre. Sturm kompiliert und elektrisiert, aber Funccius, durch Betrachtung der atmosphärischen Erscheinungen an der Natur festgehalten, kommt dem Rechten ganz nahe, ohne doch durchzudringen. Rüguet ist der Erste, der die prismatischen Erscheinungen richtig ableitet. Sein System wird mitgeteilt und seine wahren Einsichten von den falschen und unzulänglichen gesondert. Zum Schluß dieser Abteilung wird die Geschichte des Kolorits seit Wiederherstellung der Kunst bis auf unsere Zeit gleichfalls von Herrn Hofrat Meyer vorgetragen

Die sechste Abteilung ist dem achtzehnten Jahrhundert

gewidmet, und wir treten sogleich in die merkwürdige Epoche von Newton bis auf Dollond. Die Londner Societät, als eine bedeutende Versammlung von Naturfreunden des Augenblicks, zieht alle unsere Aufmerksamkeit an sich. Mit ihrer Geschichte machen uns bekannt Sprat, Birch und die Transaktionen. Diesen Hülfsmitteln zufolge wird von den ungewissen Anfängen der Societät, von den frühern und spätern Zuständen der Naturwissenschaft in England, von den äußern Vorteilen der Gesellschaft, von den Mängeln, die in ihr selbst, in der Umgebung und in der Zeit liegen, gehandelt. Hook erscheint als geistreicher, unterrichteter, geschäftiger, aber zugleich eigenwilliger, unduldsamer, unordentlicher Sekretär und Experimentator. Newton tritt auf. Dokumente seiner Theorie der Farben sind die lectiones opticae, ein Brief an Oldenburg, den Sekretär der Londoner Societät, ferner die Optik. Newtons Verhältnis zur Societät wird gezeigt. Eigentlich meldet er sich zuerst durch sein katoptrisches Teleskop an. Von der Theorie ist nur beiläufig die Rede, um die Unmöglichkeit der Verbesserung dioptrischer Fernröhre zu zeigen und seiner Vorrichtung einen größern Wert beizulegen. Obgedachter Brief erregt die ersten Gegner Newtons, denen er selbst antwortet. Dieser Brief sowohl als die ersten Kontroversen sind in ihren Hauptpunkten ausgezogen und der Grundfehler Newtons aufgedeckt; daß er die äußern Bedingungen, welche nicht aus dem Licht, sondern an dem Licht die Farben hervorbringen, übereilt beseitigt und dadurch sowohl sich als andere in einen beinah unauflöslichen Irrtum verwickelt. Mariotte faßt ein ganz richtiges Aperçü gegen Newton, worauf wenig geachtet wird. Desaguliers, Experimentator von Metier, experimentiert und argumentiert gegen den schon Verstorbenen. Sogleich tritt Rizzetti mit mehrerm Aufwand gegen Newton hervor; aber auch ihn treibt Desaguliers aus den Schranken, welchem Gauger als Schildknappe beiläuft. Newtons Persönlichkeit wird geschildert und eine ethische Auflösung des Problems versucht: wie ein so außerordentlicher Mann sich in einem solchen Grade irren, seinen Irrtum bis an sein Ende mit Neigung, Fleiß, Hartnäckigkeit, trotz aller äußern und innern Warnungen bearbeiten und befestigen und so viel vorzügliche Menschen mit sich fortreißen können. Die ersten Schüler und Bekenner Newtons werden genannt. Unter den Ausländern sind s'Gravesand und Muschenbroek bedeutend.

Nun wendet man den Blick zur französischen Akademie der Wissenschaften. In ihren Verhandlungen wird Mariottes mit Ehren gedacht. De la Hire erkennt die Entstehung des Blauen vollkommen, des Gelben und Roten weniger. Conradi, ein Deutscher, erkennt den Ursprung des Blauen ebenfalls. Die Schwingungen des Malebranche fördern die Farbenlehre nicht, so wenig als die fleißigen Arbeiten Mairans, der auf Newtons Wege das prismatische Bild mit den Tonintervallen parallelisieren will. Polignac, Gönner und Liebhaber, beschäftigt sich mit der Sache und tritt der Newtonischen Lehre bei. Litteratoren, Lobredner, Schöngeister, Auszügler und Gemeinmacher, Fontenelle, Voltaire, Algarotti und andere geben vor der Menge den Ausschlag für die Newtonische Lehre, wozu die Anglomanie der Franzosen und übrigen Völker nicht wenig beiträgt.

Indessen gehn die Chemiker und Farbekünstler immer ihren Weg. Sie verwerfen jene größere Anzahl von Grundfarben und wollen von dem Unterschiede der Grund- und Hauptfarben nichts wissen. Dufay und Castel beharren auf der einfachern Ansicht; letzterer widersetzt sich mit Gewalt der Newtonischen Lehre, wird aber überschrieen und verschrieen. Der farbige Abdruck von Kupferplatten wird geübt Le Blon und Gautier machen sich hierdurch bekannt. Letzterer, ein heftiger Gegner Newtons, trifft den rechten Punkt der Kontrovers und führt sie gründlich durch. Gewisse Mängel seines Vortrags, die Ungunst der Akademie und die öffentliche Meinung widersetzen sich ihm, und seine Bemühungen bleiben fruchtlos. Nach einem Blicke auf die deutsche große und thätige Welt wird dasjenige, was in der deutschen gelehrten Welt vorgegangen, aus den physikalischen Kompendien kürzlich angemerkt, und die Newtonische Theorie erscheint zuletzt als allgemeine Konfession. Von Zeit zu Zeit regt sich wieder der Menschenverstand. Tobias Mayer erklärt sich für die drei Grund- und Hauptfarben, nimmt gewisse Pigmente als ihre Repräsentanten an und berechnet ihre möglichen unterscheidbaren Mischungen. Lambert geht auf demselben Wege weiter. Außer diesen begegnet uns noch eine freundliche Erscheinung: Scherffer beobachtet die sogenannten Scheinfarben, sammelt und recensiert die Bemühungen seiner Vor-

11. Auszügler und Gemeinmacher. Beide Wörter fehlen im Grimmschen Wörterbuch. Sie bezeichnen Schriftsteller, die Auszüge aus Werken anderer verfertigen, und solche, die die Resultate wissenschaftlicher Forschung der großen Masse durch leichtverständliche Darstellung näher bringen; beides mit verächtlicher Nebenbedeutung.

gänger. Franklin wird gleichfalls aufmerksam auf diese Farben, die wir unter die physiologischen zählen.

Die zweite Epoche des achtzehnten Jahrhunderts von Dollond bis auf unsere Zeit hat einen eigenen Charakter. Sie trennt sich in zwei Hauptmassen. Die erste ist um die Entdeckung der Achromasie teils theoretisch, teils praktisch beschäftigt, jene Erfahrung nämlich, daß man die prismatische Farbenerscheinung aufheben und die Brechung beibehalten, die Brechung aufheben und die Farbenerscheinung behalten könne. Die dioptrischen Fernröhre werden gegen das bisherige Vorurteil verbessert, und die Newtonische Lehre periklitiert in ihrem Innersten. Erst leugnet man die Möglichkeit der Entdeckung, weil sie der hergebrachten Theorie unmittelbar widerspreche; dann schließt man sie durch das Wort Zerstreuung an die bisherige Lehre, die auch nur aus Worten bestand. Priestleys Geschichte der Optik, durch Wiederholung des Alten, durch Akkommodation des Neuen, trägt sehr viel zur Aufrechthaltung der Lehre bei. Frisi, ein geschickter Lobredner, spricht von der Newtonischen Lehre, als wenn sie nicht erschüttert worden wäre. Klügel, der Übersetzer Priestleys, durch mancherlei Warnung und Hindeutung aufs Rechte, macht sich bei den Nachkommen Ehre; allein weil er die Sache läßlich nimmt und seiner Natur, auch wohl den Umständen nach nicht derb auftreten will, so bleiben seine Überzeugungen für die Gegenwart verloren.

Wenden wir uns zur andern Masse. Die Newtonische Lehre, wie früher die Dialektik, hatte die Geister unterdrückt. Zu einer Zeit, da man alle frühere Autorität weggeworfen, hatte sich diese neue Autorität abermals der Schulen bemächtigt. Jetzt aber ward sie durch Entdeckung der Achromasie erschüttert. Einzelne Menschen fingen an, den Naturweg einzuschlagen, und es bereitete sich, da jeder aus einseitigem Standpunkte das Ganze übersehen, sich von Newton losmachen oder wenigstens mit ihm einen Vergleich eingehen wollte, eine Art von Anarchie, in welcher sich jeder selbst konstituierte und so eng oder so weit, als es gehen mochte, mit seinen Bemühungen zu wirken trachtete. Westfeld hoffte, die Farben durch eine gradative Wärmewirkung auf die Netzhaut zu erklären. Guyot sprach bei Gelegenheit eines physikalischen Spielwerks die Unhaltbarkeit der Newtonischen Theorie aus. Mauclerc

11. periklitiert. Von lat periclitari, in Gefahr sein.

kam auf die Betrachtung, inwiefern Pigmente einander an Ergiebigkeit balancieren. Marat, der gewahr wurde, daß die prismatische Erscheinung nur eine Randerscheinung sei, verband die paroptischen Fälle mit dem Refraktionsfalle. Weil er aber bei dem Newtonischen Resultat blieb und zugab, daß die Farben aus dem Licht hervorgelockt würden, so hatten seine Bemühungen keine Wirkung. Ein französischer Ungenannter beschäftigte sich emsig und treulich mit den farbigen Schatten, gelangte aber nicht zum Wort des Rätsels. Carvalho, ein Malteserritter, wird gleichfalls zufällig farbige Schatten gewahr und baut auf wenige Erfahrungen eine wunderliche Theorie auf Darwin beobachtet die Scheinfarben mit Aufmerksamkeit und Treue; da er aber alles durch mehr und mindern Reiz abthun und die Phänomene zuletzt, wie Scherffer, auf die Newtonische Theorie reduzieren will, so kann er nicht zum Ziel gelangen. Mengs spricht mit zartem Künstlersinn von den harmonischen Farben, welches eben die nach unserer Lehre physiologisch geforderten sind. Gülich, ein Färbekünstler, sieht ein, was in seiner Technik durch den chemischen Gegensatz von Acidum und Alkali zu leisten ist; allein bei dem Mangel an gelehrter und philosophischer Kultur kann er weder den Widerspruch, in dem er sich mit der Newtonischen Lehre befindet, lösen, noch mit seinen eigenen theoretischen Ansichten ins reine kommen. Delaval macht auf die dunkle schattenhafte Natur der Farbe aufmerksam, vermag aber weder durch Versuche noch Methode, noch Vortrag, an denen freilich manches auszusetzen ist, keine Wirkung hervorzubringen. Hoffmann möchte die malerische Harmonie durch die musikalische deutlich machen und einer durch die andere aufhelfen. Natürlich gelingt es ihm nicht, und bei manchen schönen Verdiensten ist er wie sein Buch verschollen. Blair erneuert die Zweifel gegen Achromasie, welche wenigstens nicht durch Verbindung zweier Mittel soll hervorgebracht werden können; er verlangt mehrere dazu. Seine Versuche an verschiedenen, die Farbe sehr erhöhenden Flüssigkeiten sind aller Aufmerksamkeit wert; da er aber zu Erläuterung derselben die detestable Newtonische Theorie kümmerlich modifiziert anwendet, so wird seine Darstellung höchst verworren, und seine Bemühungen scheinen keine praktischen Folgen gehabt zu haben.

Zuletzt nun glaubte der Verfasser des Werks, nachdem er so viel über andere gesprochen, auch eine Konfession über sich selbst

schuldig zu sein, und er gesteht, auf welchem Wege er in dieses Feld gekommen, wie er erst zu einzelnen Wahrnehmungen und nach und nach zu einem vollständigern Wissen gelangt, wie er sich das Anschauen der Versuche selbst zu Wege gebracht und gewisse theoretische Überzeugungen darauf gegründet; wie diese Beschäftigung sich zu seinem übrigen Lebensgange, besonders aber zu seinem Anteil an bildender Kunst verhalte, wird dadurch begreiflich. Eine Erklärung über das in den letzten Jahrzehnten für die Farbenlehre Geschehene lehnt er ab, liefert aber zum Ersatz eine Abhandlung über den von Herschel wieder angeregten Punkt, die Wirkung farbiger Beleuchtung betreffend, in welcher Herr Doktor Seebeck zu Jena aus seinem unschätzbaren Vorrat chromatischer Erfahrungen das Zuverlässigste und Bewährteste zusammengestellt hat. Sie mag zugleich als ein Beispiel dienen, wie durch Verbindung von Übereindenkenden, in gleichem Sinne Fortarbeitenden das hie und da Skizzen- und Lückenhafte unseres Entwurfs ausgeführt und ergänzt werden könne, um die Farbenlehre einer gewünschten Vollständigkeit und endlichem Abschluß immer näher zu bringen.

Anstatt des letzten supplementaren Teils folgt vorjetzt eine Entschuldigung sowie eine Zusage, denselben baldmöglichst nachzuliefern, wie denn vorläufig das darin zu Erwartende angedeutet wird.

Übrigens findet man bei jedem Teile ein Inhaltsverzeichnis und am Ende des zweiten, zu bequemerem Gebrauch eines so komplizierten Ganzen, Namen- und Sachregister. Gegenwärtige Anzeige kann als Rekapitulation des ganzen Werkes sowohl Freunden als Widersachern zum Leitfaden dienen.

Ein Heft mit sechzehn Kupfertafeln und deren Erklärung ist dem Ganzen beigegeben.

1812.

Wirkungen in Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

(Goethes nachgelassene Werke. Neunter Band. 1833. S. 165—167.)

Poesie. Frische Lust am unbedeutenden Dasein und Ausdruck derselben.

Lust an etwas Höherem drückt sich durch Behandlung ausländischer Gegenstände aus.

Einwirkung dieser Dichtungsart, dem Mittelstand gemäß, auf den sie auch eigentlich wirkt.

Die Großen und Vornehmen haben nur Begriff von französischer Dichtung, die Gemeinen keine Ahnung, daß es etwas der Art gebe. Ihre ganze Poesie beschränkt sich auf die alten Kirchenlieder, deren Wörtliches ihnen heilig ist.

Breite der Mittelklasse.

Kultur der Mittelklasse.

Die sämtliche Geistlichkeit, alle Sachwalter und Beamten, die eigentlichen thätigen Räte der Kollegien, die Ärzte, Professoren und Schullehrer, alle sind aus dieser Klasse; dies giebt ihr ein ungeheures Übergewicht.

Doch weil jeder einzelne nur ein mittelmäßiges Leben führt, so mag er auch nur gern mittlere Gefühle angeregt, mittlere Zustände dargestellt wissen.

2f. Wirkungen in Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Eines der Schemata zum siebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit". Da dieser Teil von Ende September 1811 an ausgearbeitet und das sechste und siebente Buch am 1. Juli 1812 in die Druckerei gesandt wurde, ist auch für die Materialien dazu spätestens die Zeit vom Herbst 1811 bis Sommer 1812 anzusetzen. — Der hier vorliegende Abschnitt ist im Goethe-Archiv in einer Abschrift von Riemers Hand vorhanden und danach in der Weimarer Ausgabe (27, 390 f.) abgedruckt. Die Überschrift fehlt dort, sie ist von den Herausgebern hinzugefügt. — Drei weitere Blätter des Nachlasses enthalten andere Betrachtungen über Rabener (a. a. O. S. 391). — 17 f. die eigentlichen thätigen Räte. Die adligen Räte, die ihren Rang allein ihrer Geburt verdankten, waren zu Geschäften oft untüchtig.

Rabener erhebt sich mit einer gewissen Klarheit über diese Zustände und stellt sie mit heiterer Ironie dar; daher die große Wirkung, die er zu seiner Zeit hervorbrachte, weil jeder, der ihn las, sich klüger dünkte als sonst, und weil die besten Menschen selbst ein bißchen Mißreden und Heruntersetzen ihrer Brüder immer gern leiden mögen.

Rabener selbst war über diese seine Wirkung nicht dunkel; denn er wußte wohl, daß jedermann gern die sogenannten Narren lächerlich gemacht sieht, ohne daran zu denken, daß eben eine solche Menschenader auch durch ihn durchgeht. Daher jener Spaß gewiß jeden Leser traf, als Rabener, nachdem er manchen Narren geschildert und recensiert, eine leere Seite läßt und den Leser ersucht, mit irgend einem Narren, den er vielleicht übergangen habe, den Platz auszufüllen, auf der Rückseite aber hinzufügt: er wolle wetten, daß nicht leicht jemandem eingefallen sei, sich selbst hineinzusetzen.

Wenn man in diesem Sinne Rabeners Satire liest, so wird man ihn bewundern, wie er ohne ideelle Erhebung über das gemeine Leben der Klasse, wozu er gehörte, erhoben gewesen; ja man wird ihn noch mehr schätzen lernen, wenn man sieht, daß er diese neckende Heiterkeit, diese gutmütige Verhöhnung der irdischen Dinge auch bis in die größten Unfälle auf eine ganz gleiche Weise durchführen können. Hiervon zeugen seine Briefe, die er nach dem Bombardement von Dresden schrieb, in welchem er sein Haus mit beinah allem, was drin enthalten war, seine Manuskripte und manches sonst Liebe und Angenehme verlor. Immer traktiert er dies auch als etwas Gemeines und erfreut sich wie in den glücklichsten Tagen an Albernheiten, Beschränktheiten, Widersprüchen und Ungereimtheiten, die bei solchen Fällen niemals fehlen können.

Er ist nie aus dem Kreise, zu dem er selbst gehörte, gegangen; er hat immer nur die Eigenheiten und Thorheiten seinesgleichen dargestellt und die höhern Stände ganz unberührt gelassen.

1. Über Rabener vgl. D. Nat.-Litt. Bd. 44, 3 ff.

1814.

Willkommen! — Übersicht.

(Willkommen! Weimar 1814.)

Der Vorgesang erinnert an die frommen Wünsche, welche Rat und Bürgerschaft an der Ehrenpforte ihrem geliebtesten Landesherrn entgegenriefen.

Nr. 1. Sonett leitet das Ganze ein, besonders aber die nächstfolgenden Gedichte, wozu

Nr. 2. Der Übergang ist.

Nr. 3. Die Sterne beziehen sich auf die Himmelszeichen und Sternbilder, womit das Observatorium und ein benachbartes Gebäude geschmückt waren.

Nr. 4. Blumen und Pflanzen. Dieses Gedicht verleiht jenen Gewächsen eine Stimme, welche an einigen Wohnungen, sodann aber auch am römischen Hause sich auszeichneten.

Nr. 5. Der Kranz ward vor dem Schauspielhause von einigen Jungfrauen, als Darstellerinnen der genannten Blumen, überreicht.

Nr. 6. Sollte die Überschrift einer Ode führen, sowohl wegen altertümlicher Form als wegen des ihr eigenen Gedankenschwunges.

2. Willkommen! — Übersicht. Zum Empfang des aus dem Feldzug glücklich heimkehrenden Herzogs wurde von Goethe eine Sammlung von Gedichten zusammengestellt, dem Gefeierten überreicht und später herausgegeben. Über Goethes Anteil an dem Büchlein siehe Werke III, 2, 7 ff. und den Brief an Knebel vom 9. Juli 1814. Auch die am Schlusse gegebene „Übersicht" war von ihm verfaßt. Siehe Annalen 1814 und Peucer, Weimarische Blätter S. 597—599. Nach der Recension des Heftes in der Jenaischen Litteratur-Zeitung 1815 Nr. 36 und 37 ist Nr. 1, 3, 4 (bis auf die drei ersten Strophen, die Goethe verfaßt hatte), 26 von Riemer, Nr. 2 von Einsiedel, Nr. 6 und 15 von Voigt, Nr. 7 von Pistorius, Nr. 8 und 9 (die erste Zeile und die letzte Strophe von Goethe), 21—23 von Peucer, Nr. 10 von Regierungsrat Müller, Nr. 11 von Bertuch, Nr. 12 von v. Müller und Ridel, Nr. 13 von v. Müller, Nr. 16 von Hand, Nr. 17 von Göttling, Nr. 19 von Schnauß, Nr. 28 von Weichardt, Nr. 29 von Danz, Nr. 31 von Knebel, Nr. 32 von Goethe. Damit stimmen die, wohl gleichzeitigen Angaben in dem Exemplar der Hirzelschen Goethe-Bibliothek genau überein, nur steht bei Goethes Namen zu Nr. 32 ein Fragezeichen.

Nr. 7. Eine gleiche Bezeichnung ist auch diesem Gedichte nicht zu versagen.

Nr. 8. Worte der Zeit klingen kräftig an ein früheres Kraftlied eines aus unserer Mitte bald Geschiedenen.

Nr. 9. Sollte Wielands Pforte überschrieben sein, weil von da her diese Töne sich vernehmen lassen.

Nr. 10. Könnte man mit Recht gesellige Nachbarschaft überschreiben, da das Gedicht sich auf eine Wohnung bezieht, welche, ein geselliges Dasein begünstigend, noch in gegenwärtigem Falle sich einer glanzreichen Nachbarschaft erfreut.

Nr. 11. Die Unsichtbaren haben auch etwas Sichtbares nach außen gewendet und sich dadurch würdig zu erkennen gegeben.

Nr. 12. Ebendieselben sieht man hier ihre Symbole in bedeutungsvollen Gnomen auslegen.

Nr. 13. Schillers Halle zeigt sich mit bedeutenden Weihgeschenken geschmückt.

Nr. 14. Dem wiederkehrenden Landesvater ein patriotischer Jüngling.

Nr. 15. Das römische As gelangt zum Wort, um anzudeuten, wie Altes und Neues sich einander die Hand reichen.

Nr. 16 und 17. Das Altertum redet hier in seiner eignen Sprache unsre Empfindungen.

Nr. 18. Volksfest, dem Vater des Volks gefeiert.

Nr. 19. Waffenglanz, der erneueten Wappen echte Auslegung.

Nr. 20. Gruß zur Heimkehr, allstimmiger Tagesruf.

Nr. 21. Der Liebfrauenturm, ein Denkmal des Mittelalters, belebt sich, um in die frommen Gesinnungen der Gegenwart auf seine Weise einzustimmen.

Nr. 22. Patriotisches Stillleben zeigt die heitere Beharrlichkeit, die sich einem Ort, einem Fürstenhause, einem Volk und Geschäft getreulich widmet.

Nr. 23. Handelsmann aus Brüssel: Denn auch von außen und aus der weiten Welt wird der Wert und die Würde eines Gesamtlebens und -Wirkens anerkannt.

3 f. Mit dem früheren Kraftlied ist Schillers Gedicht „Die Worte des Glaubens" gemeint. — 5 ff. Nr. 9 und 10 ohne Überschrift — 11. Die Unsichtbaren. Die Freimaurer. — 22. Nr. 16 und 17 in lateinischer Sprache.

Nr. 24. Knabengruß läßt hier vernehmen, wie auch in Kindes- und Säuglingsmunde Ihm Lob und Freude bereitet sei.

Nr. 25. Der Landmann spricht sich heiter, teilnehmend und wohlgefällig aus.

Nr. 26. Kunstschule erklärt die an ihrer Pforte aufgestellten Sinnbilder.

Nr. 27. Silbenrätsel fordert zu stillem Nachdenken eines Erfreulichen auf.

Nr. 28. Sehnsucht in liebevoller Sorge.

Nr. 29. Die Saale zur Ilm in löblichem Wetteifer.

Nr. 30. Dem Frieden Lobgesang.

Nr. 31. Den Einziehenden patriotischer Zuruf.

Nr. 32. Familiengemälde. Es ist gegründete Hoffnung, daß die bildende Kunst sich mit der dichtenden zur Vollendung dieses Entwurfs vereinigen werde.

Spiegel der großen Welt von Karoline von Woltmann. Prag 1814.

(Goethes nachgelassene Werke. Neunter Band. 1833. S. 159.)

Dieses Heft oder, wenn man will, gefällig geheftete Büchelchen lag auf dem Tische eines Gesellschaftszimmers; ein Freund nahm es auf, und nachdem er kaum einige Seiten konnte gelesen haben, rief er aus: „Was doch die Frauen schreiben lernen!“ Ein anderer nahm es auf und, wie der erste nach kurzer Frist, sagte ganz ruhig: „Was doch die Frauen aufpassen!“ Beides zusammengenommen möchte wohl zu Würdigung dieses Werkleins den besten Anlaß geben.

---

13. v. B. und Düntzer vermuten, daß hier auf ein geplantes Gemälde des Malers Rabe angespielt sei. — 16. Spiegel der großen Welt. Karoline von Woltmann (1782—1847) war zuerst mit dem bekannten Schriftsteller Karl Müchler vermählt, wurde 1804 von ihm geschieden und heiratete den Historiker Karl Ludwig von Woltmann, der von 1794—1799 als Professor in Jena gelebt und u. a. eine Fortsetzung von Schillers „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ geschrieben hatte. Sie hat eine große Anzahl Romane, Gedichte und Trauerspiele verfaßt.

1815.

Des Epimenides Erwachen. Ein Festspiel. Aufzuführen, Berlin, den 30. März 1815. (Von Goethe.)

(Morgenblatt Nr. 75 und 76. Den 29. und 30. März 1815 S. 297—299, 301—303.)

Dieses Stück ward auf Anregung des verewigten Iffland schon im Mai 1814 geschrieben; die erste Absicht ging nur auf einen Prolog, eine größere Ausdehnung jedoch war Ursache, daß es nicht zu den Feierlichkeiten im Juli dienen konnte. Herr Kapellmeister Weber benutzte die ihm gegebne Frist und suchte den musikalischen Teil auf das fleißigste zu vollenden, und so war der Aufschub dem Stück günstig, von welchem wir dem Publikum nähere Kenntnis zu geben gedenken.

Die antike Fabel, welche demselben zu Grunde liegt, ist folgende:

2. Des Epimenides Erwachen. Ein Festspiel. Über die Entstehungsgeschichte des Festspiels siehe die Einleitung im 11. Bande der Werke S. 291 ff. Im Titel der Anzeige steht infolge eines Druck- oder Schreibfehlers 30. Mai statt 30. März. Wie jede Nummer des Morgenblatts tragen auch die beiden, in denen dieser Aufsatz enthalten ist, je ein Motto. Da dieselben offenbar mit Bezug auf „Des Epimenides Erwachen" gewählt sind (vielleicht von Goethe selbst), geben wir sie hier wieder:

Ehmals verlor mein fliegender Blick in des Lebens
Künftiges sich, und ich schuf dann, was mir Wunsch war,
Fast zur Wirklichkeit.
— Nun erlebt' ich, was sich
Über Gewünschtes erhob.
Klopstock.

Heiterkeit und Trübe
Mischte Gottes Liebe,
Daß sich Geist und Herz
Männlich himmelwärts
Von dem Staub erhübe..
Voß.

Vgl. auch Goethe an Levetzow 13. April 1815 (Elster, Goethe und Levetzow, Grenzboten 1885, 2, 565). — 5. des verewigten Iffland. Am 22. September 1814 war Iffland plötzlich gestorben. — 8f. Herr Kapellmeister Weber. Nicht der berühmte Karl Maria, sondern dessen unbedeutender Namensvetter Bernhard Anselm Weber (1766—1821), der seit 1793 am Berliner Theater wirkte und besonders durch seine Kompositionen zu mehreren Dramen Schillers bekannt geworden ist.

Epimenides, einer Nymphe Sohn, auf der Insel Creta geboren, hütete die väterlichen Herden. Einst verirrte er sich bei Aufsuchung eines verlornen Schafs und kam in eine Höhle, wo er vom Schlaf überfallen wurde, der vierzig Jahre dauerte. Als er wieder aufwachte, fand er alles verändert; doch ward er wieder von den Seinigen anerkannt. Die Nachricht dieses Wunderschlafs verbreitete sich über ganz Griechenland; man hielt ihn für einen Liebling der Götter und verlangte von ihm Rat und Hilfe. Bei einer wütenden Pest flehten ihn die Athenienser an, daß er ihre Stadt reinigen und aussöhnen sollte. Die Cretenser sollen ihm auch als einem Gott geopfert haben. Einige zählen ihn statt des Periánders unter die sieben Weisen.

In der neuen Dichtung nimmt man an, daß die Götter den weisen und hilfreichen Mann zum zweitenmal einschlafen lassen, damit er eine große Unglücks-Periode nicht mit erlebe, zugleich aber auch die Gabe der Weissagung, die ihm bisher noch versagt gewesen, erlangen möge.

Der Schauplatz ist ein prächtiger Säulenhof; im Grunde ein tempelähnliches Wohngebäude; Hallen an der Seite. Die Mittelthür des Gebäudes ist durch einen Vorhang geschlossen.

Die Muse tritt auf und prologiert, begleitet von zwei Genien als Knaben, welche trophäenartig die Attribute sämtlicher Musen tragen.

Die Muse.

In tiefe Sklaverei lag ich gebunden,
Und mir gefiel der Starrheit Eigensinn;
Ein jedes Licht der Freiheit war verschwunden;
Die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn;
Da nahte sich in holden Frühlingsstunden
Ein Glanzbild; — gleich entzückt — so wie ich bin —
Seh' ich es weit und breiter sich entfalten,
Und rings umher ist keine Spur des Alten.

Sie führt die Darstellung eines glücklichen Zustandes durch und schließt:

So ging es mir! Mög' es euch so ergehen,
Daß aller Haß sich augenblicks entfernte,
Und, wo wir noch ein dunkles Wölkchen sehen,
Sich alsobald der Himmel übersternte,

10. aussöhnen. Druckfehler statt „ausführen“?

Es tausendfach erglänzte von den Höhen,
Und alle Welt von uns die Eintracht lernte;
Und so genießt das höchste Glück hienieden,
Nach hartem äußern Kampf den innern Frieden!

Epimenides von der Muse vor ihrem Abgang angekündigt tritt aus dem Gebäude die Treppen herunter und exponiert in einem Monolog seine Schicksale und seinen Zustand.

Zwei Genien, in Jünglingsgestalt, nehmen ihn singend in die Mitte.

Genien.

Wandelt der Mond und bewegt sich der Stern,
Junge wie Alte, sie schlafen so gern;
Leuchtet die Sonne nach löblichem Brauch:
Junge wie Alte, sie schlafen wohl auch.

Sie laden ihn zum zweiten Schlaf; er mißtraut ihnen, vermutet, daß ihm sein Tod angekündigt werde, doch ergiebt er sich drein; sie begleiten ihn zur Thür des tempelartigen Gebäudes, wo man eine beleuchtete Lagerstelle erblickt. Man sieht ihn sich niederlegen und einschlafen. Die Genien verschließen die Thür.

Unter Donner und roher kriegerischer Musik zieht ein Heereszug heran, ein wildes Lied singend, im Kostüm der sämtlichen Völker, welche von den Römern zuerst bezwungen, und dann als Bundesgenossen gegen die übrige Welt gebraucht werden.

Der Dämon des Kriegs tritt auf, entfaltet seine Denkweise, erteilt seine Befehle; jene ziehen ab. In demselben Augenblicke tritt der Dämon der List mit seinem Gefolge herein. Sie sind kostümiert wie die Hof- und Staatsmänner des sechzehnten Jahrhunderts. Der Kriegsdämon wird einen Augenblick aufgehalten, doch ungeduldig läßt er sich vernehmen:

Dämon des Kriegs.

Verweile du, ich eile fort!
Der Abschluß, der ist meine Sache.
Du wirkest hier, du wirkest dort,
Und wenn ich nicht ein Ende mache,
So hat ein jeder noch ein Wort.

6. exponiert. Im Morgenblatt „exponiert“.

Ich löse rasch mit einem Male
Die größten Zweifel, angesichts:
So legte Brennus in die Schale
Das Schwert statt goldenen Gewichts.
Du magst nun dein Gewerbe treiben,
In dem dich niemand übertrifft;
Ich kann nur mit dem Schwerte schreiben,
Mit blut'gen Zügen, meine Schrift. (Rasch ab.)

Der Dämon der List, mit den Seinigen allein, unterhält sich mit ihnen selbstgefällig über ihre heimliche Macht.

Dämon der List.

Der Kriegesgott, er wüte jetzt,
Und ihr umgarnt ihn doch zuletzt.
Zertret' er goldner Saaten Halme
Mit flügelschnellem Siegeslauf;
Allein, wenn ich sie nicht zermalme,
Gleich richten sie sich wieder auf.
Die Geister macht er nicht zu Sklaven,
Durch offne Rache, harte Strafen
Macht er sie nur der Freiheit reif.
Doch alles, was wir je ersonnen,
Und alles, was wir je begonnen,
Gelinge nur durch Unterschleif.
Den Völkern wollen wir versprechen,
Sie reizen zu der kühnsten That:
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns weise, klug im Rat.
Durch Zaudern wollen wir verwehren,
Und alle werden uns vertraun;
Es sei ein ewiges Zerstören,
Es sei ein ewig Wiederbaun!

Sodann giebt er dem Gefolge den Auftrag, das herrliche, vor aller Augen stehende Gebäude zu untergraben und zu zerstören. Sie verbreiten sich einzeln über die ganze Bühne und verschwinden auf einmal. Der Dämon allein bleibend, lauscht

18. nicht. In den Drucken des Stückes „nie“.

und fürchtet beinahe selbst die Wirkung seiner Gebote. Er weicht von einer Seite, deren Einsturz ihm zu drohen scheint, zur andern; zuletzt, nachdem er, in der Mitte stehend, die Worte gesprochen:

Ein Wink, ein Hauch den Bau zu Grunde stößt,
Wo sich von selbst das Feste löst.

stürzt das Ganze zusammen und zeigt eine majestätische Ruine.

Der Dämon der Unterdrückung tritt auf ohne Gefolge, im Kostüm eines orientalischen Despoten; der Listige beträgt sich ehrerbietig, ja unterthänig, der Sklavenfürst übermütig. Er freut sich an den Ruinen und verliert sich betrachtend zwischen denselben.

Der Listige, allein geblieben, verbirgt seinen Dünkel nicht länger, erklärt sich als Herrn jener beiden.

Ihr brüstet euch, ihr unteren Dämonen,
So mögt ihr wüten, mögt auch ruhn,
Ich deut' euch beides heimlich an;
Da mag denn jener immer thun,
Und dieser glauben, es sei gethan.

Ich aber wirke schleichend immer zu,
Um beide nächstens zu erschrecken;
Dich Kriegesgott bring' ich zur Ruh,
Dich Sklavenfürsten will ich wecken!

Er entfernt sich; der Dämon der Unterdrückung aber tritt aus den Ruinen wieder hervor.

Dämon der Unterdrückung.

Es ist noch allzufrisch, man könnt' es wieder bauen,
Die graue Zeit, wirkend ein neues Grauen —
Verwittrung, Raub und Regenschlick,
Mit Moos und Wildnis düstre sie die Räume.
Nun wachst empor, ehrwürd'ge Bäume!
Und zeiget dem erstaunten Blick
Ein längst veraltetes, verschwundenes Geschick!
Begraben auf ewig jedes Glück!

(Während der folgenden Arie begrünet sich die Ruine nach und nach.)

Nicht zu zieren — zu verdecken,
Nicht zu freuen — zu erschrecken,

27. Raub. Im Stücke „Staub“.

Wachse dieses Zauberthal!
Und so schleichen und so wanken
Wie verderbliche Gedanken,
Sich die Büsche, sich die Ranken
Als Jahrhunderte zumal.

In diesem furchtbaren Elysium wird seine Einbildungskraft auf schöne Frauen geleitet, deren Liebkosungen er sich ausbildet. Man hört in der Ferne den heitern Gesang einer Mädchenstimme; es ist die Liebe, die sich in Gestalt einer zierlichen Nymphe nähert.

Liebe.

Ja, ich schweife schon in Weiten
Dieser Wildnis leicht und froh:
Denn der Liebe sind die Zeiten
Alle gleich und immer so.

Dämon der Unterdrückung.

Wie? was hör' ich da von Weitem?
Ist noch eine Seele froh?
Ich vernichte Zeit auf Zeiten,
Und sie sind noch immer so! —

In einem Zweigesang sucht der Dämon die Liebe zu gewinnen. Der Glaube kommt in Gestalt einer würdigen Vestale, leidenschaftlich bewegt, und wirft sich der Schwester trostlos an die Brust; da diese aber im heitern Gesange fortfährt, ergießt sich der Glaube in Vorwürfen; die Liebe beharrt auf ihrem heitern Sinn, die Schwestern entzweien sich, und der Dämon sucht dieses zu seinem Vorteil zu benutzen.

Unter dem Schein, beide zu vereinigen, schmeichelt er beiden. Er liebkost die Liebe und legt ihr Armbänder an zum Andenken, dem Glauben einen köstlichen Brustschmuck. Kleine Dämonen bringen schwere Ketten und hängen sie heimlich in das Geschmeide fest. Die Schwestern fühlen sich gemartert, der Dämon triumphiert:

Der Dämon der Unterdrückung.

So hab' ich euch dahin gebracht
Beim hellsten Tag in tiefe Nacht.
Getrennt, wie sie gefesselt sind,
Ist Liebe thörig, Glaube blind.

34. tiefe. Im Stücke „tiefste“.

Allein die Hoffnung schweift noch immer frei;
Mein Zauber winke sie herbei!
Ich bin schon oft ihr listig nachgezogen;
Doch wandelbar, wie Regenbogen,
Setzt sie den Fuß bald da, bald dort, bald hier;
Und hab' ich diese nicht betrogen,
Was hilft das alles andre mir!

Die Hoffnung erscheint oben auf der Ruine mit Helm, Schild und Speer. Er sucht sie gleichfalls zu kirren; allein sie hebt den Speer gegen ihn auf, und steht in drohender Gebärde.

Der Dämon glaubt sich von Nebel und Wolken umhüllt, die auf ihm lasten. Eine ungeheure Vision bedroht ihn; nur als die Hoffnung ihre ruhige Stellung wieder einnimmt, ermannt er sich.

Dämon der Unterdrückung.

Du biegst das Knie, vor dem sich tausend brachen;
Der Allbeherrscher sei ein Mann!
Denn wer den Haß der Welt nicht tragen kann,
Der muß sie nicht in Fesseln schlagen.

Liebe und Glaube, gefesselt, verzweifeln, Hoffnung tritt heran, und spricht ihnen zu, die Genien eilen herbei und nehmen ihnen die Ketten ab, zugleich mit dem gefährlichen Schmuck:

Genien.

Immer sind wir noch im Lande
Hier und dort mit raschem Lauf;
Erstlich lösen wir die Bande;
Richte du sie wieder auf!

Denn uns Genien gegeben
Ward gewiß ein schöner Teil;
Euer eigenes Bestreben
Wirke nun das eigne Heil.

Die Hoffnung wendet sich zum Glauben und richtet ihn auf; die Liebe springt von selbst vom Boden, die Schwestern umarmen sich.

7. alles andre. Im Stücke „andre alles“. — 28. schöner. Im Stücke „schönes“.

Hoffnung.

Denn wie ich bin, so bin ich auch beständig:
Nie der Verzweiflung geb' ich mich dahin;
Ich mildre Schmerz, das höchste Glück vollend' ich;
Weiblich gestaltet, bin ich männlich kühn.
Das Leben selbst ist nur durch mich lebendig,
Ja, übers Grab kann ich's hinüber ziehn,
Und wenn sie mich sogar als Asche sammlen,
So müssen sie noch meinen Namen stammlen.

Dann entwickelt sie den gegenwärtigen Zustand der Dinge, schildert die geheimen Verbindungen, den untergrabenen Boden, die Einigkeit der Gesinnungen, und schließt:

Hoffnung.

Von Osten rollt, Lawinen gleich, herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt sich groß und größer,
Er schmilzt und nah und näher stürzt vorüber
Das alles überschwemmende Gewässer:
So strömt's nach Westen, dann zum Süd hinüber,
Die Welt sieht sich zerstört — und fühlt sich besser.
Vom Ocean, vom Belt her, kommt nur Rettung;
So wirkt das All in glücklicher Verkettung.

Die Himmelsschwestern eilen zu ihren Geschäften.

Hoffnung.

Nun begegn' ich meinen Braven,
Die sich in der Nacht versammlet,
Um zu schweigen, nicht zu schlafen.

Liebe.

Kommt zu sehn, was unsre frommen
Guten Schwestern unternommen.
Die mit Seufzen sich bereiten
Auf die blutig wilden Zeiten.

20. nur. Im Stücke „uns“.

Glaube.

Denn der Liebe Hülf' und Laben
Wird den schönsten Segen haben,
Und im Glauben überwinden
Sie die Furcht, die sie empfinden

Sie entfernen sich mit den Genien, ein unsichtbares Chor deutet auf das Erwachen des Epimenides, die Genien eröffnen die Pforten, Epimenides erwacht. Es ist finster, er tritt herunter, ungewiß, wo er sich befinde. Es erscheint ein Komet. Epimenides ahnet Unheil, indem er sich in der Wüste findet. Die Genien treten auf mit Fackeln und führen ihn schweigend in den Ruinen umher. Er erkennt noch eine halb erhabene Arbeit, das häusliche Glück vorstellend. An der andern Seite zeigt sich ihm eine Tafel mit unleserlicher Inschrift, er kann sie noch auswendig. Er fühlt sich in der höchsten Not.

Epimenides.

Nein knice nicht! Sie hören dich nicht mehr,
Die Genien schweigen; wünsche dir den Tod!
Denn wo der Mensch verzweifelt, lebt kein Gott,
Und ohne Gott will ich nicht länger leben.

Genien.

Komm! wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz:
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann;
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Epimenides.

O sprecht! o helft! mein Knie, es trägt mich kaum:
Ihr wollt euch bittern Spott erlauben?

Genien.

Komm mit! Den Ohren ist's ein Traum;
Den Augen selbst wirst du nicht glauben.

Es wird plötzlich Tag. Die Hoffnung, den Jugendfürsten an der Seite, führt über die Ruinen ein Heer herein, welches, soweit die ästhetische Symbolik es erlauben darf, die verschiednen neuern, in dem letzten Kriege verbündeten Völker bezeichnet.

Chor.

Brüder, auf, die Welt zu befreien!
Kometen winken, die Stund' ist groß.
Alle Gewebe der Tyranneien
Haut entzwei und reißt euch los!
Hinan! — Vorwärts! — Hinan
Und das Werk, es werde gethan!

So erschallet nun Gottes Stimme,
Denn des Volkes Stimme, sie erschallt,
Und entflammt von heilgem Grimme
Folgt des Blitzes Allgewalt.
Hinan! — Vorwärts! — Hinan
Und das große Werk wird gethan.

Denn so Einer vorwärts rufet,
Gleich sind alle hinterdrein,
Und so geht es abgestufet,
Stark und schwach und groß und klein.
Hinan! — Vorwärts! — Hinan
Und das große Werk ist gethan!

Und wo eh wir sie nun erfassen,
In den Sturz, in die Flucht sie hinein!
Ja, in ungeheuern Massen
Stürzen wir schon hinterdrein!
Hinan! — Vorwärts! — Hinan
Und das Alles, das Werk ist gethan.

Glaube und Liebe mit den Frauen und Landbewohnern an der andern Seite.

Chor.

Und wir kommen
Mit Verlangen,
Wir, die Frommen,
Zu empfangen

1. Jugendfürsten. Im ersten Druck „Tugendfürsten“ (Druckfehler).

Sie, die Braven,
Sie mit Kränzen
Zu umschlingen.

Und mit Hymnen
Zu umsingen,
Zu erheben
Jene Braven.
Die da schlafen,
Die gegeben
Höhrem Leben.

Hierauf unter einem allgemeinen Chor steigt durch scheinbar physische Anstrengung, sowie durch geistige Mitwirkung der Palast wieder verherrlicht in die Höhe, ein Teil der Vegetation bleibt und ziert.

Epimenides (nach oben).

Wie selig euer Freund gewesen,
Der diese Nacht des Jammers überschlief,
Ich konnt's an den Ruinen lesen,
Ihr Götter, ich empfind' es tief!
(Zu den Umstehenden.)
Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden, war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin.

Priester.

Tadle nicht der Götter Willen,
Wenn du manches Jahr gewannst:
Sie bewahrten dich im stillen,
Daß du rein empfinden kannst;
Und so gleichst du künft'gen Tagen,
Denen unsre Qual und Plagen,
Unser Streben, unser Wagen,
Endlich die Geschichte beut,
Und nicht glauben, was wir sagen,
Wirst du, wie die Folgezeit.

Glaube, Liebe und Hoffnung, ihren gegenwärtigen Zustand erhebend, wenden sich einzeln an die verbündeten Monarchen.

Epimenides.

Die Tugenden, die hier ein kräftig Wirken,
Und in unendlichen Bezirken
Sich herrlich, tausendfach gezeigt,
Den höchsten Zweck mit Blitzesflug erreicht,
Sie helfen uns die größten Tage feiern.
Nur eine, die mit treuer Hand
Die Schwestern fest und zart verband,
Abseits, verhüllt, bescheiden stand,
Die Einigkeit muß ich entschleiern.

(Er führt eine bisher verborgen gebliebene Verschleierte hervor und schlägt ihr den Schleier zurück.)

Die Einigkeit.

Der Geist, der alle Welten schafft,
Durch mich belehrt er seine Teuren:
„Von der Gefahr, der ungeheuren,
Errettet nur gesamte Kraft.“
Das, was ich lehre, scheint so leicht,
Und fast unmöglich zu erfüllen:
„Nachgiebigkeit bei großem Willen.“
Nun ist des Wortes Ziel erreicht,
Den höchsten Wunsch seh' ich erfüllen.

Epimenides.

Und wir sind alle neugeboren,
Das große Sehnen ist gestillt;
Bei Friedrichs Asche war's geschworen,
Und ist auf ewig nun erfüllt.

Allgemeines Chor. Durch Vereinigung der Krieger und Einheimischen geschieht der Übergang zum Ballet, welches die Freude des Wiedersehens, Erkennens, Findens in den mannigfaltigsten Familienscenen anmutig ausdrückt. Große Gruppe.

Epimenides. Zwei Priester.

Epimenides.

Ich sehe nun mein frommes Hoffen
Nach Wunderthaten eingetroffen;

34 ff. Ich sehe nun .. Zukunft schau'n. Fehlt im ersten Druck des Stückes.

Schön ist's, dem Höchsten sich vertrau'n.
Er lehrte mich das Gegenwärt'ge kennen;
Nun aber soll mein Blick entbrennen,
In ferne Zeiten auszuschau'n.

Zu Drei.

Und nun soll Geist und Herz entbrennen,
Vergangnes fühlen, Zukunft schau'n.

Des Schluß-Chors letzte Strophen:

Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergoßnen Bluts,
Und freuet euch, von Jahr zu Jahr,
Des unschätzbaren Guts.
Die große Stadt an diesem Tag
Die unsre sollte sein!
Nach manchem Hin- und Widerschlag
Wir kamen doch hinein.

Und tönet bald: der Herr ist da,
Von Sternen glänzt die Nacht,
Er hat, damit uns Heil geschah,
Gestritten und gewacht.
Für alle, die ihm angestammt,
Für uns war es gethan,
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!

Don Ciccio.

(Morgenblatt Nr. 121. Den 22. Mai 1815 S. 481.)

Nachdem das Morgenblatt diesen, in der geheimen italienischen Litteratur sehr berüchtigten, Namen einmal ausgesprochen,*) so wird

*) Nro. 59.

9 ff. Gedenkt unendlicher Gefahr ... doch hinein. Fehlt im ersten Druck des Stückes. — 25. Don Ciccio. In der Ausgabe letzter Hand 38, 231 ff. In Nr. 59 des Morgenblattes von 1815 wird folgende Anekdote erzählt: „Don Ciccio, ein Florentiner oder Pisaner, ward von einem sehr geistreichen Herrn ein Coglione [gemeines italienisches Schimpfwort] gescholten. Er belangte hierauf den Beleidiger vor Gericht, stellte actionem aestimatoriam an, und erhielt nach dem Gesetze hundert Scudi. Der

es nicht unwillkommen sein, das Nähere von ihm und seinem Gegner zu hören.

Der wahre Name des zu seiner Schmach vielbesungnen Mannes war Buonaventura Arrighini, gebürtig von Lucca; sein Widersacher aber hieß Giovanni Francesco Lazzarelli, Edelmann von Gubbio, durch Schriften in Prosa und Versen berühmt, Mitglied der vornehmsten Gesellschaften in Italien, besonders der Arkadier.

Lazzarelli, geboren im Jahre 1621, eilte glücklich auf der Bahn der Studien fort und ergab sich der Rechtsgelahrtheit, welche er in der Römischen Curie, als Auditor des Kardinals Carpegna praktisch ausübte. Allein, seine Familie zu erhalten, kehrte er ins Vaterland zurück, bekleidete manche öffentlichen Ämter und zuletzt das wichtige eines Gonfaloniere; doch begab er sich aufs neue in ausländische Dienste, und trieb die Geschäfte eines Rechtsfreundes zu Ferrara, Perugia, Macerata und Bologna; sogar Genua und Lucca wollten sich so vorzüglicher Talente bedienen. Zuletzt erhob ihn der Herzog von Mirandola zu seinem Rat und Sekretär, und endlich zum Präfekten der Residenz, wo er, stets in gutem Verhältnis zu seinem Fürsten und den berühmtesten Litteratoren, 1693 starb.

Er war, sagen Gleichzeitige, eines ernsten und schönen Anblicks, von hoher Statur und reichlicher Körpergestalt. Kastanienbraune Haare, schwarze Augen und eine weite Stirn zeichneten ihn aus. Er hatte anmutige und gefällige Manieren, eine wundersam kluge, gelehrte und erheiternde Unterhaltung; seine Lebensart, seine Religion, Nächstenliebe und Pflichtbefolgung wurden ohne Ausnahme gerühmt.

Als er im Gericht zu Macerata saß, war Arrighini sein vertrauter Kollege; worüber sie sich aber bis auf den Grad des

großmütige Beleidiger soll ihm aber 300 Scudi haben auszahlen lassen. Darüber hatte der arme und dürftige Don Ciccio eine solche Freude, daß er in Gegenwart der Zeugen, die ihm das Geld auszahlten, sagte: nun möge ihn der Beleidiger das ganze Jahr einen Coglione schelten; er thäte auf alle weitere Klagen Verzicht. Dieser nahm ihn bei dem Worte, und schickte ihm mit jedem Morgen ein Sonett in das Haus, worin er ihn mit unerschöpflichem Witze immer auf eine andre Weise einen Coglione schalt, und dieses durch 300 und 65 Tage. Soviel von der Litterar-Geschichte dieser gedruckten Sammlung, die unter die seltnen gehört." — Siehe auch Goethe an Zelter (Briefwechsel II, 180), datiert Ende Mai 1815; aber zwischen dem 16. und 18. Mai geschrieben.

11. Carpegna. In allen früheren Drucken falsch „Cardegna". — 14. Gonfaloniere, eigentlich Bannerträger, dann Bezeichnung des gewählten Oberhauptes in verschiedenen Republiken Italiens. — 19. Präfekten der Residenz, d. h. proposto della chiesa. In Mirandola war Lazzarelli zum geistlichen Stande übergetreten.

seltsamsten Hasses entzweit, ist nicht bekannt geworden; genug, in dem Werke

La Cicceide
Legittima Di Gio. Francesco Lazzarelli.
Edizione accresciuta.
In Amsterdam MDCCLXXX.

finden sich 330 Sonette, welche alle damit schließen, daß Don Ciccio ein N. N. sei. Hierauf folgen 80 Gedichte, zum Teil gleichfalls Sonette, sämtlich zu demselben löblichen Zweck bestimmt; das vorletzte ist nach dem Tode des Ciccio, und das letzte von dem Verfasser aus dem Fegfeuer datiert. Auch diese Zugabe ist von gleichem, unverwüstlichen Humor und poetischem Wert.

Nun glauben wir aber unsern Lesern eine Entwicklung schuldig zu sein, wie es möglich gewesen, eine solche Masse von Schmähgedichten, wohlgezählt 410, auf einen einzigen Mann auszuschütten, der kein verdienstloser, schlechter Mensch, aber wohl eine ungeschickte, zudringliche, anmaßliche Person gewesen sein mag. Hätte nun der Dichter seinen Haß bloß verneinend ausgesprochen, seinen Gegner nur gescholten, ihm durch Verkleinerungen allen Wert und Würde zu rauben gesucht, so wär' es ihm schwerlich geglückt, den Leser anzuziehen und festzuhalten. Da er aber glücklicherweise versteht, seinen Schalkheiten positiven Gehalt zu geben, so bringt er uns jedesmal Gewinn, besticht und nötigt uns, auf Unkosten seines Gegners zu lachen. Auf welchem Wege jedoch ihm dieses gelingt, wird nunmehr umständlicher auseinanderzusetzen sein.

Lazzarelli hatte das Glück, in die Epoche einer sehr hohen, aber auch zugleich freien und losen Kultur zu fallen, wo es erlaubt ist, die würdigsten Gegenstände der nächst vergangnen Zeiten parodistisch zu benutzen. Die Sonette fallen in die Jahre 1683, 84, unter die Regierung Innocenz XI., die keineswegs bigott war. Ihn sieht man ausgerüstet mit allem, was Altertum und Geschichte darbietet, was ein kirchliches und politisches Leben mitteilt, was Künste spielend überliefern, und wovon die Wissenschaft entweder schon vollständige Kenntnis giebt oder doch die ersten Blicke gewährt. Gelehrsamkeit und Weltklugheit, Gründlichkeit und gefällige Äußerungen, alles findet sich beisammen, und man würde nicht endigen, wenn man alle die Elemente hererzählen wollte, aus

8. N. N., ein coglione.

welchen der Verfasser seinen Mutwillen auferbaut; genug, nicht allein italienische Kenner und Naturforscher, sondern auch französische behaupten, daß Lucrez nicht würdiger von der Natur gesprochen, Homer sie nicht schöner beschrieben habe.

Ohne in ein solches unbedingtes, vielleicht manchem übertrieben scheinendes Lob gerade einzustimmen, will ich versuchen, ferner abzuleiten, wie unserm Autor dasselbe zuteil werden konnte.

Außer jenen schon zugestandenen großen Vorzügen eines glücklichen Naturells und einer ausreichenden theoretischen und praktischen Bildung genoß der Verfasser des noch größern Nationalvorzugs, einer lebendigen Weltanschauung. Der Italiener, von Kindheit an öffentlich lebend, bemerkt erst spielend, dann heiter, dann ernst, alle die unendlichen Abstufungen, in welchen die bürgerliche Gesellschaft sich um ihn her bewegt. Alles, was dem Menschen die Natur, was ihm Zustand und Ausbildung giebt, regt sich vor einem klaren Auge ganz offenbar. Bedenke man nun, daß die beiden höchsten Zweige der Verfassung, alle Funktionen des Religions-Kultus und der Gerichtspflege, sich am hellen Tage in der freien Luft vor allen Augen das ganze Jahr über entfalten; so begreift man, was da zu sehen, zu bemerken und zu lernen ist. Der Bettler wie der Marchese, der Mönch wie der Kardinal, der Vetturin wie der Krämer, der Handwerker wie der Künstler, alle treiben ihr Wesen vor den aufmerkenden Augen einer immerfort urteilenden Menge. Keine Nation hat vielleicht einen so scharfen Blick, zu bemerken, wenn einer etwas Ungeschicktes zu seinem Schaden oder etwas Kluges zu seinem Nutzen unternimmt, wovon der sicherste Beweis ist, daß der größte Teil ihrer Sprüchwörter aus solchen strengen und unbarmherzigen Bemerkungen entstanden.

Jenes öffentliche Leben der Italiener, welches von allen Reisenden gekannt, von allen Reisebeschreibern bemerkt ist, bringt ein heiteres und glänzendes Wesen in ihre Litteratur; ja, die italienischen Schriftsteller sind schwerer zu beurteilen als die andrer Nationen. Ihre Prosaisten werden Poeten, eh man sich's versieht, weil sie dasjenige, was mit dem Dichter geboren wird, in ihren Kinderjahren gleich aus der zweiten Hand empfangen und mit einem bequemen Reichtum nach ihren Fähigkeiten gar leicht gebahren können.

22. Vetturin, Fuhrmann.

Hieraus läßt sich einsehen, warum es bei dem Deutschen gerade das Umgekehrte ist, und warum wahrhaft poetische Naturen unsrer Nation zuletzt gewöhnlich ein trauriges prosaisches Ende nehmen.

Jenes Aufpassen der Italiener auf ein geschicktes oder ungeschicktes Betragen giebt gerade unserm Lazzarelli sehr viel Waffen gegen seinen Gegner. Dieser mag von der Mutter Natur an Gestalt nicht begünstigt, in seinem Betragen nicht angenehm gebildet, in seinen Unternehmungen schwankend und unsicher, im Handeln übereilt, mitunter durch Heftigkeit widerwärtig und mehr verworren, als klar gewesen sein; dieses alles weiß nun sein Gegner in einzelnen Fällen hervorzuheben, so genau und bestimmt zu zeichnen, daß man einen zwar nicht verdienstlosen, aber doch dämischen Menschen vor sich zu sehen glaubt, ja den Griffel anfassen möchte, um die Karikatur auf der Tafel zu entwerfen.

Wie manches bliebe noch übrig, teils über die vorliegenden Gedichte zu sprechen, teils bei dieser Gelegenheit vergleichungsweise zu berühren; doch versparen wir dies auf andre Zeit und bemerken nur noch folgendes:

In der ersten Lust, als der Verfasser ein ganzes Jahr mit täglichen Invektiven auf seinen Widersacher ausfüllte, mag er mit Abschriften nicht karg gewesen sein, wie denn mehrere Sonette an benannte Personen als Zeugen der Absurdität des Don Ciccio gerichtet sind; hieraus mögen Sammlungen entstanden sein, bis zuletzt eine rohe Ausgabe hinter dem Rücken des Autors veranstaltet worden. Hierüber beklagt er sich, besonders über fremden Einschub, wahrscheinlich um sich gegen die verfänglichsten Stellen zu verwahren; späterhin giebt er die Gedichte selbst heraus, jedoch mit falschem Verleger-Namen und Druckort: Paris, bei Claudius Rind. Beide Ausgaben sind uns nicht zu Augen gekommen. Die dritte obgemeldete hingegen scheint sorgfältig, jedoch nicht ohne Druckfehler, nach der zweiten abgedruckt, wahrscheinlich auch in Italien. Diese ist noch im Buchhandel zu finden, und keinem geistreichen Freund italienischer Litteratur wird es gereuen, sie in seiner Handbibliothek aufgenommen zu haben. G.

---

25. eine rohe Ausgabe. Cosmopoli 1691. — 28. späterhin ... heraus. 1692. — 29. Die dritte obgemeldete. Bereits 1772 ist in London die fünfte Ausgabe erschienen, also kann die, welche Goethe hier anführt, nicht die dritte sein.

(Auskunft über Wilhelm Meisters Wanderjahre.)

(Morgenblatt Nr. 130. Den 1. Juni 1815.)

Auf die Anfrage eines gegen mich wohlgesinnten Landsmannes, Nro. 32 des deutschen Beobachters, halte ich für Pflicht, folgendes dankbar zu erwidern: Als ich die Wanderjahre Wilhelm Meisters ankündigte, stand die Arbeit gerade auf dem Punkte, wo, um sie zu beendigen, nur ein Entschluß nötig ist. Diesen hatte ich mit gutem Mut gefaßt, aber bald darauf, durch innere und äußere Umstände gestört, konnte er bisher nicht wieder zu völliger Kraft gelangen. Gegenwärtig, um teils die Lust zur Arbeit bei mir selbst wieder anzuregen, teils bei dem Publikum das Werkchen in Erinnerung zu bringen, habe ich abermals einen Abschnitt dem nächsten Damen-Kalender anvertraut. Ich wünsche, daß diejenigen Leser, welche ein günstiges Vorurteil für dieses Unternehmen gefaßt, darin mögen bestärkt, und mir dadurch der Mut erhöht werden, das Ganze nochmals vorzunehmen und abzuschließen.

Weimar, den 12. Mai 1815.

Goethe

1. (Auskunft über Wilhelm Meisters Wanderjahre.) Im ersten Druck ohne Überschrift. — 3 ff. Der Artikel im „Deutschen Beobachter", einer in Hamburg erscheinenden Zeitschrift, auf den sich Goethes Notiz bezieht, ist betitelt „Litterarische Anfrage". Er geht davon aus, daß schon vor Jahren beim deutschen Publikum durch die Ankündigung von Wilhelm Meisters Wanderjahren freudige Hoffnungen erweckt worden seien. Diese hätten sich nicht erfüllt, trotzdem man das Werk, nach einem im Cottaschen Damen-Kalender erschienenen Bruchstück zu urteilen, bereits vollständig ausgearbeitet glauben dürfe. „Was ist also schuld an einer Verzögerung, welche durch die Mitteilung jenes köstlichen Bruchstücks zur gespanntesten Ungeduld gesteigert wird, und zur ängstigenden Besorgnis Anlaß giebt, daß der Dichter, durch eine scheinbare Gleichgültigkeit des Publikums getäuscht, sein Werk absichtlich verschließe, bis eine glücklichere Neigung dafür sich offenbare? Allein das Publikum, jener übelwollenden Schreier entledigt, die in ihrer hyperkritischen Bewunderung nur ihren neidvollen Haß, den sie jetzt unverhohlen gegen unsere großen Männer zu äußern wagen, verbergen wollen, das deutsche Publikum ist in edleren und stilleren Kreisen jetzt mehr als jemals seines größten Dichters würdig, der Werke desselben empfänglich und bedürftig, und legt demselben in dieser Stimme seine dringenden Wünsche, seine innigen Bitten und Erwartungen ans Herz!" — 13. dem nächsten Damen-Kalender. Im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1816" erschien S. 1—34 „Das nußbraune Mädchen".

1816.

West-Östlicher Divan oder Versammlung deutscher Gedichte in stetem Bezug auf den Orient.

(Morgenblatt Nr. 48. Den 24. Februar 1816 S. 188—189.)

Das erste Gedicht, Hegire überschrieben, giebt uns von Sinn und Absicht des Ganzen sogleich genugsame Kenntnis. Es beginnt:

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern;
Flüchte du! im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten.
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

2. West-Östlicher Divan. Über die Sammlung und ihre Entstehungsgeschichte sowie zur Erklärung der sachlichen Einzelheiten vgl. Düntzers Einleitung und Anmerkungen zum 4. Bande unsrer Ausgabe. Ich trage dazu aus dem später erschienenen 6. Bande der Weimarer Ausgabe nach: Im Goethe-Archiv ist das Concept eines Briefes aus dem Mai 1815 vorhanden, den Goethe noch vor seiner Abreise in die Rheingegenden an Cotta abzusenden gedachte, um ihm den Verlag des Divan anzutragen. Darin ist der Titel der beabsichtigten Sammlung abweichend von dem späteren gefaßt: Versammlung deutscher Gedichte, mit stetem Bezug auf den Divan des persischen Sängers Mahomed Schamseddin Hafis.

Sei das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geist,
Diese Hochzeit hat gekannt
Wer Hafisen preist.

Die Veranlassung zu der Ankündigung, die dem Erscheinen der Sammlung lange vorausging, ist am Schluß angegeben. Diese „Kleine Notiz von seinem Orientalismus" hatte Goethe schon am 10. Januar Cotta versprochen, am 3. Februar wurde sie niedergeschrieben. — Vgl. den Abschnitt „Künftiger Divan" in den Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des west-östlichen Divans (Werke IV, 289 ff.), wo die Charakteristik der einzelnen Bücher weit ausführlicher als hier gegeben ist. — Die Reihenfolge der einzelnen Bücher wurde später von Goethe anders angeordnet, so daß das Buch der Freunde ganz fehlt, das Buch der Sprüche vor dem Buch des Timur steht und die nächsten drei in der Anordnung: Buch Suleika, Schenkenbuch, Buch der Parabeln aufeinander folgen. Scherer (Goethe-Jahrbuch V, 281 f.) hat in der ersten Anordnung einen beabsichtigten Parallelismus, in der zweiten eine Zusammenstellung von Gruppen von je drei Büchern finden wollen; doch hat Düntzer mit völligem Rechte diese Hypothesen zurückgewiesen.

Der Dichter betrachtet sich als einen Reisenden. Schon ist er im Orient angelangt. Er freut sich an Sitten, Gebräuchen, an Gegenständen, religiösen Gesinnungen und Meinungen, ja, er lehnt den Verdacht nicht ab, daß er selbst ein Muselmann sei. In solchen allgemeinen Verhältnissen ist sein eignes Poetisches verwebt, und Gedichte dieser Art bilden das erste Buch unter der Rubrik Moganiname, Buch des Dichters. Hierauf folgt Hafisname, das Buch Hafis, der Charakterisierung, Schätzung, Verehrung dieses außerordentlichen Mannes gewidmet. Auch wird das Verhältnis ausgesprochen, in welchem sich der Deutsche zu dem Perser fühlt, zu welchem er sich leidenschaftlich hingezogen äußert und ihn der Nacheiferung unerreichbar darstellt.

Das Buch der Liebe, heiße Leidenschaft zu einem verborgenen, unbekannten Gegenstand ausdrückend. Manche dieser Gedichte verleugnen die Sinnlichkeit nicht, manche aber können, nach orientalischer Weise, auch geistig gedeutet werden. Das Buch der Freunde enthält heitere Worte der Liebe und Neigung, welche bei verschiedenen Gelegenheiten, geliebten und verehrten Personen, meist nach persischer Art mit goldbeblümten Rändern überreicht werden, worauf die Gedichte selbst anspielen. Das Buch der Betrachtung ist praktischer Moral und Lebensklugheit gewidmet, orientalischer Sitte und Wendung gemäß. Das Buch des Unmuts enthält Gedichte, deren Art und Ton dem Osten nicht fremd ist. Denn gerade ihre Dichter, welche Gönnern und Beschützern die herrlichsten Lobpreisungen erteilen, verlieren alles Maß, wenn sie sich zurückgesetzt sehen oder nicht hinreichend belohnt glauben. Ferner liegen sie immer mit Mönchen, Heuchlern und dergleichen im Streit; auch mit der Welt, wie sie den verworrenen Gang der Dinge, der beinahe von Gott unabhängig erscheint, nennen, sind sie immerfort im Kampfe begriffen. Auf gleiche Weise verfährt der deutsche Dichter, indem er das, was ihn widerwärtig berührt, heftig und gewaltsam abweist. Mehrere dieser Gedichte werden sich erst in späten Zeiten für den Druck eignen. Timurname, Buch des Timur, faßt ungeheure Welt-

32 ff. Mehrere dieser Gedichte ... für den Druck eignen. Was in dieser Richtung vorhanden und nicht gedruckt war, ist zum größten Teil von Riemer und Eckermann unter den „Invektiven" und den „Zahmen Xenien" veröffentlicht worden. Einiges hierher Gehörige bringen noch die Nachlaßgedichte zum Divan, die jetzt im 6. Bande der Weimarer Ausgabe S. 275—304 zusammengestellt sind, während sie früher in die einzelnen Bücher verstreut waren. Zum erstenmale gedruckt sind dort die folgenden zwei Gedichte:

begebenheiten wie in einem Spiegel auf, worin wir, zu Troſt und Untroſt, den Wiederſchein eigner Schickſale erblicken. Erfreulicher iſt das Buch der Sprüche. Es beſteht aus kleinen Gedichten, zu welchen orientaliſche Sinnreden meiſt den Anlaß gegeben. Das Buch der Parabeln enthält bildliche Darſtellungen mit Anwendung auf menſchliche Zuſtände. Das Buch Suleika, leidenſchaftliche Gedichte enthaltend, unterſcheidet ſich vom Buch der Liebe dadurch, daß die Geliebte genannt iſt, daß ſie mit einem entſchiedenen Charakter erſcheint, ja perſönlich als Dichterin auftritt und in froher Jugend mit dem Dichter, der ſein Alter nicht verleugnet, an glühender Leidenſchaft zu wetteifern ſcheint. Die Gegend, worin dieſes Duodrama ſpielt, iſt ganz perſiſch. Auch hier dringt ſich manchmal eine geiſtige Bedeutung auf, und der Schleier irdiſcher Liebe ſcheint höhere Verhältniſſe zu verhüllen. Sakiname, Buch des Schenken. Der Dichter überwirft ſich mit dem gemeinen Kellner und wählt einen anmutigen Knaben, der ihm den Genuß des Weins durch gefällige Bedienung verſüße. Das Kind wird ſein Lehrling, ſein Vertrauter, dem er höhere Anſichten mitteilt. Eine wechſelſeitige edle Neigung belebt das ganze Buch. Buch des Parſen. Hier wird die Religion der Feueranbeter möglichſt zur Darſtellung gebracht, welches um ſo nötiger iſt, als ohne einen klaren Begriff von dieſem früheſten Zuſtande die Umwandlungen des Orients immer dunkel bleiben. Das Buch des Paradieſes enthält ſowohl die Sonderbarkeiten des mohametaniſchen Paradieſes als auch die höheren Züge gläubigen Frommſinns, welche ſich auf dieſe zugeſagte künftige heitere Glückſeligkeit beziehen. Man findet hier die Legende von den ſieben Schläfern nach orientaliſchen Überlieferungen und andere, die im gleichen Sinn den fröhlichen Umtauſch irdiſcher Glückſeligkeit mit

So der Weſten wie der Oſten
Geben Reines dir zu koſten.
Laß die Grillen, laß die Schale,
Setze dich zum großen Mahle:
Mögſt auch im Vorübergehn
Dieſe Schüſſel nicht verſchmähn.

So traurig daß in Kriegestagen
Zu Tode ſich die Männer ſchlagen,
Im Frieden iſt's dieſelbe Not:
Die Weiber ſchlagen mit Zungen tot.

16. gemeinen, allgemeinen.

der himmlischen darstellen. Es schließt sich mit dem Abschiede des Dichters an sein Volk, und der Divan selbst ist geschlossen.

Wir haben für nötig erachtet, diese Anzeige vorauszuschicken, indem der Damen-Kalender für 1817 mehrere Glieder dieser Versammlung dem deutschen Publikum empfehlen wird.

v. Goethe.

Über Kunst und Altertum in den Rhein- und Maingegenden von Goethe.

(Morgenblatt Nr. 60, 61, 62. Den 9., 11., 12. März 1816 S. 237 f., 241 f., 245 f.)

Um dieses erste Heft*) zu beurteilen, ist es notwendig, Veranlassung und Ursprung desselben zu kennen.

Bei einem zweimaligen Aufenthalte am Main und Rhein in beiden vergangenen Sommern war's dem Verfasser angelegen, nachdem er seine vaterländische Gegend lange nicht gesehn, zu erfahren, was nach so vielem Mißgeschick sich daselbst bezüglich auf Kunst und Altertum und die sich anschließende Wissenschaft befinde, wie man es zu erhalten, zu ordnen, zu vermehren, zu beleben und zu benutzen gedenke? Er besah die Gegenstände, vernahm die Wünsche, die Hoffnungen, die Vorsätze der Einzelnen, sowie ganzer Gesellschaften, und da er seine Gedanken dagegen eröffnete, forderte man ihn auf, das Besprochene niederzuschreiben, um vielleicht öffentlich eine Übersicht des Ganzen zu geben und zu Privatunterhandlungen einen Text zu liefern.

Die Rhein- und Maingegenden, im breitsten Sinne genommen, zeigen so wie das übrige Deutschland ausgesäte größere und kleinere Lichtpunkte, und hier entsteht der doppelte Wunsch, daß sie sich sämtlich unter einander in Bezug setzen, jeder Ort das Vorhandene allgemeiner bekannt mache, damit man schneller

*) Das soeben im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung erscheint.

3 ff. Wir haben ... empfehlen wird. Das „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1817“ wurde durch eine Anzahl Divan-Gedichte (Buch I, 5. 6. 9; II, 6; VI, 51—54; III, 1. 12. 15; I, 17) eröffnet. Über die Auswahl und den gemeinsamen Titel siehe Düntzers Einleitung S. VIII f. — 7. Über Kunst und Altertum. Bereits in der Einleitung zu Band XXIII unsrer Ausgabe S. XIV ff. abgedruckt. Hier wiederholt, weil der Aufsatz an jenem Orte schwer aufzufinden ist und er außerdem in den Kreis der in diesem Bande enthaltenen Arbeiten gehört. Zur Erklärung im Einzelnen, sowie zur Entstehungsgeschichte sei auf das dort von Düntzer gesagte verwiesen. Die mehrfach falsche Schreibung der Namen ist dort beibehalten, hier stillschweigend verbessert Über die hier angekündigte Zeitschrift siehe die Einleitung zu diesem und zum 30. Bande der Werke.

beurteile, wie es erhalten, belebt, von Einheimischen, Nachbarn und Fremden benutzt werden könne.

In diesem Sinne besuchte der Reisende größere und kleinere Städte, von denen kürzer oder umständlicher allgemeine Rechenschaft gegeben wird, je nachdem man daselbst längern Aufenthalt gefunden oder wohl gar wiederholt verweilen dürfen.

Bei der Ankunft in Köln begegnete dem Reisenden die frohe Nachricht, daß jenes große Bild von Rubens, als der Erstling der Wiedererstattung geraubter Schätze, auf dem Wege zurück nach seiner Heimat sei. Die ältere Malerkunst, Kirchen, Klöstern und öffentlichen Gebäuden gewidmet, betrachtete man daher mit neubelebter Teilnahme, so wie auch die neuere Kunst, welche mit natürlichen, häuslichen, ländlichen Bildern die Wohnung des Liebhabers aufheitert. Des Kunsthandels wird erwähnt, als der Neigung zu Hülfe kommend, sodann aber jener bedeutenden Richtung gedacht, welche die Kunstliebe in unsern Tagen genommen. Eine gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts vorbereitete, in dem gegenwärtigen aber sich mehr entwickelnde Leidenschaft zu den Resten der alten Kunst, wie sie sich nach und nach aus dem trüberen Mittelalter hervorthat, erhielt reichliche Nahrung, als Kirchen und Klöster aufgehoben, heilige Gemälde und Gerätschaften verkauft wurden. Mehrere Liebhaber werden genannt, die dergleichen zu retten und zu sammlen bedacht waren: die Herren Gebrüder Boisserée und Bertram, die Herren Wallraf, Lieversberg und Fochem. Solche Gemälde behutsam zu reinigen und sorgfältig auszubessern, bildeten sich Restauratoren, einem jeden Ort unentbehrlich, wo sich ein lebhafter Kunstverkehr entwickelt.

Als ein herrliches Dokument solcher Bemühungen wird das große, aus der Ratskapelle in den Dom versetzte Altarbild angeführt; sodann wird mit Vergnügen erwähnt, wie geistreiche Besitzer und Künstler, um den ehemaligen Kirchenbildern eine schickliche Umgebung zu schaffen, scheinbare Hauskapellen ersannen, um dort fromme Gemälde und Gerätschaften in altem Zusammenhang und Würde zu bewahren. Hierauf wird beachtet, wie leicht ein Gouvernement hier einwirken kann, indem es den frohen Willen der Liebhaber begünstigt, und sobald derselbe sich aus irgend einer Ursache seines Gesammelten entäußern mag, solche einer anzulegenden öffentlichen Kunstsammlung aneignet.

Als Fundament eines solchen öffentlichen Schatzes wird die

Sammlung des Herrn Walraf gepriesen; hinreichendes Lokal wird gewünscht, eine geistreich geschmackvolle Aufstellung vorgeschlagen und eine Einrichtung angedeutet, einer Gegend angemessen, wo das Wissen und Besitzen nur insofern geschätzt werden kann, als es unmittelbar ins Leben tritt. Daß sich an einen solchen öffentlichen allgemeinen Vereinigungspunkt gar bald manches Einzelne anschließen werde, zeigt sich schon gegenwärtig an den bedeutenden Antiquitäten, welche bei Erweiterung der Festungswerke ausgegraben, von Herrn General von Rauch zu Gunsten eines künftigen Museums aufbewahrt und zusammengehalten werden.

Nun tritt der Beobachter mit einer vielleicht paradox scheinenden Meinung hervor: er will in jenen Gegenden keine Kunstakademie nach der neuern Form eingerichtet wissen; jeder tüchtige Künstler soll durch Geist, Talente, Charakter junge Künstler an sich ziehen und heranbilden, nach Art früherer Zeiten, wo aus solchen häuslichen Schulen die größten und mannigfaltigsten Kunstwerke hervorgegangen.

Von da begeben sich die Reisenden nach dem Dom, dessen Unvollendung bedauert, das Unternehmen der Gebrüder Boisserée, denselben wenigstens in Bildern darzustellen, gerühmt wird, sowie die Teilnahme trefflicher Zeichner, Moller, Fuchs, Quaglio, sorgfältiger Kupferstecher, wie Duttenhofer und Darnstedt. Von Unterhaltung, wo nicht gar vom Fortbau des begonnenen Werks wird gehandelt, dabei aber mit Bedauern entdeckt, daß dieses unschätzbare Gebäude seit zwanzig Jahren aller Hülfsmittel beraubt sei, um auch nur in baulichem Stande erhalten zu werden, deshalb vor allen Dingen eine neue Stiftung gewünscht wird. Sodann erscheint der Dom als fester Mittelpunkt, um welchen die vielen andern Gebäude der Stadt und des Landes im engen Kreise eine ganze Kunstgeschichte bilden. Was auch hiezu litterarisch und artistisch vorbereitet ist, wird angedeutet.

Sodann wird Herr Dom-Vikarius Hardy besucht, ein merkwürdiger achtzigjähriger munterer Greis, der bei angebornem entschiedenen Talente und Kunsttrieb von Jugend auf in Gesellschaft eines Bruders sich selbst bildete, physikalische Instrumente künstlich ausarbeitete, sich mit Glasschleifen beschäftigte, Emaille zu malen glücklich unternahm, sich jedoch vorzüglich dem Wachsbossieren ergab. Halbe Figuren in dieser Materie, beinahe rund, wozu er nachdenkenerregende, charakteristisch gefällige Gegenstände erwählte, ge-

langen ihm vorzüglich. Mit buntem Wachs sind sie harmonisch dem Charakter gemäß koloriert und erinnern uns unmittelbar, daß wir uns in der Geburtsstadt des Rubens befinden, am Niederrhein, wo die Farbe von jeher die Kunstwerke beherrscht und verherrlicht hat.

Die ehemalige Universität von Köln kömmt zur Sprache, sowie die Wünsche der Einwohner, die neue niederrheinische abermals in ihren Mauern zu besitzen.

In Bonn schenke man vorzügliche Aufmerksamkeit der Sammlung des Herrn Kanonikus Pick, welcher heitere und geistreiche Mann alles und jedes, was ihm als altertümlich in die Hände kam, gewissenhaft gesammelt, wobei er sich das große Verdienst erworben, daß er mit Ernst und Scherz gefühlvoll und geistreich, witzig und schalkhaft das Chaos von Trümmern geordnet, belebt, nützlich und genießbar gemacht hat. Der Treppenraum, die Vorsäle, die Zimmer, Garten und Gartenterrasse enthalten in mancherlei Abteilungen zusammengehörige Gegenstände, deren Bezug jederzeit lehrreich ist. Die erzählende Darstellung solcher verschiedenen Gruppen erregt in jedermann den Wunsch, sie vor Augen zu haben.

Von der ehemaligen Universität in Bonn, dem Wunsche der Einwohner, die neuzuerrichtende in ihrer Mitte zu besitzen, von der liberalen Denkungsart katholischer Theologen wird gesprochen.

Die Altertümer um Neuwied, das Museum derselben in genanntem wohlgelegenen Orte erregen Betrachtungen und Wünsche. In Koblenz hofft man gleichfalls einen Mittelpunkt zu Aufbewahrung der Altertümer und Beförderung der Kunst.

Mainz wird als Kriegsposten von alten Zeiten her betrachtet, die Bemühungen des Herrn Professor Lehne werden gerühmt, und die baldige Herausgabe seines Werks, den Plan des alten Castrums und der umherliegenden kleinen Kastelle bezeichnend, nicht weniger die Abbildung vorgefundener Denkmale enthaltend, wird sehnlich erwartet. Die Ordnung der im Bibliotheksgebäude aufgestellten antiquarischen, wissenschaftlichen und natürlichen Gegenstände wird löblich und nachahmungswert gefunden.

Das Erfreuliche und Lehrreiche von Biberich und Wiesbaden wird dankbar anerkannt.

In Frankfurt findet sich neue Regsamkeit zu mancherlei Anstalten. Ein Bibliotheksgebäude wird vor allen Dingen beabsichtigt, da die ansehnliche Büchersammlung der neu zu erbauenden

Barfüßer-Kirche hat weichen müssen und bis jetzt in verschiedenen ungünstigen Lokalitäten aufbewahrt steht.

Unter dem Namen Museum findet man eine bedeutende Anstalt in dem schönsten Flor. Eine Gesellschaft hatte eine ausreichende Kasse gestiftet, schöne, weitläufige Räume gemietet, um sich von Zeit zu Zeit zu versammeln Eine Gemäldereihe füllte sehr bald den großen Saal, eine reiche Kupferstichsammlung ward von Herrn Brönner nebst einer ansehnlichen Summe vermacht, ja sogar von dem Fürsten Primas alle den aufgehobenen Klöstern entnommenen Gemälde dieser Anstalt zugeeignet. Wird man hinlängliche Räume bereiten, um diese Bilder gehörig aufstellen zu können, so wird die Einsicht in die Verdienste der oberdeutschen-oberrheinischen Schule, mit welcher Frankfurt näher im Verkehr gestanden als mit der niederrheinischen-brabäntischen, sehr gefördert werden.

Der Sammlung des Dekans aller in Frankfurt lebenden echten Kunstfreunde, des Herrn Städel, wird in Ehren gedacht; Gemälde, Handzeichnungen, Kupferstiche aller Schulen finden sich in dessen Besitz. Man will wissen, daß dieser treffliche Mann seine Kunstschätze sämtlich nebst geräumigem Lokal und ansehnlichen Kapitalien dem gemeinsamen Nutzen gewidmet habe. An den Sammlungen der Herrn Dr. Grambs, Brentano, von Gerning, Becker u. a. erfreut sich der Reisende, sowie auch des im hohen Alter fleißig fortarbeitenden Herrn Morgensterns, welcher für den geschicktesten Wiederhersteller gelten darf. Auch die unter Herrn Dr. Grambs' Aufsicht stehende Zeichenschule wird besucht. Ist aber von der Zukunft die Rede, so wird eine förmliche Kunstakademie widerraten, die Begünstigung vorzüglicher Künstler aber gewünscht; jeder Meister versammelte dann Schüler häuslich um sich her und bildete sie praktisch. Man erinnert an solche Familienschulen der Feyerabend, Merian, Roos, Schütz. Lebende Künstler werden genannt und gerühmt. Eine Gesellschaft von Kupferstichbesitzern versammelt sich regelmäßig, um sich reihum belehrend zu unterhalten.

Kunsthandel wird empfohlen; die Bemühungen der Brönnerischen, Wilmansischen und Wennerischen Handlungen,

19 ff. Man will wissen ... gewidmet habe. Noch in demselben Jahre, 1816, trat die reiche Stiftung als „Städelsches Institut“ ins Leben. Siehe „Kunst und Altertum“ I. Band, 2. Heft, S. 208 f.

Kunstliebe zu verbreiten, werden als höchst schätzbar dargestellt Der Reisende wünscht ein Verzeichnis aller Kunstschätze von Frankfurt und ähnlicher Merkwürdigkeiten, wenn auch nur erst summarisch, sowohl zu Leitung in der Gegenwart als zur Erinnerung in der Abwesenheit. Die Singschule des Herrn Düring verschafft einen fröhlichen Sonntagsmorgen.

Zu wichtigen Betrachtungen und bedeutender Unterhaltung giebt das Senckenbergische Stift nunmehr Anlaß. Der Zustand, in welchem die wissenschaftliche Abteilung sich durch die bösen Jahre hingehalten, wird im einzelnen beachtet, die Thätigkeit und Willfährigkeit der dabei angestellten Männer mit Freuden anerkannt und die Hoffnung einer schön eintretenden Ordnung, Erneuerung, Erweiterung aller Teile ganz nahliegend, sodann auch wahrscheinlich gefunden, daß eine Vereinigung aller Frankfurter Kenner und Liebhaber wissenschaftlicher Gegenstände bald stattfinden werde. Hierauf werden die Vorteile gezeigt, welche durch Begünstigung der Wissenschaft große Städte sich aneignen können.

In Offenbach wird die Sammlung ausgestopfter Vögel des Herrn Hofrat Meyer mit großer Aufmerksamkeit beschaut.

In Hanau werden vorerst die daselbst bisher wirkenden Naturforscher genannt, sodann erzählt, wie sie die Wetterauische Gesellschaft gegründet und ein Museum angelegt. Des leider zu früh verschiedenen vortrefflichen Leislers und seiner hinterlassenen Sammlungen wird gedacht, des Herrn Dr. Gärtner Bemühungen um Pflanzenkunde, dessen Sammlungen von Säugetieren, Vögeln und Konchylien als Belege seiner Verdienste um vaterländische Zoologie betrachtet.

Das Mineralienkabinett des Herrn Geheimerats Leonhard, über 7000 Exemplare stark, sondert sich in eine oryktognostische und eine geognostische Hälfte; das Ganze bezieht sich auf die systematisch-tabellarische Übersicht, die wir kennen. Alle Exemplare sind charakteristisch und frisch, der gleichmäßige Format hat viel Gefälliges. Vollständig bis auf die neusten Zeiten ist die Sammlung. Der geognostische Teil macht das Studium des Vorkommens der Fossilien wichtig und belehrend, eine bisher viel zu sehr vernachlässigte und nun wieder hervorgeforderte Rücksicht. Auch hat sich derselbe durch Stiftung eines mineralogisch-merkantilischen Instituts Ansprüche auf den Dank der Naturfreunde erworben.

Die Zeichenschule, welcher Herr Westermayr vorsteht, ist wohl gegründet und trägt schöne Früchte. Die Namen der sich in Hanau aufhaltenden Maler werden genannt und der wichtigen Arbeiten in Gold, Emaille und Juwelen sowie anderer Fabrikationen zum Schlusse gedacht.

Daß der Reisende Aschaffenburg nur aus Erzählungen kennt und also nur oberflächlich von dortigen Gegenständen spricht, wird ihm verziehen sein wegen der guten Wünsche, die er für diesen schönen und wohlgelegenen Ort zu thun sich die Freiheit nimmt.

Darmstadt ist von ihm wohlgekannt, geschätzt und verehrt. Das Großherzogliche Museum wird auch künftig unter den Anstalten dieser Gegenden immer zu den vorzüglichsten gezählt werden, und dessen musterhafte Einrichtung dient gewiß ähnlichen Unternehmungen zur Richtschnur. In dem geräumigsten Lokal sind die mannigfaltigsten Gegenstände ohne Prunk, aber mit Ordnung, Würde und Reinlichkeit aufgestellt. Herrliche Statuen in vortrefflichen Gipsabgüssen; zahlreiche Büsten, Körperteile, Basreliefs, alles in den anständigsten Räumen; nachgebildet in Kork römische, italienische, deutsche Monumente; zahlreiche, schätzbare Gemäldesammlungen und Musterstücke der Kunst; Merkwürdigkeiten aller Jahrhunderte und Gegenden. Ein Katalog würde Erstaunen erregen.

In dieser reichen Sammlung erfreut zugleich die Lebendigkeit, nirgends eine Stockung bemerkbar, alle Fächer sind in Bewegung, überall schließt sich etwas Neues an, überall fügt sich's klar und besser.

Eine naturhistorische Sammlung, reich und vollständig, steht dieser Kunstsammlung zur Seite. In hellen Galerien aufgeordnet, finden sich die drei Reiche der Natur, an welchen immer durch thätige Männer Reinlichkeit erhalten, das Erfreuliche für den Beschauer vermehrt und Ordnung für den Wissenden und Wißbegierigen klärer eingerichtet wird.

Eine höchst ansehnliche, so würdig als reinlich aufgestellte Bibliothek setzt den Reisenden in Verwunderung, so daß er, wenn er völlig fremd und mit den Verhältnissen ganz unbekannt wäre, notwendig auf den Geist, der einem solchen Körper Leben giebt und erhält, aufmerksam werden müßte. Ihre Königliche Hoheit der Großherzog haben lange Jahre unter den ungünstigsten Um-

ständen solche schöne Neigung ununterbrochen gehegt, und Herr Geheime Kabinetsrat Schleiermacher unter höchstem Vertrauen alles das, was wir bewundern, anordnen und erhalten können.

Thätige Künstler werden gerühmt: Herr Oberbaurat Moller, Architekt sowohl als Beförderer der neusten Bemühungen, das Andenken alter Denkmäler zu erhalten. Herr Primavesi, dessen Absicht, die Rheingegenden von den Quellen herab nach Natur zu zeichnen und herauszugeben, wird angedeutet, sowie von dessen Verdiensten noch manches insbesondere nachzumelden wäre.

In Heidelberg verspart der Reisende, von der Lage der Stadt, dem wichtigen Einfluß der Akademie und des anmutigen Umgangs zu sprechen. Er wendet sich zuerst zur Boisseréeschen Sammlung und erzählt die Geschichte ihres Entstehens. Darauf holt er etwas weit aus. Die Erniedrigung der Welt unter späteren Römern, das Versinken der Kunst muß er zuerst bereden. Die Vorteile der christlichen Religion als Kunsterhalterin spricht er umständlich aus, wie er denn auch ferner ableitet, wie in Byzanz alle Kunst mumienhaft geworden. Die Vorteile aber, welche die byzantinische Gilde noch immerfort als Überlieferung bewahrt, werden anerkannt und eine über die ganze gebildete Welt verbreitete Einwirkung dargestellt. Nun gelangen wir an den Niederrhein, wo ebenfalls byzantinische Schulen stattgefunden. Hier wird nun der Vorteil bemerklich gemacht, daß günstige Gegenstände dort obwalteten. Eine junge Prinzeß mit ihren Frauen, ein junger Held mit seinen Rittern haben dort gelebt und gelitten. Vor allen aber wird das Glück der niederländischen Künstler gepriesen, daß ein so günstiger Gegenstand als der dreier, ein Kind auf der Mutter Schoß in niedriger Hütte anbetenden Könige ihnen als National-Gegenstand aufgenötigt wurde.

Mit Sorgfalt wird hier nun bemerklich gemacht, wie sich die düstere byzantinische Trockenheit im dreizehnten Jahrhundert in ein frohes Naturgefühl aufgelöst, und zwar nicht etwa als Nachahmung des einzelnen Wirklichen, sondern als behagliche Augenlust, die sich im allgemeinen über die sinnliche Welt aufthut.

Die materiellen und technischen Kennzeichen dieser Gemälde sind Goldgrund, eingedruckte Heiligenscheine ums Haupt, die

21 f. Eine junge Prinzeß ... gelitten. Anspielung auf die Legende, nach der eine britannische Prinzessin Ursula mit einer Schar von edlen Jungfrauen und ein afritanischer Prinz Gereon mit einer Anzahl von Jünglingen nach Köln gekommen sein und dort als Märtyrer der Kirche den Tod erlitten haben sollen.

glänzende Metallfläche oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig gestempelt oder durch braune Umrisse und Schattierungen zu vergoldetem Schnitzwerk scheinbar umgewandelt. Gründe, warum man diese Bilder dem dreizehnten Jahrhundert zuschreiben darf.

Ein Bild der heiligen Veronika, wahrscheinlich byzantinische Komposition, mit niederländischem weichem heitern Pinsel gemalt, wird gerühmt, und weil denn doch jede Beschreibung eines ungesehenen Bildes unzulänglich ist, ein Umriß desselben gegeben. Das Verdienst größerer Tafeln in gleichem oder ähnlichem Sinne wird gewürdigt.

Das Dombild zu Köln tritt nun ein, byzantinische Komposition beibehaltend, aber sich schon ganz für das Porträt erklärend. Hier fassen die Künstler schon wieder vollkommnen Fuß in der Natur. Dieses Bild verdient große Aufmerksamkeit; nur wünscht man, daß es nicht übertrieben erhöht, durch Hymnen versüßlicht und durch enthusiastische Mystik verständigen Kennern widrig gemacht werde. Es ist 1410 gemalt und stellt sich also in die Epoche, wo Johann von Eyck schon als entschiedener Künstler blühte. Und so dient es, das Unbegreifliche der Eyckschen Vortrefflichkeit einigermaßen zu erklären, indem es bezeugt, was für Zeitgenossen dieser vorzügliche Mann gehabt. Das Dombild war die Achse genannt worden, worum sich die ältere niederländische Kunst in die neue dreht; nun betrachtet man die Eyckschen Werke als zur Epoche der völligen Umwälzung jener Kunst gehörig. Schon in den ältern byzantinisch-niederrheinischen Bildern finden wir die eingedruckten Teppiche manchmal perspektivisch, obgleich ungeschickt behandelt; im Dombild erscheint keine Perspektive, weil der reine Goldgrund alles abschließt. Nun wirft Johann von Eyck alles Gestempelte sowie den Goldgrund völlig weg, ein freies Lokal thut sich auf, worin nicht allein die Hauptpersonen, sondern auch alle Nebenfiguren vollkommen Porträt sind, von Angesicht, Statur und Kleidung, so auch völlig Porträt jede Nebensache. In Evidenz wird nun der ungeheure Vorteil gesetzt, daß er das Ölmalen wo nicht erfunden, doch wenigstens zuerst als Mann von Geist und Talent in auffallende Übung gebracht. Und so wird denn auch, gedrängt von ihm und seinen Verdiensten, das Mögliche ausgesprochen, so daß es hier nicht weiter ins Engere zu bringen ist.

Zuletzt aber wiederholt sich's immer, daß von solchen Werken wenigstens Umrisse dem Publikum vorgelegt werden müßten, wie

in diesem Heft von dem Bild der Veronika geschehen, weil sonst alles auf Rederei und Verselei hinausgeht, wozu weder Natur noch Kunstgegenstand erfordert wird.

Hier macht der Herausgeber nun eine Pause und verspricht, in dem nächsten Stück die übrigen Juwelen der Boisserée'schen Sammlung gleicherweis zu behandeln, den werten Künstlern Hemling, Israel von Mecheln, Lukas von Leyden, Quintin Messis und manchen Ungenannten echt deutsche Originalität zu behaupten; hingegen bei Schoreel, Hemskerk, Schwarz u. a. italienischen Einfluß nicht zu verleugnen, welchem jedoch die Niederländer in späterer Zeit sich wieder entziehen und eine fromme Nachbildung der Natur mit ebenso viel Religion behandeln, als ihre Vorgänger heilige Überlieferungen

Er hofft hierauf sich an den Oberrhein begeben zu können, sich von den Vorzügen und Eigentümlichkeiten oberdeutscher Künstler zu durchdringen, wünscht, daß es ihm gelinge, den Unterschied, ja den Gegensatz beider Schulen herauszuheben, welche zusammen erst den Begriff von einem vollständigen Deutschtum zu erwecken imstande sind. Hiedurch denkt er von seiner Seite jedem National- und Säkularzwiespalt zu begegnen und solchen, insofern er sich gezeigt haben sollte, glücklich zu beseitigen.

Ferner wünscht der Herausgeber auch die seit- und aufwärts liegenden Schätze mit Ruhe betrachten zu können. Er verbietet sich, jene würdige Männer voreilig zu benamsen, welche daselbst wirken; nur enthält er sich nicht, dem Oberrhein zu Herrn Hebel Glück zu wünschen, einem Provinzial-Dichter, der, von dem eigentlichen Sinne seiner Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Kultur herab seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Lands- und Zeitgenossen aufzufischen und der Menge ihr Selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen.

Der nach Heidelberg zurückgelangten Manuskripte wird mit Bezug auf frühere Dichtkunst dankbar gedacht, ein neuaufgefundener Original-Domriß umständlich beschrieben, auch von der älteren Steinmetzen-Brüderschaft vorläufige Nachricht gegeben, so wie denn der Schluß erfreulicher und hoffnungsvoller Ereignisse kurze Meldung thut.

25. Herrn Hebel. Vgl. oben Goethes Beurteilung von Hebels „Allemannischen Gedichten“ S. 95 ff.

Ein Umschlag, auf den Inhalt bezüglich, schmückt das Ganze. Der Verfasser wünscht, daß eine freundliche Aufnahme des Gegebenen, welches eigentlich nur als ein fortwährender Dank des Reisenden für so vieles empfangene Gute anzusehen sei, die Fortsetzung befördern möge. Mitte März wird gedachtes Heft ausgegeben.

Über die Entstehung des Festspiels zu Ifflands Andenken.

(Morgenblatt Nr. 67. Den 18. März 1816. S. 265—266.)

Das festliche Nachspiel zu den „Hagestolzen" Ifflands haben unsre Leser*) selbst beurteilt; über dessen Entstehung fügen wir auch einige Betrachtungen hinzu, welche vielleicht nicht ohne Frucht bleiben werden.

Es gehört nämlich dieses Stück nicht einem Verfasser an, es ist vielmehr eine gesellige Arbeit, wie solche schon seit geraumer Zeit bei uns herkömmlich sind. Denn so ist z. B. die Fortsetzung des Vorspiels Was wir bringen, zum Andenken Reils in Halle aufgeführt, gleicherweise entstanden, nicht weniger jene Sammlung kleiner Gedichte, im August 1814 unserm gnädigsten, aus dem Felde zurückkehrenden Herrn als Willkommen dargebracht.

Solche gesellige Arbeiten sind der Stufe, worauf die Kultur unseres Vaterlandes steht, vollkommen angemessen, indem eine Fülle von Empfindungen, Begriffen und Überzeugungen allgemein übereinstimmend verbreitet ist, sowie die Gabe, sich rhythmisch angenehm und schicklich auszudrücken.

Vorzüglich aber findet bei Gelegenheitsgedichten ein gemeinsames Arbeiten sehr günstig statt; denn indem der Gegenstand entschieden gegeben ist und also über dasjenige, was man zu sagen hat, kein Zweifel bleiben kann, so wird man sich über die Art und Weise, wie es zu sagen sei, gewiß leichter vereinigen, als wenn die Wahl des Stoffes willkürlich wäre, wobei sich das Interesse der Mitarbeitenden leichter entzweien könnte.

*) Morgenblatt, Nr. 151 und 152, 1815.

7. Über die Entstehung des Festspiels zu Ifflands Andenken. Siehe die Einleitung zu dem „Festspiel" im 11. Bande unsrer Ausgabe S. 253 f. Der vorliegende Aufsatz ist schon im Jahre 1815 geschrieben; bereits in seinem Briefe an Levezow vom 15. Oktober 1815 bezieht sich Goethe darauf. — 14. es ist vielmehr eine gesellige Arbeit. Von Goethe und Friedrich Peucer, siehe dessen Weimarische Blätter. Leipzig 1834. — 15 f. die Fortsetzung des Vorspiels „Was wir bringen". Gemeinsame Arbeit Goethes und Riemers. — 17 f. jene Sammlung kleiner Gedichte. Siehe oben S. 195. — 18. im August 1814, genauer am 1. September.

Schließt sich nun, wie es hier geschehen, die neue Arbeit an eine ältere, schon vorhandene unmittelbar an, so wird man sich noch leichter über den Plan vereinigen, ja sich in Scenen teilen, je nachdem sie dem einen oder dem andern zusagen. Hieraus entstehen unzuberechnende Vorteile.

Jeder Künstler bildet sich in sein Kunstwerk hinein, und so muß auf die Länge (und wer wird sich nicht gern aufs längste seines Talentes erfreuen wollen), es muß zuletzt eine gewisse Eintönigkeit entstehen, weshalb denn der Zuschauer und Zuhörer, wenn er sich immer in allzu bekannter Gesellschaft findet, endlich ohne Teilnahme bleibt und wohl gar gegen das schönste Talent ungerecht wird. Verbinden sich aber mehrere, in demselben Sinn und Geist zu arbeiten, so entsteht unmittelbar eine größere Mannigfaltigkeit; denn die innigsten Freunde sind oft der Richtung und Liebhaberei nach ganz verschieden, sie leben in entgegengesetzten Wirkungs- und Lustkreisen, auf welche sich Begriffe, Gefühle, Anspielungen und Gleichnisse beziehen, woraus denn eine Fülle entspringen kann, die auf anderem Wege nicht zu hoffen wäre.

Freilich, aus eben schon angeführten Gründen schickt sich zu Gelegenheitsgedichten diese Art zu arbeiten am allerbesten, vorzüglich auch weil hier keine selbständigen, dauerhaften Meisterwerke gefordert werden, sondern solche, die nur im Vorübergehen einen Augenblick reizen und gefallen sollen. Aber auch dieses ist nicht so unbedeutend, wie es scheinen möchte, da auf dem deutschen Theater solche Gelegenheiten oft genug vorkommen und aufgeweckte Geister, die sich einmal verbunden hätten, dergleichen Anlässe lebhaft ergreifen, ja wohl gar selbst erschaffen würden.

Nach unserer Überzeugung giebt es kein größeres und wirksameres Mittel zu wechselseitiger Bildung als das Zusammenarbeiten überhaupt, besonders aber zu theatralischen Zwecken, wo, nachdem sich Freunde beredet, gestritten, vereinigt, bezweifelt, überlegt und abgeschlossen, zuletzt bei öffentlicher Darstellung die Aufnahme, welche das Publikum gewährt, den Ausschlag entscheidet und die Belehrung vollendet.

Gewiß würde dieses besonders in größern Städten, wo dergleichen Versuche öfters zu wiederholen wären, auch auf die selbständigsten Stücke den günstigsten Einfluß haben. Iffland hätte uns bis an sein Ende gewiß erfreuliche Werke geliefert, wenn er sich beizeiten zu frischen, jungen Männern gesellt und sich aus

seiner immer mehr sich verdüsternden Lebensansicht in Gesellschaft glücklicher Jugend gerettet hätte.

Müßte ich nicht wegen des Vorgesagten schon Zweifel und Tadel befürchten, so könnte ich bekannte Schauspieldichter nennen (niemand errät sie, und sie wunderten sich selbst, ihren Namen hier zu finden), welche, wenn sie mit reagierenden Freunden in Gesellschaft treten wollten, sich um die deutsche Bühne sehr verdient machen würden. Ich brauche mit Bedacht den chemischen Ausdruck, welcher nicht allein ein Gegen-, sondern ein Mit- und Einwirken bezeichnet; denn aus Freundeskreisen, wo nur ein Sinn und ein Ton herrscht, möchte für diese Zwecke wenig zu hoffen bleiben.

Sollten diese meine Worte einige Wirkung hervorbringen, so würde ich sehr gern meine eigenen Erfahrungen mitteilen, um die Bedingungen deutlich zu machen, unter welchen ein solcher poetischer Gemeingeist möglich und denkbar sei.

In Deutschland wird auf alle Fälle der Vorschlag weniger Ausübung finden, weil der Deutsche isoliert lebt und eine Ehre darin sucht, seine Individualität originell auszubilden. Ein merkwürdiges Beispiel, wie einzeln der Deutsche in ästhetischen Arbeiten dasteht, zeigt sich daran, daß bei der größten, ja ungeheuersten Gelegenheit, wo die ganze Nation mit einem Sinn und Mut wirkte und mit verschlungenem Bestreben ohne irgend eine Rücksicht das höchste Ziel erreichte, daß in diesem Augenblick die Mehrzahl der deutschen Dichtenden nur immer einzeln, mit persönlichem Bezug, ja egoistisch auftrat. Es kann sich unter der Masse jener Gedichte uns unbewußt einiges befinden, wie wir es wünschen; uns aber ist nichts zu Gesicht gekommen, wo sich Paare wie Orest und Pylades, Theseus und Pirithous, Kastor und Pollux verbunden hätten, um Ernst und Heiterkeit, Verwegenheit und Klugsinn, Leben und Tod in dem Strudel des Kriegsspiels poetisch oben zu halten. Am wünschenswertesten wäre es gewesen, wenn Chöre von Freunden, welche gewiß bei manchen Heeresabteilungen zusammen fochten, sich beredet hätten, der Nachwelt ein wunderfames Denkmal ihrer rühmlichen Thätigkeit zu hinterlassen. Wäre in Deutschland ein wahrhaftes freies Zusammenarbeiten von verschiedenen Talenten im Gange gewesen, so hätte es auch hier sich gewiß und auf das glänzendste gezeigt.

Wie sollte aber sogleich nach Jahren des Drucks, wo man

sich in weiteren und engeren Kreisen auf jede Art zu verwahren suchte und in Verbindung mit andern wichtigere Zwecke vor Augen hatte, ein solches frohes und freies poetisches Zusammenleben stattfinden? Vielleicht giebt das erneuerte, mit aufgeregtem Sinn begonnene große Bestreben nach unsern friedlichen Wünschen auch solchem dichterischen Beginnen eine glückliche Wendung.

W. im Mai 1815. Goethe.

Über die neue Ausgabe der Goetheschen Werke.

(Morgenblatt Nr. 101. Den 26. April 1816. S. 402—403.)

Schon lange Jahre genießt der Verfasser das Glück, daß die Nation an seinen Arbeiten nicht nur freundlich teilnimmt, sondern daß auch mancher Leser, den Schriftsteller in den Schriften aufsuchend, die stufenweise Entwicklung seiner geistigen Bildung zu entdecken bemüht ist. Wie sehr er dieses zu schätzen weiß, ist mehrern verehrten Personen bekannt, die mit ihm in nähern Verhältnissen stehen; aber auch Entfernte können daraus abnehmen, daß ihm ihre Teilnahme lieb und wert ist, da er für sie die Darstellung seines Lebens unternommen hat, deren Hauptzweck es ist, die Entwicklung schriftstellerischer und künstlerischer Fähigkeiten aus natürlichen und menschlichen Anlagen faßlich zu machen.

Wenn er nun aber vernimmt, daß man in gleicher Ansicht den Wunsch hegt, die neue Ausgabe seiner Schriften möchte chronologisch geordnet werden, so hält er es für Schuldigkeit, umständlich anzuzeigen, warum dieses nicht geschehen könne.

Wir haben zwar an der Ausgabe Schillerscher Werke ein Beispiel solcher Anordnung; allein der Herausgeber derselben war in einem ganz andern Falle, als der ist, in welchem wir uns gegenwärtig befinden. Bei einem sehr weiten Gesichtskreise hatte Schiller seinen Arbeitskreis nicht übermäßig ausgedehnt. Die Epochen seiner Bildung sind entschieden und deutlich; die Werke, die er zustande gebracht, wurden in einem kurzen Zeitraume vollendet. Sein Leben war leider nur zu kurz, und der Herausgeber übersah die vollbrachte Bahn seines Autors. Die Goetheschen Arbeiten hingegen sind Erzeugnisse eines Talents, das sich nicht

8. Über die neue Ausgabe der Goetheschen Werke. Die Ausgabe erschien in den Jahren 1815—1819 in 20 Bänden. Am Schluß des 20. Bandes ist dieser Aufsatz wieder abgedruckt und um den hinter dem ersten Datum angehängten Teil vermehrt.

stufenweis entwickelt und auch nicht umherschwärmt, sondern gleichzeitig aus einem gewissen Mittelpunkte sich nach allen Seiten hin versucht und in der Nähe sowohl als in der Ferne zu wirken strebt, manchen eingeschlagnen Weg für immer verläßt, auf andern lange beharrt. Wer sieht nicht, daß hier das wunderlichste Gemisch entspringen würde, wenn man das, was den Verfasser gleichzeitig beschäftigte, in einen Band zusammenbringen wollte, wenn es auch möglich wäre, die verschiedensten Produktionen dergestalt zu sondern, daß sie sich alsdann wieder der Zeit ihres Ursprungs nach neben einander stellen ließen?

Dieses ist aber deshalb nicht thulich, weil zwischen Entwurf, Beginnen und Vollendung größerer, ja selbst kleiner Arbeiten oft viele Zeit hinging, sogar bei der Herausgabe die Produktionen teilweise umgearbeitet, Lücken derselben ausgefüllt, durch Redaktion und Revision erst eine Gestalt entschieden wurde, wie sie der Augenblick gewährte, in welchem sie den Weg einer öffentlichen Erscheinung betraten. Diese Verfahrungsart, die teils aus einem unruhigen Naturell, teils aus einem sehr bewegten Leben hervorging, kann auf keinem andern als dem angefangenen Wege deutlich gemacht werden, wenn dem Verfasser nämlich gewährt ist, seine Bekenntnisse fortzusetzen. Alsdann wird der vierte Band, welcher bis zu Ende von 1775 reicht, die bedeutendsten Anfänge vorlegen; durch die Reise nach Italien wird sodann die erste Ausgabe bei Göschen, und was bis dahin vollbracht worden, ins klare gesetzt, woraus denn hervorgehen dürfte, daß eine Zusammenstellung nach Jahren und Epochen keineswegs zu leisten sei.

Noch andre Betrachtungen treten ein, welche nicht abzuweisen sind. Die Mehrzahl der Leser verlangt die Schrift und nicht den Schriftsteller; ihr ist darum zu thun, daß sie die Arbeiten nach ihrer verschiednen Art und Natur in Gruppen und Massen beisammen finde, auch in diesem Sinne einen und den andern Band zu irgend einem Gebrauch sich wähle. Der Komponist, Sänger, Deklamator will die Lieder, die kürzern Gedichte beisammen, um sich deren auf Reisen, in Gesellschaften bedienen zu können. Diese sämtlichen Freunde würden unzufrieden sein, wenn sie solche Produktionen, die sie vorzüglich interessieren, in viele Bände zerstreut sähen. Ja, es dürften nicht einmal mehrere spätere Lieder, die schon komponiert und gedruckt sind, in diese Ausgabe

aufgenommen werden, weil sie einer Epoche angehören, deren völliger Abschluß den Nachkommen überlassen bleibt.

Und so wird man denn auch dem Verleger Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn er die Einrichtung traf, daß die erste Ausgabe vollkommen brauchbar bleiben und mit wenigem Aufwande der zweiten völlig gleich ergänzt werden konnte.

Damit man aber des Verfassers Bereitwilligkeit sehe, allen billigen Wünschen entgegenzukommen, so wird er dieser neuen Ausgabe einen Aufsatz hinzufügen, der dasjenige, was in den Bekenntnissen schon gesagt worden, im kurzen wiederholen und das, was noch zu sagen übrig bleibt, gleichfalls kurz, jedoch wesentlich darlegen wird.

Sind die versprochenen zwanzig Bände durch die Gunst des Publikums beendigt und herausgegeben, alsdann wird eher die Frage zu beantworten sein, inwiefern eine Fortsetzung, ja vielleicht auch eine Ausgabe der wissenschaftlichen Arbeiten zu wünschen sei.

Und so glaubt man durch aufrichtige Darlegung der Umstände dem teilnehmenden wohlwollenden Leser so viel als möglich genug gethan zu haben.

Weimar, den 31. März 1816.

So lauteten Erklärung und Vorsatz, wie das Morgenblatt solche vor drei Jahren mitteilte, als man eine chronologisch-folgerechte Ausgabe meiner Druckschriften abzulehnen für nötig fand. Die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens spricht sich im Vorstehenden genug aus.

Jetzt aber, da man beabsichtigte, von jenen schriftstellerischen Arbeiten eine chronologische, auch nur flüchtig verknüpfte Darstellung zu geben, tritt ebenderselbe Fall ein. Dasjenige, was von meinen Bemühungen im Drucke erschienen, sind nur Einzelnheiten, die auf einem Lebensboden wurzelten und wuchsen, wo Thun und Lernen, Reden und Schreiben unabläßig wirkend einen schwer zu entwirrenden Knaul bildeten.

Man begegnete daher vielfachen Schwierigkeiten, als man jener Zusage nur einigermaßen nachleben wollte. Man hatte versucht, die Anläße, die Anregungen zu bezeichnen, das Offenbare mit dem Verborgenen, das Mitgeteilte mit dem Zurückgebliebenen durch ästhetische und sittliche Bekenntnisse zusammenzuknüpfen; man hatte getrachtet, Lücken auszufüllen, Gelungenes und Mißlungenes,

nicht weniger Vorarbeiten bekannt zu machen, dabei anzudeuten, wie manches zu einem Zweck Gesammelte zu andern verwendet, ja wohl auch verschwendet worden. Kaum aber war man mit solchen Bemühungen, den Lebensgang folgerecht darzustellen, einige Lustra vorgeschritten, als nur allzu deutlich ward, hier dürfe keine kursorische Behandlung stattfinden, sie müsse vielmehr derjenigen gleichen, wie sie schon in den fünf biographischen Bänden mehr oder weniger durchgesetzt worden.

Daher mußte man sich gegenwärtig zu einem summarisch-chronologischen Verzeichnis entschließen, wie es hier zunächst mit dem Wunsche erfolgt, es möge einstweilen zum Faden allgemeiner Betrachtung dienen, an welchem auch künftig der freundliche Leser einer ausgeführteren Darstellung folgen möchte.

Weimar. März 1819.

1769.

Die Laune des Verliebten; die Mitschuldigen.

Von 1769 bis 1775.

Werther; Götz von Berlichingen; Clavigo; Stella; Erwin und Elmire; Claudine von Villa bella; Faust; die Puppenspiele; Prolog zu Bahrdt; Fragmente des ewigen Juden; Anteil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen und Recensionen dahin.

Von 1775 bis 1780.

Lila; die Geschwister; Iphigenia; Proserpina; Triumph der Empfindsamkeit; Hans Sachs; Anfänge des Wilhelm Meister; Wanderung von Genf auf den Gotthard; Jery und Bätely.

Von 1780 bis 1786.

Elpenor; die Vögel; Scherz, List und Rache; Wilhelm Meister fortgesetzt.

1787 und 1788.

Ausgabe meiner Schriften bei Göschen in 8 Bänden. Iphigenia; Egmont; Tasso umgearbeitet und abgeschlossen. Claudine von Villa bella; Erwin und Elmire in reinere Opernform gebracht.

1789.

Der Groß-Cophta; die ungleichen Hausgenossen unvollendet. Das Römische Karneval; Stammbaum Cagliostros.

1790.

Metamorphose der Pflanzen; Römische Elegien, Venetianische Epigramme; vergleichende Anatomie; Abhandlung über den Zwischenknochen.

1791.

Optischer Beiträge, Erstes Stück. Bearbeitung italienischer und französischer Opern.

1792.

Optischer Beiträge, Zweites Stück.

1793.

Reinecke Fuchs; der Bürgergeneral; die Aufgeregten; die Unterhaltung der Ausgewanderten mit dem angefügten Märchen.

1794.

Vorbereitung zu den Horen.

1795.

Abdruck derselben und Teilnahme daran. Grundschema einer vergleichenden Knochenlehre. Wilhelm Meister vollständig.

1796.

Alexis und Dora; der neue Pausias; Braut von Korinth; Gott und Bajadere, die Xenien sämtlich für den Schillerschen Musenalmanach. Herrmann und Dorothea begonnen.

1797.

Dasselbe vollendet und herausgegeben. Euphrosyne, Trauergedicht.

1798.

Weissagungen des Bakis; Achilleis; Cellinis Leben für die Horen; Diderot von den Farben und der Sammler für die Propyläen.

Gf. Bearbeitung italienischer und französischer Opern. Davon ist bisher nichts gedruckt worden; auch geben die Verzeichnisse der in Weimar unter Goethes Leitung aufgeführten Opern keinen Anhalt für Vermutungen nach dieser Richtung. Im Goethe-Archiv befindet sich aber ein großes Konvolut von Goetheschen Arbeiten zu Operntexten.

1799.

Mahomet übersetzt; Plan zur natürlichen Tochter.

1800.

Paläophron und Neoterpe; neuere kleinere Gedichte bei Unger herausgegeben. Die guten Frauen für den Damenkalender. Tankred, übersetzt.

1801.

Theophrast von den Farben, Geschichte der Farbenlehre.

1802.

Was wir bringen, Vorspiel.

1803.

Der natürlichen Tochter, Erster Teil abgeschlossen. Entwurf der beiden andern. Cellini, vollständig mit kunstgeschichtlichen Bemerkungen.

1804.

Anteil an der Jenaischen allgemeinen Litteratur-Zeitung und Recensionen dahin. Götz von Berlichingen fürs Theater; Winkelmanns Briefe herausgegeben.

1805.

Übersetzung von Rameaus Neffen. Ausgabe meiner Werke in 12 Bänden bei Cotta, zugleich Druck der Farbenlehre begonnen.

1806.

Vorstehendes fortgesetzt.

1807.

St. Joseph der Zweite; die neue Melusine; die gefährliche Wette; der Mann von fünfzig Jahren; die pilgernde Thörin; methodischer Katalog der Karlsbader Mineraliensammlung.

1808.

Pandora, erster Teil; das nußbraune Mädchen; Beschreibung des Kammerbergs bei Eger.

1809.

Die Wahlverwandtschaften.

1810.

Die romantische Poesie, Maskenzug, ausgelegt in Stanzen; russischer Völkerzug, begleitet von Liedern; J. M. der Kaiserin von Östreich gewidmete Gedichte in Karlsbad; Ausgabe der Farbenlehre in zwei Bänden, nebst einem Heft dazu gehöriger Tafeln und deren Auslegung.

1811.

Erster Band der Biographie. Romeo und Julie fürs deutsche Theater; Rinaldo, Kantate.

1812.

Zweiter Band der Biographie; drei Gedichte an die Majestäten im Namen der Karlsbader Bürger.

1813.

Über Ruysdaels Landschaften; Beschreibung der Berghöhen als landschaftliches Bild; Romanzen: der Totentanz, der getreue Eckhard, die wandelnde Glocke; Epilog zum Esser; zu Wielands Totenfeier.

1814.

Dritter Band der Biographie; Vorspiel für Halle; Totenopfer für Reil; Epimenides Erwachen; Gastmahl der Weisen; Gedichte dem Großherzog zum Willkommen.

1815.

Neue Ausgabe meiner Werke in der Cottaschen Buchhandlung beginnt.

1816.

Kunst und Altertum, 1. Heft; Rochusfest geschrieben; Italienische Reise, 1. Band.

1817.

Kunst und Altertum, 2. Heft; Italienische Reise, 2. Band; Morphologie, 1. Heft.

1818.

Kunst und Altertum, 3. Heft; der Abdruck des Divans mit einem Nachtrag zu besserem Verständnis, des vierten Hefts von

19 f. Totenopfer für Reil. Die Fortsetzung des Vorspiels „Was wir bringen".

Kunst und Altertum, der Festgedichte bei Anwesenheit Ihro der Kaiserin Mutter Majestät in Weimar und die Ablieferung der beiden letzten Bände der neuen Ausgabe meiner Werke verzieht sich bis ins Jahr 1819.

Die Geheimnisse. Fragment von Goethe.

(Morgenblatt Nr. 102. Den 27. April 1816. S. 405—406.)

Abgedruckt später in den Werken bei den „Geheimnissen“, mit Ausnahme der Einleitung. In unsrer Ausgabe Bd. III, 1, 167 ff. ist in der Anmerkung auch diese Einleitung hinzugefügt

Im „Morgenblatt“ trägt der Aufsatz die Unterschrift „Weimar, den 9. April. Goethe.“

1817.

Über Kunst und Altertum in den Rhein- und Main-Gegenden. Drittes Heft. Stuttgart 1817.

Deutsche Sprache.

(Über Kunst und Altertum. Erster Band. Drittes Heft. 1817. S. 39—51.)

Einige jüngere Kunstgenossen, welche den ersten Aufsatz des zweiten Heftes gelesen und daselbst die altertümlende, christelnde Kunst nicht zum besten behandelt fanden, erwehrten sich nicht der Frage: ob denn die weimarischen Kunstfreunde im Jahre 1797, als der Klosterbruder herausgegeben ward, schon derselben Meinung gewesen, ob sie schon damals die neue Richtung der deutschen Kunst mißbilligt? worauf denn notwendig eine bejahende Antwort erfolgen mußte.

Redliche junge Gemüter nahmen dieses Bekenntnis keineswegs gleichgültig auf, sondern wollten es für eine Gewissenssache halten, ja tadelhaft finden, daß man nicht gleich die strebenden Künstler, besonders die, mit welchen man enger verbunden, gewarnt, um so schädlich einschleichendem Übel vorzubeugen. Hierauf nun konnte man verschiedenes erwidern. Es sei nämlich in allen solchen Fällen ein ebenso gefährlich als unnützes Unternehmen, verneinend, abratend, widerstrebend zu Werke zu gehen; denn wenn junge gemütvolle Talente einer allgemeinen Zeitrichtung folgen und auf diesem Wege ihrer Natur gemäß nicht ohne Glück zu wirken angefangen, so sei es schwer, ja fast unmöglich, sie zu überzeugen, daß hieraus für sie und andere in

Über Kunst und Altertum in den Rhein- und Main-Gegenden. Drittes Heft. — Deutsche Sprache. 4. Ein Neudruck dieses Aufsatzes, verbunden mit der Abhandlung Ruckstuhls, erschien unter dem Titel: „Goethe-Ruckstuhl. Von der Ausbildung der deutschen Sprache" in Gießen 1890. — 6 f. den ersten Aufsatz des zweiten Heftes. Er führt den Titel: „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst". — 10. der Klosterbruder. Die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" von Tieck und Wackenroder. Berlin 1797. Nat.-Litt. Bd. 145.

Zukunft Gefahr und Schaden entstehen werden. Man habe daher dieser Epoche stillschweigend zugesehen, wie sich denn auch der Gang derselben nur nach und nach entwickelt. Unthätig sei man aber nicht geblieben, sondern habe praktisch seine Gesinnung anzudeuten gesucht. Hievon bleibe ein unverwerfliches Zeugnis die siebenjährige Folge Weimarischer Kunstausstellungen, bei welchen man durchaus nur solche Gegenstände als Aufgabe gewählt, wie sie uns die griechische Dichtkunst überliefert oder worauf sie hindeutet, wodurch denn vielleicht auf einige Jahre der neue kränkelnde Kunsttrieb verspätet worden, ob man gleich zuletzt befürchten müssen, von dem Strome selbst hinabgezogen zu werden.

Da man nun sich von diesen Umständen unterhielt, kam die neuste Zeit zur Sprache; man fragte, ob nicht gleichfalls in derselben einiges mißfällig sein könnte, ohne daß man sich deshalb öffentlich zu erklären Lust und Befugnis habe. Eine hierüber fortgesetzte Unterhaltung bewirkte eine Gewissensaufregung, und damit man nicht etwa in zwanzig Jahren uns noch über den Lethe hinüber Vorwürfe nachschicke, so entschlossen wir uns, über deutsche Sprache und über den Fug und Unfug, welchen sie sich jetzt muß gefallen lassen, ein Wort mitzusprechen. Glücklicherweise fiel uns ein Aufsatz in die Hände, den wir unsern sämtlichen Lesern bekannt wünschen, damit durch fremden Mund ausgesprochen werde, wie wir ungefähr selbst denken.

Von der Ausbildung der Teutschen Sprache, in Beziehung auf neue, dafür angestellte Bemühungen wird im 3ten Stück des 8ten Bandes der Nemesis gefunden. Wir sind dem Verfasser vielen Dank schuldig, daß er uns der Pflicht entledigt, über diese Angelegenheit unsere Gedanken zu eröffnen. Er warnt, wie wir auch würden gethan haben, vor dem unersetzlichen Schaden, der einer Nation zugefügt werden kann, wenn man ihr selbst mit redlicher Überzeugung und aus bester Absicht eine falsche

18 ff. über deutsche Sprache ... ein Wort mitzusprechen. Gemeint sind die deutschtümelnden Bestrebungen der Sprachreiniger, gegen deren geistlose Übertreibungen sich Goethe auch sonst bald heftig (an Riemer 30. Juni 1813, an Rochlitz 1. Juni 1817: „Zu welchen ekelhaften, befremdenden Narrheiten wollen uns die deutschen Männer zwingen!"), bald milder (an Blumenthal 28. Mai 1819) ausgesprochen hat. — 26. Die „Nemesis, Zeitschrift für Politik und Geschichte", herausgegeben von Luden, erschien in Jena. — 26 f. Wir sind dem Verfasser vielen Dank schuldig. Goethe gab demselben lebhaften Ausdruck, wie H. Meyer an Ruckstuhl den 9. Juni 1816 und den 18. Mai 1817 schreibt. Er sandte den Aufsatz an die Freunde Boisserée, Knebel und Rochlitz und ermahnte Meyer (8. Juli 1817): „Benehmen Sie sich freundlich mit ihm [Ruckstuhl], er verdient's." Auch in den Annalen 1817 erwähnt Goethe den Aufsatz.

Richtung giebt, wie es jetzt bei uns mit der Sprache geschehen will. Da wir nun alles, was und wie er es gesagt, unterschreiben, so enthalten wir uns alles Weiteren und sagen nur so viel von ihm selbst, daß er nicht etwa ein Undeutscher, ein Entfremdeter sei, sondern echt und brav, wie man einen jungen Mann wünschen kann. Dies mag eine kurze Nachricht von ihm darthun und beweisen.

Karl Ruckstuhl, im Kanton Luzern von angesehenen Eltern geboren, erhielt den ersten Unterricht in seinem Vaterlande. Zum Jünglinge herangewachsen, bezog er die Universität Heidelberg und widmete sich daselbst, überzeugt, daß die Quelle wahrer Bildung nur allein bei den Alten zu suchen sei, vornehmlich philologischen Studien. Da er seinem Vaterlande im Erziehungsfache nützlich zu werden wünschte, vertrat er, um sich praktisch vorzubereiten, auf einige Zeit die Stelle eines Lehrers der alten Sprachen an der Kantonschule zu Aarau.

Als aber im Frühjahr 1815 die Ruhe unseres Weltteils wieder gefährdet schien, folgte derselbe dem edlen Triebe, persönlich am Kampf für die gute Sache teilzunehmen, und begab sich als Freiwilliger unter das preußische Heer, mit dem er auch siegreich zu Paris einzog. Unter den Waffen hat er jedoch der Wissenschaft nicht vergessen, sondern sowohl zu Paris als auf der Wiederkehr nach Deutschland überall mit Gelehrten Umgang gepflogen. Gegenwärtig lebt er in Berlin, bemüht, seine wissenschaftliche Ausbildung noch höher zu steigern; daselbst hat er denn auch den von uns empfohlenen Aufsatz geschrieben.

Wir wünschen, daß er fortfahren möge, seine Überzeugungen dem Publikum mitzuteilen. Er wird viel Gutes stiften, besonders da er nicht eigentlich als Gegner der vorzüglichen Männer auftritt, die in diesem Fache wirken, sondern, wie er es selbst ausspricht, neben ihnen hergeht und über ihr Thun und Lassen sich treue Bemerkungen erlaubt. Da diese Schrift von vielen Deutschen gelesen und beherzigt werden sollte, so wünschen wir bald einen einzelnen Abdruck derselben, von dem wir uns die beste Wirkung versprechen.

---

8 f. Karl Ruckstuhl ... geboren. Den 12. Dezember 1788 in St. Urban. Über seinen Lebenslauf und seine Beziehungen zu Goethe giebt die genaueste Auskunft Ludwig Hirzels „Karl Ruckstuhl" (Quellen und Forschungen XVII), Straßburg 1876. Nachträge dazu in der Zeitschrift für deutsches Altertum. Neue Folge IX, 464—466 und Goethe-Jahrbuch V, 319 f.

Einer freieren Weltansicht, die der Deutsche sich zu verkümmern auf dem Weg ist, würde ferner sehr zu statten kommen, wenn ein junger geistreicher Gelehrter das wahrhaft poetische Verdienst zu würdigen unternähme, welches deutsche Dichter in der lateinischen Sprache seit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben. Es würde daraus hervorgehen, daß der Deutsche sich treu bleibt, und wenn er auch mit fremden Zungen spricht. Wir dürfen nur des Johannes Secundus und Baldes gedenken. Vielleicht übernähme der Übersetzer des ersten, Herr Passow, diese verdienstliche Arbeit. Zugleich würde er beachten, wie auch andere gebildete Nationen zu der Zeit, als Lateinisch die Weltsprache war, in ihr gedichtet und sich auf eine Weise unter einander verständigt, die uns jetzo verloren geht.

Leider bedenkt man nicht, daß man in seiner Muttersprache oft ebenso dichtet, als wenn es eine fremde wäre. Dieses ist aber also zu verstehen: Wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Schicksale durchgearbeitet worden, so ist der Zeitgehalt erschöpft und die Sprache zugleich, so daß nun jedes mäßige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen kann.

Durch die Litterargeschichte, sowie durch die Welthistorie, schleichen oftmals kleine, geringscheinende Bemühungen hindurch, die aber durch Anhaltsamkeit und beharrliches Fortarbeiten bedeutende Wirkung hervorbringen. So würde jetzt ein kurzgefaßter Aufsatz willkommen sein, der uns vor Augen stellte, wie seit

1 ff. Einer freieren Weltansicht ... uns jetzo verloren geht. Offenbar durch diesen Hinweis Goethes angeregt, wandte sich am 31. März 1819 ein Breslauer Student Namens Blumenthal an ihn, teilte ihm mit, daß er eine Arbeit über die lateinischen Dichter Deutschlands begonnen habe, und bat ihn um seine Unterstützung. Goethe war dadurch sehr erfreut und ließ ein Verzeichnis der auf der weimarischen Bibliothek befindlichen deutschen Dichter anfertigen, die in lateinischer Sprache gedichtet haben. Er gab Blumenthal Ratschläge für die Arbeit und erbat sich von ihm für das alphabetische Verzeichnis ein chronologisches (Briefe an Blumenthal vom 10. April und 28. Mai 1819, Goethe-Jahrbuch II, 284 ff., wo aber nicht auf den Zusammenhang mit dem obigen Aufsatz hingewiesen ist). — S. Johannes Secundus (1511—1536). Seine „Basia" wurden 1807 von Passow übersetzt. — Balde. Jakob Balde (1604—1668), Verfasser vortrefflicher lateinischer Gedichte, die von Herder in der „Terpsichore" (1795/96) verdeutscht wurden.

vierzig Jahren geist- und klangreiche Menschen sowohl französischen als italienischen Opern deutsche Texte untergelegt und sich dadurch um Sprache und Musik großes, unbeachtetes Verdienst erworben. Unser lyrisches Theater hat sich dadurch nach und nach zu einer ungemeinen Höhe geschwungen; wir haben die vorzüglichsten Produktionen des französischen lyrischen Dramas auf unsern Bühnen gesehen, die italienischen Opern sind uns nicht fremd geblieben, deutsche Singstücke, von deutschen Meistern komponiert, vergnügen den Geist, erheben das Gemüt seit vielen Jahren. Geschmack und Einsicht verbreiteten sich dadurch über die ganze Masse des Publikums, und für die lyrische Poesie überhaupt wuchs von Jahr zu Jahr der unschätzbare Vorteil, daß sie immer singbarer wurde, ohne an Gehalt abzunehmen. Religiöse, patriotische, gesellige, leidenschaftliche Lieder tönten von allen Seiten, und unsere ernste, charakteristische Musik fand Gelegenheit zu tausendfältiger Anwendung ihrer unerschöpflichen Mittel. Und doch, wer mag es aussprechen, daß zu allem diesem der gänzlich verschollene Schauspieldirektor Marchand den ersten Anlaß gab, indem er das neckische Milchmädchen mit den täppischen Jägern, ferner die Schöne mit dem gutmütigen Ungeheuer aus Frankreich herüberbrachte, durch ansprechende Musik eines Grétry das Theater belebte und uns folgereiche Wohlthaten spendete? denn von jener Zeit an läßt sich die Geschichte der deutschen Oper in ununterbrochener Reihe durchführen. Vielleicht giebt ein Mitarbeiter der Musikalischen Zeitung, der sich dieser Epochen als Teilnehmer erinnert, uns hievon eine gedrängte Übersicht; woraus denn abermals erhellen würde, daß der Deutsche nichts Wunderlicheres thun könnte, als sich in seinen mittelländischen Kreis zu beschränken,

16 ff. Und doch, wer mag ... Wohlthaten spendete? Es ist nicht ganz richtig, wenn Goethe hier den süddeutschen Theaterprinzipal Marchand als den ersten Begründer des deutschen Singspiels nennt; denn was dieser für Süddeutschland leistete, die Einführung der französischen Operette, war bereits einige Jahre früher in ganz derselben Richtung und mit weit höherem Talent und Erfolg von Chr. Fel. Weiße und Adam Hiller in Leipzig ins Werk gesetzt worden. Siehe Bd. 72 der D. Nat.-Litt Einleitung S. XXII ff. Goethe sah Marchands Truppe zuerst 1771 in Straßburg, dann in Frankfurt, wo sie in den Oster- und Herbstmessen 1773 und zu Ostern 1774 und 1775 spielte. Er erwähnt Marchands Bemühungen um die Einführung der französischen Opern auch in „Dichtung und Wahrheit", 17. Buch. „Das Milchmädchen und die beiden Jäger von Baligand, komponiert von Duni 1763, übersetzt von Schwan 1771." v. B. „Die Schöne mit dem Ungeheuer" bezeichnet Grétrys „Zemire und Azor" (Text von Marmontel), zuerst in Fontainebleau 1771 aufgeführt. André Ernest Grétry (1741—1813), der hervorragendste unter den Komponisten, die nach J. J. Rousseaus Vorbild seit den sechziger Jahren das französische Singspiel mit dem glänzendsten Erfolg pflegten, indem sie an Stelle des hohlen Schwulstes der großen Oper Einfachheit und Empfindung setzten.

eingebildet, daß er von eignem Vermögen zehre, uneingedenk alles dessen, was er seit einem halben Jahrhundert fremden Völkern schuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt.

Doch hiervon ist gegenwärtig zu schweigen besser; die Zeit wird kommen, wo der Deutsche wieder fragt: auf welchen Wegen es seinen Vorfahren wohl gelungen, die Sprache auf den hohen Grad von Selbständigkeit zu bringen, dessen sie sich jetzt erfreut.

Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache ohne irgend eine fremde Beihilfe hinreichend gewinnen könne. Dies verdanken wir einzelnen vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einem gewissen Mittelstand zu gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Worts nennen möchte. Hiezu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene, wohlbestellte zählt, alle Beamte und Unterbeamte daselbst, Handelsleute, Fabrikanten, vorzüglich Frauen und Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche, insofern sie Erzieher sind. Diese Personen sämtlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhäbigen, auch ein sittliches Behagen fordernden Verhältnissen befinden, alle können ihr Lebens- und Lehrbedürfnis innerhalb der Muttersprache befriedigen.

Die Forderung dagegen, die in weiteren und höhern Regionen an uns auch in Absicht einer ausgebreiteten Sprachfertigkeit gemacht wird, kann niemand verborgen bleiben, der sich nur einigermaßen in der Welt bewegt.

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos: denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei

dachte? Es giebt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden, und die reine Welle fließt darüber her.

Redensarten,

welche der Schriftsteller vermeidet, sie jedoch dem Leser beliebig einzuschalten überläßt.

(Über Kunst und Altertum. Erster Band. Drittes Heft. 1817. S. 52—55.)

Aber.
Gewissermaßen.
Einigermaßen.
Beinahe.
Ungefähr.
Kaum.
Fast.
Unmaßgeblich.
Wenigstens.
Ich glaube.
Mich deucht.
Ich leugne nicht.
Wahrscheinlich.
Vielleicht.
Nach meiner Einsicht.
Wenn man will.
So viel mir bewußt.
Wie ich mich erinnere.
Wenn man mich recht berichtet.
Mit Einschränkung gesprochen.
Ich werde nicht irren.
Es schwebt mir so vor.
Eine Art von.
Mit Ausnahme.
Ohne Zweifel.
Ich möchte sagen.
Man könnte sagen.
Wie man zu sagen pflegt.
Warum soll ich nicht gestehen.
Wie ich es nennen will.
Nach jetziger Weise zu reden.
Wenn ich die Zeiten nicht verwechsle.
Irgend.
Irgendwo.
Damals.
Sonst.
Ich sage nicht zu viel.
Wie man mir gesagt.
Man denke nicht.
Wie natürlich ist.
Wie man sich leicht vorstellen kann.
Man gebe mir zu.
Zugegeben.
Mit Erlaubnis zu sagen.
Erlauben Sie.
Man verzeihe mir.

7. Redensarten, welche der Schriftsteller vermeidet. Der Originaldruck ist nicht in zwei Spalten gesetzt.

Aufrichtig gesprochen.
Ohne Umschweife gesagt.
Geradezu.
Das Kind bei seinem Namen genannt.
Verzeihung dem derben Ausdruck.

Vorstehende Sammlung, die sowohl zu scherzhaften als ernsten Betrachtungen Anlaß geben kann, entstand zur glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch persönlich unter uns lebte und wirkte. Dieser kräftige, entschiedene Mann konnte gar sehr in Eifer geraten, wenn man dergleichen bedingende Phrasen in den mündlichen oder wohl gar schriftlichen Vortrag einschob. So war es eine Zeit, wo er dem Worte gewissermaßen einen heftigen Krieg machte. Dies gab Gelegenheit, näher zu bedenken, woher diese höflichen, vorbittenden, allen Widerspruch des Hörers und Lesers sogleich beseitigenden Schmeichelworte ihre Herkunft zählen. Möge diese Art Euphemismus für die Zukunft aufbewahrt sein, weil in der gegenwärtigen Zeit jeder Schriftsteller zu sehr von seiner Meinung überzeugt ist, als daß er von solchen demütigen Phrasen Gebrauch machen sollte.

Urteilsworte französischer Kritiker (I).

(Über Kunst und Altertum. Erster Band. Drittes Heft. 1817. S. 56—65.)

Reichliche des Tadels.

A
abandonné.
absurde.
arrogance.
astuce.

B.
bafoué.
bête.
bêtise.
bouffissure.
bouquin.
bourgeois
boursoufflure.
boutade.
brisé.
brutalité.

C.
cabâle.
cágot.
canaille.
carcan.
clique.
contraire.
creature.

6. Fichte lebte in Jena vom Mai 1794 bis Juli 1799. — 18. Urteilsworte französischer Kritiker. Nach den Annalen 1817 und einem Briefe an Knebel vom 17. Oktober 1812 zog Goethe diese Urteilsworte aus der Korrespondenz des Barons Grimm aus, der im Dienste verschiedener deutscher Fürsten, seit 1776 als bevollmächtigter Minister des Herzogs von Gotha, von 1753—1790 aus Paris über alle auf litterarischem Gebiete bemerkenswerten Dinge berichtete. Wir haben hier die Schreibung des ersten Abdrucks genau wiedergegeben, weil es wichtiger erschien, Goethes französische Rechtschreibung erkennen zu lassen, als eine im heutigen Sinne korrekte französische Orthographie zu liefern. — Der erste Druck ist in zwei Spalten gesetzt und die Reihenfolge darin nicht genau alphabetisch. — Ein Nachtrag zu dieser Sammlung erschien in „Kunst und Altertum" II, 2. 1820. Siehe weiter unten S. 271 f.

D.

declamatoire.
décrié.
dégout.
denigrement.
dépourvû.
dépravé.
désobligeant.
detestable.
diabolique.
dure.

E.

echoppe.
enflûre.
engouement.
ennui.
ennuyeux.
enorme.
entortillé.
éphémères.
éplûché.
espèce.
étourneau.

F.

factices.
fadaise.
faible.
faineans.
fâné.
fastidieux.
fatiguant.
fatuité.
faux.
forcé.
fou.
fourré.
friperie.
frivole.
furieux.

G.

gaté.
gauchement.
gauchers.
grimace.
grossier.
grossièrement.

H.

haillons.
honnêtement.
honte.
horreur.

I.

imbecille.
impertinence.
impertinent.
impuissant.
incorrection.
indecis.
indeterminé.
indifference.
indignités.
inegalité.
inguerissable.
insipide.
insipidité.
insoutenable.
intolerant.
jouets.
irreflechi.

L.

laquais.
leger.
lesine.
louche.
lourd.

M.

maladresse.
manque.
maraud.
mauvais.
mediocre.
mépris.
méprise.
mignardise.
mordant.

N.

négligé.
négligence.
noirceur.
non soin.

O.

odieux.

P.

passable.
pauvreté.
pénible.
petites-maisons.
peu-propre.
pié-grièche.
pitoyable.
plat.
platitude.
pompeux.
precieux.
puerilités.

R.

rapsodie.
ratatiné.
rébattu.
réchauffé.
rédondance.
rétreci.

revoltant.
ridicule.
róquet.

S.

sans succès.
sifflèts.
singerie.
somnifère.
soporifique.
sottise.
subalterne.

T.

terassé.
tombée.
trainée.
travers.
triste.

V.

vague.
vude.
vexé.
viellerie.
volumineux.

Karge Zeugnisse des Lobs.

A.

animé.
applaudie.

B.

brillant.

C.

charmant.
correct.

E.

esprit.

F.

facile.
finesse.

G.

gout.
grace.
gracieux.
grave.

I.

invention.
justesse.

L

legèr.
legèrté.
libre.

N.

nombreux.

P.

piquant.
prodigieux.
pur.

R.

raisonnable.

S.

spirituel.

V.

verve.

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild
Was wir haben, was wir hatten —
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist denn was wir haben? —
Nun! wir sprechen! Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben.

Einsicht und Charakter des Menschen offenbart sich am deutlichsten im Urteil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er, was ihm fremd blieb, wessen er bedarf, und so bezeichnet un-

23ff. Worte sind der Seele ... Lebens Gaben. Schon Werke III. 1, 1 2 abgedruckt. Hier durch die Verbindung vor- und rückwärts klarer, als an jener Stelle, wo das Gedicht isoliert steht.

bewußt jedes Alter auf jeder Stufe den gegenwärtigen Zustand, den Kreis eines durchlaufenen Lebens.

Auch so ist es mit Nationen, ihr Lob und Tadel muß durchaus ihren Zuständen gemäß bleiben. Griechische und römische Terminologie dieses Faches besitzen wir; neuere Kritik zu beurteilen, gebe Vorstehendes einigen Anlaß. Wie der einzelne Mensch so auch die Nation ruht auf dem Alt-Vorhandenen, Ausländischen oft mehr als auf dem Eigenen, Ererbten und Selbstgeleisteten; aber nur insofern ein Volk eigene Litteratur hat, kann es urteilen und versteht die vergangene wie die gleichzeitige Welt. Der Engländer hängt mit Ernst und Vorurteil am Altertum, und man muß ihm mit Parallelstellen aus Horaz beweisen, daß der Orient Poeten erzeugte. Welche Vorteile hingegen Shakespears freier Geist der Nation gewährt, ist nicht auszusprechen. Die Franzosen haben durch Einführung mißverstandener alter Lehren und durch nette Konvenienz ihre Poesie dergestalt beschränkt, daß sie zuletzt ganz verschwinden muß, da sie sich nicht einmal mehr in Prosa auflösen kann. Der Deutsche war auf gutem Weg und wird ihn gleich wieder finden, sobald er das schädliche Bestreben aufgiebt, die Nibelungen der Ilias gleichzustellen.

Die günstige Meinung, die ein trefflicher Fremder uns Deutschen gönnt, darf hier, als an der rechten Stelle, wohl Platz finden. Der wirkliche russisch-kaiserliche Staatsrat Uwaroff gedenkt in seinem schätzbaren Werke: Nonnos von Panopolis, der Dichter, St. Petersburg 1817, und zwar in dem an einen alten Freund und Teilnehmer gerichteten Vorwort, unserer in Ehren also: „Die Wiedergeburt der Altertumswissenschaft gehört

19 f. sobald er das schädliche ... gleichzustellen. Zur Erklärung diene die Äußerung Goethes zu Eckermann 31. Januar 1827: „Aber auch bei solcher Schätzung des Ausländischen dürfen wir nicht bei etwas Besonderm haften bleiben und dieses für mustergültig ansehen wollen. Wir müssen nicht denken, das Chinesische wäre es, oder das Serbische, oder Calderon, oder die Nibelungen; sondern im Bedürfnis von etwas Musterhaftem müssen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken stets der schöne Mensch dargestellt ist. Alles Übrige müssen wir nur historisch betrachten und das Gute, so weit es gehen will, uns daraus aneignen." Siehe ferner in den Noten und Abhandlungen zum „West-Östlichen Divan" den Abschnitt „Warnung", Goethe an Knebel 9. November 1814 und an Boisserée 4. November 1827. Ausführlichere Äußerungen über das Nibelungenlied im Jahre 1827, veranlaßt durch Simrocks Erneuerung (siehe Bd. 32). — 21 ff. Die günstige Meinung ... in Ehren also. Goethes Beziehungen zu dem späteren russischen Minister Sergei Uwarow (1786—1855) sind von diesem selbst dargestellt in der Schrift „Bericht über Goethe" (Leipzig 1833) und neuerdings von Dr. Georg Schmidt in „Goethe und Uwarow und ihr Briefwechsel" (Russische Revue Bd. 28 [1888] Heft 2). In seinem Briefe vom 28. März 1817 dankt Goethe Uwarow für die Widmung seiner Schrift über Nonnos und stellt ihre Besprechung in „Kunst und Altertum" in Aussicht.

den Deutschen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; sollte aber die höhere Philologie sich einst zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, so könnte eine solche Palingenesie wohl nur in Deutschland stattfinden. Aus diesem Grunde lassen sich auch gewisse neue Ansichten kaum in einer andern neuern Sprache ausdrücken, und deswegen habe ich deutsch geschrieben. Man ist hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des politischen Vorranges dieser oder jener Sprache in der Wissenschaft zurückgekommen. Es ist Zeit, daß ein jeder, unbekümmert um das Werkzeug, immer die Sprache wähle, die am nächsten dem Ideenkreise liegt, den er zu betreten im Begriff ist."

Hier hört man nun doch einmal einen fähigen, talentvollen, geistreich gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beschränkung eines erkältenden Sprachpatriotismus weit erhoben, gleich einem Meister der Tonkunst, jedesmal die Register seiner wohlausgestatteten Orgel zieht, welche Sinn und Gefühl des Augenblicks ausdrücken. Möchten doch alle gebildete Deutsche diese zugleich ehrenvolle und belehrende Worte sich dankbar einprägen und geistreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, sich mehrerer Sprachen als beliebiger Lebenswerkzeuge zu bemächtigen.

Geistes-Epochen

nach Hermanns neusten Mitteilungen.

(Über Kunst und Altertum. Erster Band. Drittes Heft. 1817. S. 107—112.)

Die Urzeit der Welt, der Nationen, der einzelnen Menschen ist sich gleich. Wüste Leerheit umfängt erst alles, der Geist jedoch

21. Geistes-Epochen. In den Annalen 1817 schreibt Goethe: „Hermann über die älteste griechische Mythologie interessierte die Weimarischen Sprachfreunde auf einen hohen Grad." Er geriet damals durch Hermann, Creuzer, Zoega und Welker in die griechische Mythologie, ja bis in die orphischen Finsternisse. „Es ist eine wunderliche Welt, die sich einem da aufthut, leider wird sie selbst durch die Bemühungen so vorzüglicher Männer nicht völlig ins klare gesetzt werden, denn was der eine aufhellt, verdunkelt der andere wieder" (an Knebel 9. Oktober 1817). Ganz ähnlich spricht er sich zu H. Meyer am 28. desselben Monats aus. Mit speziellem Bezug auf die Hermannsche Schrift äußerte er sich zu Boisserée am 16. Januar 1818: „Seine [Hermanns] lateinische Dissertation über die alte Mythologie der Griechen macht mich ganz gesund: denn mir ist es ganz einerlei, ob die Hypothese philologisch-kritisch haltbar sei, genug, sie ist kritisch-hellenisch patriotisch und aus seiner Entwicklung und an derselben ist so unendlich viel zu lernen, als mir nicht leicht in so wenigen Blättern zu Nutzen gekommen ist." Hermanns „De mythologia Graecorum antiquissima dissertatio" erschien am 20. Februar 1817. An sie knüpfen auch die obigen Äußerungen Goethes an; sie enthalten Gedanken, die von den Untersuchungen Hermanns ausgehen, und ziehen aus ihnen allgemeine Schlüsse, geben aber nirgends das von Hermann Gesagte wörtlich wieder. Hermanns „Briefe über Homer und Hesiod" (Heidelberg 1818), die Goethe schon 1817 kannte (siehe den Brief an Creuzer vom 1. Oktober 1817), haben zu dem Inhalt des Aufsatzes keine Beziehung.

brütet schon über Beweglichem und Gebildetem. Indes die Autochthonen-Menge staunend ängstlich umherblickt, kümmerlich das unentbehrlichste Bedürfnis zu befriedigen, schaut ein begünstigter Geist in die großen Welterscheinungen hinein, bemerkt, was sich ereignet, und spricht das Vorhandene ahndungsvoll aus, als wenn es entstünde. So haben wir in der ältesten Zeit Betrachtung, Philosophie, Benamsung und Poesie der Natur alles in Einem.

Die Welt wird heiterer, jene düstere Elemente klären sich auf, entwirren sich, der Mensch greift nach ihnen, sie auf andere Weise zu gewältigen. Eine frische gesunde Sinnlichkeit blickt umher, freundlich sieht sie im Vergangenen und Gegenwärtigen nur ihresgleichen. Dem alten Namen verleiht sie neue Gestalt, anthropomorphosiert, personifiziert das Leblose wie das Abgestorbene und verteilt ihren eigenen Charakter über alle Geschöpfe. So lebt und webt der Volksglaube, der sich von allem Abstrusen, was aus jener Urepoche übrig geblieben sein mag, oft leichtsinnig befreit. Das Reich der Poesie blüht auf, und nur der ist Poet, der den Volksglauben besitzt oder sich ihn anzueignen weiß. Der Charakter dieser Epoche ist freie, tüchtige, ernste, edle Sinnlichkeit, durch Einbildungskraft erhöht.

Da jedoch der Mensch in Absicht der Veredlung sein selbst keine Grenzen kennt, auch die klare Region des Daseins ihm nicht in allen Umständen zusagt, so strebt er ins Geheimnis zurück, sucht höhere Ableitung dessen, was ihm erscheint. Und wie die Poesie Dryaden und Hamadryaden schafft, über denen höhere Götter ihr Wesen treiben, so erzeugt die Theologie Dämonen, die sie so lange einander unterordnet, bis sie zuletzt sämtlich von *einem* Gotte abhängig gedacht werden. Diese Epoche dürfen wir die heilige nennen; sie gehört im höchsten Sinne der Vernunft an, kann sich aber nicht lange rein' erhalten und muß, weil sie denn doch zu ihrem Behuf den Volksglauben aufstutzt, ohne Poesie zu sein, weil sie das Wunderbarste ausspricht und ihm objektive Gültigkeit zuschreibt, endlich dem Verstand verdächtig werden. Dieser in seiner größten Energie und Reinheit verehrt die Uranfänge, erfreut sich am poetischen Volksglauben und schätzt das edle Menschenbedürfnis, ein Oberstes anzuerkennen. Allein der Verständige strebt, alles Denkbare seiner Klarheit anzueignen und selbst die geheimnisvollsten Erscheinungen faßlich aufzulösen. Volks- und Priesterglaube wird daher keineswegs verworfen, aber hinter demselben ein Begreifliches, Löbliches, Nützliches angenommen, die Bedeutung gesucht, das Be-

sondere ins Allgemeine verwandelt und aus allem Nationalen, Provinzialen, ja Individuellen etwas der Menschheit überhaupt Zuständiges herausgeleitet. Dieser Epoche kann man ein edles, reines, kluges Bestreben nicht absprechen, sie genügt aber mehr dem einzelnen, wohlbegabten Menschen, als ganzen Völkern.

Denn wie sich diese Sinnesart verbreitet, folgt sogleich die letzte Epoche, welche wir die prosaische nennen dürfen, da sie nicht etwa den Gehalt der frühern humanisieren, dem reinen Menschenverstand und Hausgebrauch aneignen möchte, sondern das Älteste in die Gestalt des gemeinen Tags zieht und auf diese Weise Urgefühle, Volks- und Priesterglauben, ja den Glauben des Verstandes, der hinter dem Seltsamen noch einen löblichen Zusammenhang vermutet, völlig zerstört.

Diese Epoche kann nicht lange dauern. Das Menschenbedürfnis, durch Weltschicksale aufgeregt, überspringt rückwärts die verständige Leitung, vermischt Priester-, Volks- und Urglauben, klammert sich bald da bald dort an Überlieferungen, versenkt sich in Geheimnisse, setzt Märchen an die Stelle der Poesie und erhebt sie zu Glaubensartikeln. Anstatt verständig zu belehren und ruhig einzuwirken, streut man willkürlich Samen und Unkraut zugleich nach allen Seiten; kein Mittelpunkt, auf den hingeschaut werde, ist mehr gegeben, jeder Einzelne tritt als Lehrer und Führer hervor und giebt seine vollkommene Thorheit für ein vollendetes Ganze.

Und so wird denn auch der Wert eines jeden Geheimnisses zerstört, der Volksglaube selbst entweiht; Eigenschaften, die sich vorher naturgemäß aus einander entwickelten, arbeiten wie streitende Elemente gegen einander, und so ist das Tohu wa Bohu wieder da, aber nicht das erste, befruchtete, gebärende, sondern ein absterbendes, in Verwesung übergehendes, aus dem der Geist Gottes kaum selbst eine ihm würdige Welt abermals erschaffen könnte.

Uranfänge
tiefsinnig beschaut, schicklich benamst.

Poesie	Volksglaube	Tüchtig	Einbildungskraft
Theologie	Ideelle Erhebung	Heilig	Vernunft
Philosophie	Aufklärendes Herabziehen	Klug	Verstand
Prosa	Auflösung ins Alltägliche	Gemein	Sinnlichkeit

Vermischung, Widerstreben, Auflösung.

(Über Maturins Trauerspiel „Bertram or the Castle of St. Aldobrand" und Übersetzung einzelner Stellen daraus.)

(Goethe-Jahrbuch. Zwölfter Band. Frankfurt a. M. 1891. S. 22—32.)

Das Trauerspiel Bertram, ein Resultat neuer englischer Litteratur, ist schwer, ja kaum zu übersetzen, ob wir gleich deutsche Originalelemente, Schillerische Moors und Kotzebuische Kinder, die sich sogar freundlich die Hand reichen, Mönche, Ritter, Wasserströme und Gewitter, als alte Bekannte darin antreffen.

Will man das Stück verstehen, so muß man auf Schäkespear zurückblicken, der die fürchterlichsten Tiefen der menschlichen Natur himmelklar entfaltete, worauf denn in einer Reihe von Jahren nach und nach manches kräftige Talent bei ermangelnder Heiterkeit immer mehr inwärts arbeitete, Abstruses mit Abstrusem

1 ff. (Über Maturins Trauerspiel „Bertram or the Castle of St. Aldobrand" und Übersetzung einzelner Stellen daraus.) Bernhard Suphan, der diesen Aufsatz aus den im Goethe-Archiv befindlichen Handschriften zuerst veröffentlicht, giebt an der oben genannten Stelle auch die nötigen Erläuterungen zu seiner Entstehungsgeschichte. — Charles Robert Maturin (1782—1824) veröffentlichte 1816 sein Drama „Bertram or the Castle of St. Aldobrand", nachdem es mit ungewöhnlichem Erfolge in Scene gegangen war. Bis zum November 1816 erschienen sieben Auflagen des Stückes; die siebente übersandte Dr. C. J. L. Iken in Bremen durch Vermittlung des Zeichners Joh. Heinrich Menken, zugleich mit dem Versuch einer deutschen Übersetzung in rhythmischer Prosa, an Goethe. In einem ausführlichen Schreiben empfahl er sie dem Wohlwollen des Meisters, fragte an, ob er das Stück einer Bearbeitung in regelmäßigen fünffüßigen Jamben für wert halte, und bat, im Falle einer künftigen Herausgabe, Goethes Namen seiner Arbeit vorsetzen zu dürfen. (Die Übersetzung erschien in Bremen 1818 mit der Widmung an Goethe, wiederholt ebenda 1830, unter dem Titel: ‚Bertram. Romantisches Drama, eingeführt durch Walter Scott und Lord Byron. Über zwanzigmal nacheinander aufgeführt auf dem Drurylanetheater in London. [Iken schreibt an Goethe über dreißigmal'.] Freie metrische Übersetzung von C. Iken. Zweite vermehrte Ausgabe nach der siebenten Auflage des Originals. Nebst einem Anhange, enthaltend eine kurze Geschichte der dramatischen Dichtkunst der Engländer und eine Anleitung zur leichteren Aufführung dieses Stücks".) Goethe äußerte sich über den „Bertram" nur in einem Briefe an Menken vom 19. Juni 1817: „Das Trauerspiel Bertram betreffend, so ist schon schwerer darüber zu sprechen. Die Würdigung des Gehaltes, die Untersuchung, inwiefern es übersetzbar sei, verlangt Nachdenken und, wenn man sich darüber unterhalten will, genauen Ausdruck. Vielleicht kann ich bald Herrn Iken darüber meine Gedanken eröffnen. Betrachtungen dieser Art greifen freilich nach allen Seiten und sind schwer zusammenzufassen." Trotz wiederholter Bitten Ikens war Goethe zu keiner weiteren Mitteilung zu bewegen. Erst am 13. September 1820 richtete er ein Schreiben an ihn und es entspann sich ein dauernder brieflicher Verkehr. Seiner Teilnahme an Ikens litterarischer Thätigkeit gab Goethe in den Recensionen von Ikens Übersetzung des „Touti Nameh" (Kunst und Altertum IV, 1. 1823. S. 161 ff.) und von dessen „Leukothea" und „Eunomia" (Kunst und Altertum VI, 2. 1828. S. 342 und 413) Ausdruck. — Indessen war er doch, trotzdem er sich öffentlich nicht darüber vernehmen ließ, dem „Bertram" nähergetreten. Vom 13. bis 20. Juni 1817 verfaßte er seine Übersetzungsversuche und arbeitete sie sorgfältig durch. Die Einleitung liegt in einer Reinschrift des Schreibers vor, die übersetzten Stellen zum Teil in eigenhändigem Entwurf, zum Teil im Diktat und von Goethe durchkorrigierter Abschrift. Die allmähliche Ausgestaltung des Textes ist in den Anmerkungen zu Suphans Abdruck genau zu verfolgen; dort findet sich auch eine Inhaltsangabe des Stückes, die zum Verständnis von Goethes einleitenden Worten beiträgt. — 6. Schillerische Moors und Kotzebuische Kinder. Der Held des Dramas, Bertram, hat einige Verwandtschaft mit Karl Moor, auch sein unerkanntes Zusammentreffen mit der Geliebten Imogine erinnert an Schillers Drama. Deren Kind steht ähnlich wie in Kotzebues „Menschenhaß und Reue" zwischen den Liebenden.

koppelte. Hiedurch verführt begann das Publikum wilde Unzufriedenheit als würdigsten Gegenstand der Poesie höchlich zu schätzen, und energischen Geistern ward unbedingte Huldigung dargebracht, ohne zu überlegen, daß diese gerade die fähigsten sind, alle Kunst zu zerstören.

Das neuste englische Publikum ist in Haß und Liebe von den Dichtungen des Lord Byron durchdrungen, und so kann denn auch ein Bertram Wurzel fassen, der gleichfalls Menschenhaß und Rachegeist, Pflicht und Schwachheit, Umsicht, Plan, Zufälligkeiten und Zerstörung mit Furienbesen durcheinander peitscht, und eine, genau besehen, emphatische Prose zur Würde eines tragischen Gedichts erhebt.

Übertriebenheiten, der englischen Bühne unentbehrlich, rasen fieberhaft durch das ganze Stück. Die Heldin liegt jeden Augenblick auf dem Boden, das möchte denn in der Regel sein; daß aber die Zustände so toll werden, den ruhigen, verständigen, frommen Prior, den Chorführer, in Ohnmacht zu werfen, scheint doch ein wenig gar zu stark, und doch gehört alles in den rauschenden Waldstrom des Stücks, welches durch die großen Naturgaben des Schauspielers Kean und durch die hoffnungsvolle Anmut einer Miß Sommerville verstärkt den Zuschauer unwiderstehlich fortreißen mußte.

Eine deutsche Übersetzung ist nicht unmöglich, aber schwer, der abstruse Lakonismus der Sprache ist bei uns noch nicht einheimisch, man müßte einen Stil schaffen, dem man erlaubte, sich vieles zu erlauben. Hiebei ein Versuch, zu dem sich der Leser aber erst heranbilden müßte.

(Zweiter Akt.)

Dritte Scene.

Wallterrasse des Schlosses, dessen einen Teil man sieht, das übrige durch uralte hohe Bäume versteckt.

Imogine allein, sie schaut eine Zeitlang nach dem Monde, alsdann kommt sie langsam hervor.

Imogine.

Mein eigenst liebes Licht!
Verehrt von jedem sanften tiefen Geiste,
So recht geliebt von Liebenden. Wie hold

28. (Zweiter Akt) fehlt in der Handschrift.

Und selig selbst erfreust du dich am Einfluß
Auf Ebb' und Flut der tiefbewegten Seele.
Licht gönnst du dem Entzücken, der Verzweiflung
Und spiegelst von der Hoffnung Rosenwange,
Von bleichen Kummerzügen gleich zurück.
— — — — — — — — —

Bertram

(kommt langsam aus dem Grunde, Arme gefaltet, Augen zur Erde gerichtet. Sie erkennt ihn nicht.)

Imogine.

Ein solch Gebild stürmt oft in meine Träume.
So finster wild, so ernst gefaßt und stolz!
Regt sich es jetzt im Wachen auf mich zu?
(Bertram tritt ganz hervor auf die Bühne, und steht ohne sie anzusehen.)

Imogine.

Ich ließ dich rufen, Fremdling, denn das Volk
Das wilde draußen hetzt nur deine Wunde.
Du bist verwundet — scheiterte dein Gold,
Dein weltlich Wohl an unseres Felsens Roheit;
Das kann ich heilen — gleich mein Schatzbewahrer —

Bertram.

Umsonst auf mich häufte der Welten Reichtum.

Imogine.

So lese ich deinen Verlust — dein Herz versank
In schwarzen Wassers Unbarmherzigkeit.
Ein teuerer Freund, ein Bruder, seelgeliebter
Versank. Das jammert mich, mehr kann ich nicht —
Gold kann ich geben, kann nicht Tröstung geben,
Ich selbst bin trostlos! —
Doch wär mein Athem regelhaft zu sammlen,
Zu solchem Trauerdienst wär ich geschickt:
Denn Kummer ließ mir keinen andern Klang.

Bertram (auf sein Herz schlagend).

Kein Tau erquickte den versengten Boden.

5. Einige weitere Verse sind von Goethe in der Übertragung skizziert, aber nicht in die Reinschrift aufgenommen. — 6. Bertram. Hier beginnt das zweite Fragment Goethes. — 16. hetzt nur deine Wunde. (Goethe hatte ursprünglich geschrieben „erhitzt“; änderte aber dann, weil er irrtümlich chase statt chafe las.

Imogine.

Fremd ist dein Bildnis, deine Worte fremder.
Mir wird es ängstlich dieses Redewechseln.
Sag dein Geschlecht und Heimat!

Bertram.

Und was hälf es!
Elend ist heimatlos, der Name Heimat
Sagt Wohnung, Lieb', Verwandtschaft, treue Freunde,
Gesetz und Schutz; das bindet Mann an Mann.
Und nichts davon ist mein, bin ohne Heimat.
Und mein Geschlecht — des jüngsten Tags Posaune
Erweckt, versammelt eher die zerstreuten
Gebeine meiner Ahnen, als Trompetenschall
Zu edlen Waffenreihen, unbefleckten Schilden,
Verlornen Enkel ruft.

Imogine.

Sein Reden schreckt,
Das fürchterliche Gellen seiner Stimme!
Ein Geist vergangner Tage schrillt darein —
Hilft meine Güte, meine Thräne nicht?
Fremdling, leb wohl. Für dich im Elend betend
Reih auch ein fremdes großes Elend an.

(Sie entfernt sich mit Entsetzen, er hält sie zurück.)

Bertram.

Du sollst nicht gehen.

Imogine.

Soll nicht? sprich, wer bist du?

Bertram.

Und soll ich sprechen — Eine Stimme war's,
Die alle Welt vergessen durfte, nur nicht du.
— — — — — — — — — —

(Vierter Akt. Zweite Scene.)

Bertram tritt ein.

Imogine.

Verbrechen ist's in mir, auf dich zu schauen;
Doch, was ich auch beginne, es ist Verbrechen —

31. (Vierter Akt. Zweite Scene.) Die Überschrift fehlt in der Handschrift.

Unseliger Gedanke schwankt zu deiner Rettung —
Flieh! meine Lippe warnt noch ohne Schuld.
O! wärst du nie gekommen, gleich geschieden!
Gott! — er bemerkt mich nicht!? bin ich ihm nichts?
Was bringst du so? welch schrecklich Unternehmen?
Ich weiß, du kommst zum Bösen; um den Inhalt
Frag ich mein Herz umsonst.

Bertram.

Vermut's und schone!

(Lange Pause, worin sie ihn aufmerksam ansieht.)

In meinem Antlitz wär's zu lesen.

Imogine.

Darf nicht!
Da dunklen bös gemischt Gedankenschatten.
Doch was ich fürchtend unbestimmt vermute,
Vernichtet wär ich, es zu sehen.

(Wendet sich ab. Pause.)

Bertram.

Hörst du es nicht in meinem tiefen Schweigen?
Was keine Stimme nennt, das nennt sich selbst.

Imogine.

Gehetzt ist mein Gedanke. Fürchterlich
Ist ihm allein, daß er nicht denken darf.

Bertram (wirft seinen Dolch auf den Boden).

Sprich du für mich! —
Die Kammer zeige, wo dein Gatte ruht,
Der Morgen sieht uns beide nicht lebendig.

Imogine (schreit auf und ringt mit ihm).

O! Schrecken, Schrecknis! Auf — mich hindere nicht.
Das Schloß erreg ich, Tote rege ich auf
Zu Rettung des Gemahls.

Bertram.

So fahre hin!
Du rettest ihn und dich zu neuem Elend.

33 f. So fahre hin! ... Elend. Durch diese Worte werden 31 Zeilen des Originals wiedergegeben, die dort als bei der Aufführung entbehrlich (material omission) bezeichnet sind.

Imogine (ihm zu Füßen fallend).

Ich elend, elend Weib! Durch wen? durch wen? —
Wurmgleich gekrümmt vor höhnender Behandlung.
Erbarme dich! Mir lastet große Schuld.

Bertram (den Dolch vom Boden aufreißend).

Mein Herz ist wie der Stahl in meiner Hand.

Imogine (immer knieend).

Hast mich herabgestoßen aus dem Licht,
Aus hoher Sphäre friedlich reinen Wandels,
Wo ich einherging offen und beglückt;
Nicht reiße mich zur letzten Finsternis.

Bertram (sie einen Augenblick mitleidig ansehend).

Du schönste Blume! — Blume? Schön fürwahr! —
Was warfst du quer dich meinem Schreckenspfad,
Dich quetscht mein Tigerschritt in seiner Richtung,
Er stutzt nicht, dich zu schonen.

Imogine.

Doch! Du mußt!
Ich bin im Jammer stark, dich schalt ich nie,
Ich suche Recht durch Todeskampf und Thränen,
Freundlicher Bertram! Mein geliebter Bertram,
Einst warst du freundlich, einst — und noch geliebt,
Erbarme dich — das konntest du nicht denken.

(Sie schaut auf, und als sie keine Teilnahme in seinem Gesicht erblickt, springt sie wild in die Höhe.)

Beim Himmel und Himmelsheer! er soll nicht sterben!

Bertram.

Bei Hölle und Höllenheer! er soll nicht leben!

---

13. Du schönste Blume! — Blume? Schön fürwahr! Im Englischen nur: „Thou fairest flower“

1818.

Die Inschrift von Heilsberg.

(Die Inschrift von Heilsberg. Weimar 1818. S. 8.)

Zu den geheiligten Plätzen, wo St. Bonifacius selbst oder seine Gehülfen zuerst das Evangelium den Thüringern angekündigt, rechnen wir billig einen wohlgelegenen Hügel zwischen Rudolstadt und Remda, woselbst nicht fern von einer Heilquelle ein Gotteshäuslein entstand, woran sich nach und nach das Dorf ansiedelte, Heilsberg benamst, anzudeuten, wie mancher auf dieser Höhe sein Heil gesucht und gefunden.

Die erste Kapelle ward nach und nach zur größeren Kirche; denn selbst die uralte Tafel, von der wir sprechen, zeugt von früherem Wohlstand und späterer Abänderung des Gebäudes. In einem Pfeiler der äußeren Mauer fand sich ein großer Sandstein eingefügt, bezeichnet mit wundersamen Quadratbuchstaben.

Mehrere Jahrhunderte mochte man die Inschrift staunend betrachten, bis Schilter dieselbe durch einen Kupferstich in dem Thesaurus antiquitatum, T. II., zuerst bekannt machte, ohne jedoch eine Deutung zu wagen. Nur die Worte Lodovic und Doring glaubte er zu sehen und vermutete, es sei der Teilungstraktat, welchen König Ludwig der Erste im Jahr 817 unter seinen Söhnen gestiftet. Dabei blieb es: andere Gelehrte gedachten der Inschrift, ohne dieselbe zu entziffern. Indessen drohte die Zeit eine gänzliche Vernichtung des Denkmals.

2. Die Inschrift von Heilsberg. In den Annalen 1817 sagt Goethe: „Die berühmte Heilsberger Inschrift lasse ich mit einer von Hammerschen Erklärung abdrucken, die jedoch kein Glück macht.“ Das bezieht sich wohl vornehmlich auf den von G. F. Grotefend erhobenen Widerspruch. Der Druck, dem am Schlusse Goethes Bemerkung beigefügt war, enthielt einen Brief des bekannten Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall (1774—1856) an den Fürsten Metternich, in dem er auf Wunsch des Großherzogs Karl August eine Auslegung der Inschrift gab. Goethe dankte dem Fürsten am 30. Juli 1817 für seine Vermittlung. — 18. Thesaurus antiquitatum teutonicarum. Ulmae 1728. Die erste große Sammlung altdeutscher Texte. Die Abbildung der Inschrift befindet sich bei der Ausgabe des Ludwigsliedes.

Dieses ward aber durch Vorsorge Ihro Königlichen Hoheit des Großherzogs von Weimar mit so manchen anderen Altertümern gerettet und im Frühjahr 1816 nach der Stadt geschafft, in dem Vorhause der Bibliothek aufgestellt und sogleich in der Zeitschrift Kuriositäten im 5ten Bande S. 507 aufs neue bekannt gemacht, auch die Inschrift auf einer Kupfertafel mitgeteilt, daneben die Forscher des deutschen Sprachgebietes aufgerufen, Meinung und Gutachten über diese rätselhafte Schrift zu eröffnen. Niemand aber fand sich, der eine Erklärung derselben gewagt hätte.

Endlich gelangte durch höchste Vermittelung die Abbildung des Denkmals an Herrn v. Hammer, welcher den durchdringenden Blick zur Erforschung älterer und neuerer Schrift- und Sprachgeheimnisse auch hier bethätigte und eine Auflösung bewirkte, die wir den Freunden geschichtlichen Altertums, in Hoffnung dankbarer Anerkennung, hierdurch überliefern.

---

5. „Die ‚Kuriositäten der physisch-litterarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt' gab Bulpius von 1811—1826 heraus." v. B. — 14 f. in Hoffnung dankbarer Anerkennung. Daß sich diese Hoffnung nicht verwirklichte, zeigt die angeführte Bemerkung aus den Annalen.

1820.

Chronik des Otto von Freysingen. Acht Bücher.

(Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Herausgegeben von J. Lambert Büchler und Dr. Karl Georg Dümge. Zweiter Band. Frankfurt a. M. 1820. Viertes Heft. S. 301—305.)

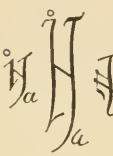
Ein früherer Besitzer nennt sich auf der ersten Seite Wendelinus Sprengerus; später kam es an den Jenaischen Professor Johann Andreas Bose, welcher 1674 starb und dessen Bibliothek, so auch dies Manuskript, zur akademischen Bibliothek angekauft wurde. Kurze Nachricht davon giebt Meussel, Bibliotheca historica, pag. 76, und empfiehlt es zu einer neuen Ausgabe wegen abweichender Lesearten. Das Format ist groß Quart, eher klein Folio zu nennen. Die Größe der Blätter ist: hoch $9\frac{1}{2}$ Zoll rheinisch, breit $6\frac{7}{12}$ Zoll rheinisch. Die Zahl 120. Die Materie gutes Pergament, dessen Stärke dem Format wohl angemessen. Der Band von dem letzten Besitzer, also ohngefähr in der Mitte des 17ten Jahrhunderts besorgt. Grüne Pappe, schweinsledérner Rücken und Ecken. Seit der Zeit nicht gebraucht, deshalb ganz rein. Früher war das Manuskript ungebunden, wenigstens lange Zeit. Daher beschädigt auf mancherlei Weise; die erste Seite, auf

2. Chronik des Otto von Freysingen. Schon 1815 hatte der Freiherr von Stein Goethe den Plan einer Gesellschaft für deutsche Sprache und Litteratur mitgeteilt (Goethe an Büchler 15. Oktober 1819), im Jahre 1816 war ihm auf seinen Wunsch der Entwurf für die Konstituierung einer solchen Gesellschaft durch die Brüder Grimm vorgelegt worden. Auf Grund des letzteren wurde die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" errichtet, die Goethe 1819, an seinem 70. Geburtstage, zum Ehrenmitgliede ernannte. „Indem ich nun ihre Forderungen näher betrachtete," erzählt Goethe in den Annalen 1820, „und welche Teilnahme sie allenfalls auch von mir wünschen könnte, so ging mir der Gedanke bei, es möchte wohl auch ein Vorteil sein, in spätern Jahren bei höherer Ausbildung in ein neues Fach gerufen zu werden. Es lag auf der Jenaischen Bibliothek ein geschätztes Manuskript von der Chronik des Otto von Freysingen, auch einige andere, welche nach dem Wunsch jener Gesellschaft sollten beschrieben werden." Vgl. Goethe-Jahrbuch IX, 34—47 und 88—93. — Der Verfasser der Chronik, Otto, Bischof von Freysing (etwa 1114—1158), war der dritte Sohn des Markgrafen Leopold IV. von Östreich. Sein „Chronicon" ist von Wilmans herausgegeben (Pertz, Monumenta Bd. 20, S. 83—301). Es ist in den Jahren 1143—1146 oder 1147 geschrieben. Am 14. Juni kündigte Goethe dem Herausgeber Büchler diesen Beitrag als seinen ersten an.

der es mag gelegen haben, durch Hin- und Herschieben beschmutzt und abgerieben. Indessen daß ein angebundenes Manuskript, oben liegend, der Feuchtigkeit ausgesetzt gewesen. Die Ecken, von denen sie eindrang, sind stark gebräunt und gerunzelt, und selbst die mehr geschonte Mitte des Blattes wellenförmig; vielleicht nur wenige Stellen unleserlich. Von der Mitte des Bandes an vorwärts ist das Hauptmanuskript besser erhalten. Die Schrift geht über die ganze Seite quer durch, ist nicht in Kolumnen geschrieben. Der weiß gelassene Rand ist oben fast Null. Nach innen einen schmalen Finger breit, nach außen zwei schmale Finger, unten drei breit. Die Nadelstiche, wonach die Linien gezogen sind, durchaus sichtbar. Die Linien kaum zu bemerken, nur gezogen, um die Schrift zu regeln, nicht als Einfassung. Die Initialbuchstaben sind einfach rot (kein Blau im ganzen Bande), im Anfange innerhalb des Schriftraumes begriffen, zwei Zeilen überragend; nachher heraus auf den Rand gerückt sich verlängernd und ausweitend. Der Text vorne herein von wohlgebildeter Schrift, der Quadratschrift sich nähernd, die Verlängerung einiger Buchstaben nach oben und unten sehr mäßig, über dem i kein Punkt. Unter dem Doppel-ii am Ende zwei Strichelchen, um es vom u zu unterscheiden. Hierüber jedoch sowie über die Hand im allgemeinen zu sprechen, findet Schwierigkeit, indem die Hände durch den ganzen Kodex sich verändern oder abwechseln. Compter hat davon dreißig gezählt und ebensoviel Zeichen eingelegt. Von den ersten Seiten liegen Faksimiles bei. (Beilage Nr. 1.) Übrigens bleiben sich die Hauptzüge treu, die Schrift wird nirgends nachlässig, doch bald größer, bald kleiner, mit schwärzerer oder blässerer Tinte geschrieben. Manchmal scheint es, als wenn sich die Schreibenden in Bogen oder Lagen geteilt hätten, dann aber wechselt die Hand auf einem Blatt, ja in einer Periode. Man möchte sich das Original und die begonnene Kopie in einer Klosterbibliothek liegend denken, wo ein jeder Mönch, wie er Zeit gehabt oder von sonstigen Pflichten entbunden worden, weiter geschrieben. Gleiche Verschiedenheit gilt von den Abbreviaturen: sie sind häufig, und doch läßt sich stellenweis das Manuskript noch recht gut lesen, wo nur einzelne Silben,

20ff. Hierüber jedoch ... dreißig gezählt. Nach Wilmans ist der von Goethe beschriebene Codex Jenensis Bos. 9. von zwei Schreibern um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts geschrieben, und später im 13., 14. und 15. Jahrhundert von verschiedenen Händen am Rand und über den Zeilen vieles hinzugefügt. — 23. Compter war Bibliotheksschreiber in Jena. — 25. Beilage Nr. 1.) Im ersten Druck sind dem Aufsatz vier lithographierte Tafeln mit Faksimiles der Handschrift und einer Durchzeichnung beigegeben.

teils Partikeln, teils dem Worte angehängt, verkürzt stehen. Sie sind nicht alle genau bestimmt; denn es läßt sich zum Beispiel bemerken, daß das ~ zwar gewöhnlich m bedeutet, aber auch öfters nur anzeigt, daß hier einige Buchstaben fehlen. Zur näheren Ansicht liegen einige Proben aus den vorderen Blättern und dem Anfang der Dedikation an den Kaiser Friedrich bei (Beilage Nr. 2.) Die Interpunktion ist so gut wie Null; es kommen nur Punkte vor und ohne eigentliche entschiedene grammatische Bedeutung. Ebenso ist es auch mit den größeren Buchstaben im Texte, die mit einem schwachen roten Strichelchen und nicht einmal durchaus hervorgehoben werden. Manche Randschrift und Bezeichnung findet sich. Ob Zahl und Inhalt der Kapitel sowie die zu gleichem Zwecke beigeschriebenen Marginalien, beide von roter Farbe, mit dem Ursprunge gleichzeitig seien, wage ich nicht zu entscheiden. Unter dem Texte stehen selten Noten mit kleinerer, doch nicht viel neuerer Hand, so auch an der Seite unleserlich und neuer. Eine bedeutende Stelle zu notieren, bediente man sich früher und später eines gewissen Zeichens (des monogrammatischen), wovon die ältesten rot und sorgfältig, die neueren schwarz und flüchtig gezogen sind. Zu glauben, daß der Kodex nicht in einer allzu langen Reihe von Jahren, vielmehr innerhalb eines Mannesalters geschrieben sei, dazu könnten uns die Bilder veranlassen, welche sämtlich von einer Hand scheinen. Von ihrem Kunstverdienst darf man wohl folgendes behaupten. Obgleich die Perspektive und die daraus entspringenden Verhältnisse und Proportionen völlig vernachlässigt sind, so wird man dagegen bemerken, daß der Künstler nicht ohne Kenntnis des menschlichen Körpers gewesen; ferner daß er mit einer sichern und saubern Hand seinen Figuren und ihren Handlungen genugsame Bedeutung und Bewegung zu geben gewußt; ein gewisser naiver Ausdruck gelingt ihm vollkommen, wie beikommende Durchzeichnung (Beilage Nr. 3a.) der Geburt Christi eine Probe giebt. Für das höhere Alter dieser Darstellung streitet auch der Umstand, daß Maria liegend als Wöchnerin vorgestellt ist. Diese Vorstellung wurde späterhin als respektswidrig angesehen, da sogar in solchem menschlichen Falle der göttlichen Natur der Maria nicht Abbruch geschehen sollte. Zu Anfang des Werkes findet man drei voll-



gezeichnete Blätter vom Paradiese an bis zu Sardanapal. Späterhin füllen die Bilder nur das Ende und den Anfang zwischen zwei Büchern. Die Jahrzahl ist nicht angegeben. Wo sonstige Manuskripte vorhanden sind, werden Kenner dieses Fachs ausmitteln. Von Druckausgaben besitzen wir die Straßburger, deren Privilegium 1517 von Maximilian unterzeichnet ist, wobei wir nur bemerken, daß die Dedikation an Kaiser Friedrich und das Danksagungsschreiben an den Kanzler gleich im Anfange unsers Kodex steht, da sie in der Straßburger Ausgabe hinten angefügt sind. Angebunden ist ein anderes Werk, jedoch mit dem Hauptwerk durch eine Note verbunden. (Beilage Nr. 3b.) Vorgeheftet mag auch ein fremdartiges Werk gewesen sein; denn auf der ersten, sehr abgescheuerten Seite steht der Index einer Schrift, die von Meteoren muß gehandelt haben, wie denn auf dem Rücken dieser Seite unmittelbar die Zueignung an den Kaiser anfängt.

s. u. e. m.

Jena, den 1. Juli 1820. J. W. Goethe.

Über Kunst und Altertum. Von Goethe. Zweiten Bandes Zweites Heft. Stuttgart 1820.

Klassiker und Romantiker in Italien, sich heftig bekämpfend.

(Über Kunst und Altertum. Zweiter Band. Zweites Heft. 1820. S. 101—117.)

Romantico! den Italienern ein seltsames Wort, in Neapel und dem glücklichen Kampanien noch unbekannt, in Rom unter deutschen Künstlern allenfalls üblich, macht in der Lombardie, besonders in Mailand seit einiger Zeit großes Aufsehen. Das Publikum teilt sich in zwei Parteien, sie stehen schlagfertig gegen einander, und wenn wir Deutschen uns ganz geruhig des Adjektivum romantisch bei Gelegenheit bedienen, so werden dort durch die Ausdrücke Romanticismus und Kriticismus zwei unversöhnliche Sekten bezeichnet. Da bei uns der Streit, wenn es irgend einer ist, mehr praktisch als theoretisch geführt wird, da

5. die Straßburger. Herausgegeben von Cuspinian 1515. — 20. Klassiker und Romantiker in Italien. In der Ausgabe letzter Hand 38, 243 ff. Der Aufsatz ist zufolge der Chronologie Goethescher Schriften im Jahre 1818 verfaßt, was mindestens für den ersten Teil desselben dadurch bewiesen wird, daß der darin als angekündigt bezeichnete „Conciliatore“ seit 1819 erschien. Vgl. auch die späteren Artikel über Vincenzo Monti, sulla Mitologia und Carlo Tedaldi-Fores, Meditazioni poetiche (Kunst und Altertum V, 3, 1826 und VI, 1, 1827).

unsere romantischen Dichter und Schriftsteller die Mitwelt für sich haben und es ihnen weder an Verlegern noch Lesern fehlt, da wir über die ersten Schwankungen des Gegensatzes längst hinaus sind und beide Teile sich schon zu verständigen anfangen, so können wir mit Beruhigung zusehen, wenn das Feuer, das wir entzündet, nun über den Alpen zu lodern anfängt.

Mailand ist aber vorzüglich geeignet, ein Schauplatz dieses Kampfes zu werden, weil daselbst mehr Litteratoren und Künstler als irgendwo in Italien sich beisammen finden, die bei ermangelnden politischen Händeln nunmehr litterarischen Streitigkeiten ein Interesse abgewinnen. Vorzüglich aber mußte in dieser wichtigen Stadt zuerst eine solche Bewegung entstehen, da man sich daselbst von deutscher Sprache und Bildung bei so naher Nachbarschaft und mannigfaltigen Handelsverhältnissen einen Begriff zu machen Gelegenheit findet

Daß in Italien jene Kultur, die sich von den alten Sprachen und den darin verfaßten unnachahmlichen Werken herschreibt, in großer Verehrung stehe, läßt sich gar wohl denken; ja, daß man auf diesem Grunde, worauf man sich erbaut, nun auch allein und ausschließlich zu ruhen wünscht, ist der Sache ganz gemäß; daß diese Anhänglichkeit zuletzt in eine Art Starrsinn und Pedanterie auslaufe, möchte man als natürliche Folge gar wohl entschuldigen. Haben doch die Italiener in ihrer eignen Sprache einen solchen Widerstreit, wo eine Partei an Dante und den früheren, von der Crusca citierten Florentinern festhält, neuere Worte und Wendungen aber, wie sie Leben und Weltbewegung jüngern Geistern aufdringt, keineswegs gelten läßt.

Nun mag einer solchen Gesinnung und Überzeugung ihr Grund und Wert nicht abgesprochen werden; allein wer bloß mit dem Vergangenen sich beschäftigt, kommt zuletzt in Gefahr, das Entschlafene, für uns mumienhafte vertrocknet an sein Herz zu schließen. Eben dieses Festhalten aber am Abgeschiedenen bringt jederzeit einen revolutionären Übergang hervor, wo das vorstrebende Neue nicht länger zurückzudrängen, nicht zu bändigen ist, so daß es sich vom Alten losreißt, dessen Vorzüge nicht anerkennen, dessen Vorteile nicht mehr benutzen will. Freilich, wenn das Genie, der gute Kopf sich bestrebt, das Altertum wieder zu beleben, seine Zeitgenossen in abgelegene Regionen zurückzuführen, ihnen das Entfernte durch gefällige Abspiegelung näher zu rücken, da finden

sich große Schwierigkeiten; demjenigen Künstler dagegen wird es leicht, der sich umthut, was die Zeitgenossen ohnehin lieben, wornach sie streben, welche Wahrheit ihnen behagt, welcher Irrtum ihnen am Herzen liegt. Und dann ist er ja selbst ein Moderner, in diese Zustände von Jugend auf eingeweiht und darin befangen; seine Überzeugung schließt sich an die Überzeugung des Jahrhunderts. Nun lasse er seinem Talente freien Lauf, und es ist kein Zweifel, daß er den größten Teil des Publikums mit sich hinreißen werde.

Bei uns Deutschen war die Wendung ins Romantische aus einer erst den Alten, dann den Franzosen abgewonnenen Bildung durch christlich-religiöse Gesinnungen eingeleitet, durch trübe, nordische Heldensagen begünstigt und bestärkt, worauf sich denn diese Denkweise festsetzen und verbreiten konnte, so daß jetzt kaum ein Dichter, Maler, Bildhauer übrig geblieben, der sich nicht religiösen Gefühlen hingäbe und analogen Gegenständen widmete.

Einen solchen Verlauf nimmt die Dicht- und Kunstgeschichte nun auch in Italien. Als praktische Romantiker werden gerühmt Johann Torti und dessen poetische Darstellung der Leidensgeschichte Christi, ferner seine Terzinen über die Poesie. Alexander Manzoni sodann, Verfasser eines noch ungedruckten Trauerspiels, der Carmagnol, hat sich durch heilige Hymnen guten Ruf erworben. Von wem man sich aber theoretisch viel verspricht, ist Hermes Visconti, welcher einen Dialog über die drei dramatischen Einheiten, einen Aufsatz über die Bedeutung des Wortes poetisch und Ideen über den Stil geschrieben hat, die noch nicht im Publikum verbreitet sind. Man rühmt an diesem jungen Manne einen höchst geistreichen Scharfsinn, vollkommene Klarheit des Gedankens, tiefes Studium der Alten sowie der Neuern. Er hat verschiedene Jahre der Kantischen Philosophie gewidmet, Deutsch deshalb gelernt und sich den Sprachgebrauch des Königsberger Weisen zu eigen gemacht. Nicht weniger hat er andere deutsche Philosophen studiert, so wie unsere vorzüglichsten Dichter. Von diesem hofft man, daß er jenen Streit beilegen und die Mißverständnisse aufklären werde, die sich täglich mehr verwirren.

21 f. hat sich durch heilige Hymnen guten Ruf erworben. Die Bemerkung klingt so, als ob Goethe beim Niederschreiben die „Inni sacri", die 1819 erschienen waren, noch nicht gekannt hätte. (Siehe auch weiter unten S. 273, 6 ff.) Damit gewännen wir eine neue Zeitbestimmung für den ersten Teil des Aufsatzes; denn am 25. November 1818 meldet Cattaneo an Goethe, daß er ihm die Hymnen gesandt habe. In demselben Briefe steht die Nachricht, daß Manzoni an einer Tragödie „Carmagnola" arbeite, so daß sich dadurch Goethes frühe Kenntnis davon erklärt.

Eine gar eigene Betrachtung hierüber veranlaßt ein merkwürdiger Fall. Monti, Verfasser von Aristodem und Cajus Gracchus, Übersetzer der Ilias, kämpft eifrig und kräftig auf der klassischen Seite. Seine Freunde und Verehrer stehen dagegen für die romantische Partei und versichern, seine eignen besten Werke seien romantisch, und bezeichnen solche namentlich, worüber der kostbare Mann, höchst verdrießlich und aufgebracht, das ihm zugedachte falsche Lob gar nicht anerkennen will.

Und doch ließe sich dieser Widerstreit sehr leicht heben, wenn man bedenken wollte, daß jeder, der von Jugend an seine Bildung den Griechen und Römern verdankt, nie ein gewisses antikes Herkommen verleugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen wird, was er abgeschiedenen Lehrern schuldig ist, wenn er auch sein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltsam widmet und, ohne es zu wissen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat.

Ebenso wenig können wir die Bildung verleugnen, die wir von der Bibel hergenommen haben, einer Sammlung bedeutender Dokumente, welche bis auf die letzten Tage einen lebendigen Einfluß hat, ob sie uns gleich so fern liegt und so fremd ist als irgend ein anderes Altertum. Daß wir sie näher fühlen, kommt daher, weil sie auf Glauben und höchste Sittlichkeit wirkt, da andere Litteraturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten.

Inwiefern nun die italienischen Theoretiker sich in Güte vereinigen können, wird die Zeit lehren. Gegenwärtig ist noch keine Aussicht dazu; denn weil, wie nicht zu leugnen ist, in dem romantischen Wesen manches Abstruse vorkommt, was nicht gleich einem jeden klar wird, vielleicht auch mancher Mißgriff obwaltet, den man eben nicht verteidigen kann, so ist die Menge gleich fertig, wenn sie alles, was dunkel, albern, verworren, unverständlich ist, romantisch nennt; hat man ja auch in Deutschland den edlesten Titel eines Naturphilosophen frecherweise zum Spitz- und Schimpfnamen entwürdigt!

Wir thun deshalb sehr wohl, wenn wir auf diese Ereignisse in Italien acht haben, weil wir wie in einem Spiegel unser ver-

2. Vincenzo Monti (1754—1828). Sein „Aristodemo“ wurde 1785 aufgeführt, der „Cajo Gracco“ 1800, die vortreffliche Übersetzung der „Ilias“ erschien 1803. — Gf. der kostbare Mann. Im Deutschen Wörterbuch (V. 1850 kostbar 2 f.) wird „kostbar“ an dieser Stelle als ironisch, etwa so viel wie „wunderlich, unbegreiflich eigen“ aufgefaßt. Aber zur Ironie war für Goethe Monti gegenüber kein Anlaß vorhanden; vielmehr dürfte „kostbar“ hier die Bedeutung von „schätzbar“ haben.

gangenes und gegenwärtiges Treiben leichter erkennen, als wenn wir uns nach wie vor innerhalb unseres eigenen Zirkels beurteilen. Beobachten wollen wir daher, was in Mailand einige gebildete, liebenswürdige Geister noch unternehmen, die mit gesitteten und schicklichen Manieren die verschiedenen Parteien einander anzunähern und auf den wahren Standpunkt zu leiten gedenken. Sie kündigten ein Journal an, das der Vermittler heißen sollte, dessen Programm aber schon mit widerwärtiger Beleidigung empfangen wurde, indessen das Publikum nach seiner löblichen Art über beide Meinungen spottet und dadurch jeden wahren Anteil vernichtet.

Auf alle Fälle jedoch müssen die Romantiker auch dort in kurzem die meisten Stimmen vor sich haben, da sie ins Leben eingreifen, einen jeden zum Zeitgenossen seiner selbst machen und ihn also in ein behagliches Element versetzen. Wobei ihnen denn ein Mißverständnis zu gute kömmt, daß man nämlich alles, was vaterländisch und einheimisch ist, auch zum Romantischen rechnet, und zwar deshalb, weil das Romantische an Leben, Sitten und Religion herantritt, wo denn Muttersprache, Landesgesinnung als höchst lebendig und religios erscheinen muß. Wenn man z. B. anfängt, Inschriften, statt wie bisher in lateinischer Sprache, nunmehr in italienischer zu verfassen, allgemeiner Verständlichkeit willen, so glaubt man dieses auch dem Romantischen zu verdanken, woraus deutlich erhellt, daß unter diesem Namen alles begriffen sei, was in der Gegenwart lebt und lebendig auf den Augenblick wirkt. Zugleich ist uns ein Beispiel gegeben, daß ein Wort durch Gebrauchsfolge einen ganz entgegengesetzten Sinn annehmen kann, da das eigentlich Romantische unseren Sitten nicht näher liegt als Griechisches und Römisches.

Der soeben mitgeteilte Aufsatz war schon vor mehreren Monaten aus Privatnachrichten entwickelt und hätte dem vorigen Hefte als Neuigkeit hinzugefügt werden sollen. Nun sind aber zeither außer dem angeführten Conciliatore auch die übrigen bezeichneten Schriften uns zur Hand gekommen, die wir, in Hoffnung

32. außer dem angeführten Conciliatore. Goethe ließ sich regelmäßig die Zeitschriften „Conciliatore“, „l'Eco“ und „Biblioteca italiana“ zusenden, von denen die beiden ersten auf seiten der Romantiker standen, während die letzte entschieden den Standpunkt der Klassicisten vertrat. Der „Conciliatore“, geleitet von Silvio Pellico, wurde schon nach einem Jahre von der östreichischen Polizei unterdrückt.

unsern Lesern Nützliches und Erfreuliches vorlegen zu können, treulich und fleißig betrachtet haben. Ob in der Zwischenzeit von andern etwas hierüber ins Publikum gebracht worden, ist uns unbekannt geblieben; wir jedoch glauben unsere Pflicht deshalb mit wenigen allgemeinen Betrachtungen zu erfüllen.

Eine jede Theorie, sie sei, von welcher Art sie wolle, setzt eine Unterlage voraus, irgend etwas in der Erfahrung Gegebenes, welches man sich so gut als möglich zurecht legen möchte. Von Aristoteles bis auf Kant muß man erst wissen, was diesen außerordentlichen Menschen zu schaffen machte, ehe man nur einigermaßen begreift, warum sie sich so viel Mühe gegeben.

Jene neueren Mailändischen Schriften also mögen wir mit dem besten Willen, mit redlichster Sorgfalt lesen, so können wir doch nicht klar einsehen, warum und wozu sie geschrieben sind? was diesen Streit aufregt, was ihm Interesse giebt und ihn lebendig erhält? Wenigstens wüßten wir darüber nicht mehr zu sagen, als was im Vorstehenden schon geäußert worden, und man müßte eine geraume Zeit an Ort und Stelle zubringen, um davon ausreichende Nachricht zu geben.

Eine große, herrliche Stadt, die sich vor kurzem noch als das Haupt Italiens ansehen durfte, die der großen Zeit noch mit einigem Gefallen gedenken muß, hegt in ihrem Busen, der köstlichen Bild- und Bauwerke nicht zu gedenken, so mannigfaltig lebendige Kunsterzeugnisse, von denen wir guten Deutschen uns keinen Begriff machen. Um ihr Urteil darüber zu begründen, sondern sie, den Franzosen ähnlich, doch liberaler, ihre Darstellungen in verschiedene Rubriken. Trauerspiel, Lustspiel, Oper, Ballett, ja Dekoration und Garderobe sind abgesonderte, obgleich ineinandergreifende Kunstfächer, deren jedem das Publikum und, insofern er zum Worte kommt, der Theorist innerhalb gewisser Begrenzungen eigene, besondere Rechte und Befugnisse zugesteht. Hier sehen wir verboten, was dort erlaubt, hier bedingt, was dort freigegeben ist. Aber alle diese Meinungen und Urteile sind auf unmittelbare Anschauung gegründet, durch einzelne Fälle veranlaßt, und so sprechen Ältere und Jüngere, mehr oder weniger Unterrichtete, frei oder befangen, leidenschaftlich hin und wieder über allgemein bekannte Mannigfaltigkeiten des Tages. Hieraus sieht man denn, daß nur

20f. Eine große, herrliche Stadt ... durfte. Seit 1797 war Mailand die Hauptstadt der cisalpinischen Republik, von 1805—1814 des Königreichs Italien.

der Gegenwärtige, Mitgenießende allenfalls mitzuurteilen hätte, und vielleicht nicht einmal der gegenwärtige Fremde, der in die Fülle eines ihm unerklärlichen Zustandes hineinspringt und seine Ansichten dem Augenblick, der auf dem Vergangenen ruht, wohl schwerlich gerecht und billig fügen könnte.

Mit den heiligen Hymnen des Alexander Manzoni ist es schon ein etwas anderer Fall. Wenn sich über mannigfaltige Vorkommenheiten der Zeit die Menschen entzweien, so vereinigt Religion und Poesie auf ihrem ernsten, tiefern Grunde die sämtliche Welt. Vorbenannte Gedichte waren uns überraschend, obgleich nicht fremdartig.

Wir gestehen Herrn Manzoni wahres poetisches Talent mit Vergnügen zu, Stoff und Bezüge sind uns bekannt; aber wie er sie wieder aufnimmt und behandelt, erscheint uns neu und individuell. Es sind überhaupt nur vier Hymnen, welche nicht mehr als dreiunddreißig Seiten einnehmen, und folgendermaßen geordnet: Die Auferstehung, das Grundergebnis der christlichen Religion; das eigentlichste Evangelium. Der Name Maria, durch welchen die ältere Kirche jede Überlieferung und Lehre höchst anmutig zu machen weiß. Die Geburt, als die Morgenröte aller Hoffnungen des Menschengeschlechts. Die Passion, als Nacht und Finsternis aller Erdenleiden, in welche die wohlthätige Gottheit sich einen Augenblick zu unserm Heil versenken mochte.

Diese vier Hymnen sind verschiedenen Ausdrucks und Tons, in verschiedenen Silbenmaßen abgefaßt, poetisch erfreulich und vergnüglich. Der naive Sinn beherrscht sie alle; aber eine gewisse Kühnheit des Geistes, der Gleichnisse, der Übergänge zeichnen sie vor andern aus und locken uns, immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte. Doch ganz ohne Bekehrungstrieb darf der Dichter sich nicht zeigen; dieser wendet ihn aber auf eine anmutige Weise gegen die Kinder Israel, denen er freundlich vorwirft, Maria sei doch aus ihrem Stamme geboren, und sie wollten allein einer solchen Königin die Huldigung versagen, die eine ganze Welt ihr zu Füßen legt.

Diese Gedichte geben das Zeugnis, daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wenn sie auch Jahrhunderte

6. heiligen Hymnen des Alexander Manzoni. S. S. 269, Z. 21 f. Anmerkung.

lang durchgearbeitet worden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein frischer jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag.

Urteilsworte französischer Kritiker (II).

(Über Kunst und Altertum. Zweiter Band. Zweites Heft. 1820. S. 117—121.)

Unter dieser Rubrik hatte ich im dritten Hefte von gegenwärtiger Zeitschrift ein Verzeichnis eingerückt, wo freilich sehr viele Worte des Tadels gegen kärgliche Worte des Lobes erscheinen. Hierüber hat der Vrai Libéral unterm 4ten Februar 1819 sich beschwert und mich einer Ungerechtigkeit gegen die französische Nation beschuldigt. Er thut dies jedoch mit so vieler Anmut und Artigkeit, die mich beschämen würde, wenn nicht hinter meiner Mitteilung jener Worte ein Geheimnis verborgen läge, dessen Entdeckung ich ihm und meinen Lesern hiermit vorzubringen nicht ermangle.

Ich bekenne daher ganz ohne Anstand, daß der Korrespondent des wahren Freisinnigen zu Brüssel ganz mit Grund bemerkt: wie unter den von mir angegebenen Tadelsworten sich manche wunderliche befinden, die man eben nicht erwartet hätte; ferner, daß an den Worten des Lobes mehrere fehlen, die einem jeden sogleich einfallen sollten. Wie dieses zu erklären, mag die Geschichte deutlich machen, wenn ich erzähle, wie ich zu jenem Verzeichnis eigentlich veranlaßt wurde.

Als vor vierzig Jahren Herr von Grimm sich in der damals ausgezeichneten geist- und talentvollen Pariser Gesellschaft einen ehrenvollen Zutritt gewonnen und für ein Mitglied eines so außerordentlichen Vereins wirklich anerkannt wurde, beschloß er, ein Tagesblatt, ein Bulletin litterarischen und weltgefälligen Inhaltes, schriftlich zu versenden an fürstliche und reiche Personen in Deutschland, um sie gegen bedeutende Vergeltung von dem eigensten Leben der Pariser Zirkel zu unterhalten, nach deren Zuständen man äußerst neugierig war, weil man Paris als den Mittelpunkt der gebildeten Welt wirklich ansehen konnte. Diese Tagesblätter sollten nicht nur Nachrichten enthalten, sondern es wurden die herrlichsten Arbeiten Diderots: die Klosterfrau, Jakob der Fatalist u. s. w.

1. Urteilsworte französischer Kritiker (II). Siehe S. 249. — 23. Herr von Grimm. Siehe S. 249 Z. 18 Anm. — 34. die Klosterfrau, Jakob der Fatalist. La Réligieuse und Jacques le Fataliste (1772), zwei Romane.

nach und nach in so kleinen Portionen zugeteilt, daß Neugierde, Aufmerksamkeit und jedes gierige Bestreben von Sendung zu Sendung lebendig bleiben mußte.

Auch mir war durch die Gunst hoher Gönner eine regelmäßige Mitteilung dieser Blätter beschieden, die ich mit großem Bedacht eifrig zu studieren nicht unterließ. Nun darf ich mir wohl nachrühmen, daß ich von jeher die Vorzüge der Menschen und ihrer Produktionen willig anerkannt, geschätzt und bewundert, auch mich daran dankbar auferbaut habe. Deshalb mußte mir in der Grimmischen Korrespondenz gar bald auffallen, daß in Erzählung, Anekdote, Charakterschilderung, Darstellung, Urteil durchaus mehr Tadel als Lob zu bemerken sei, mehr scheltende als ehrende Terminologie vorzukommen pflege. Wohlgelaunt begann ich eines Tages zum Vorteil meiner Betrachtung und eigenen Unterrichts jene sämtlichen Ausdrücke auszuziehen, auch in späterer Zeit zu sondern und alphabetisch zu ordnen, halb im Scherz, halb im Ernst, und so blieben sie viele Jahre bei mir liegen

Da nun endlich die Grimmische Korrespondenz in öffentlichem Druck erschien, las ich solche als ein Dokument vergangener Zeit mit Sorgfalt abermals durch und stieß gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck. Wobei ich mich denn aufs neue überzeugen konnte, daß der Tadel bei weitem das Lob überwog. Da suchte ich nun die ältere Arbeit vor und ließ sie geistiger Anregung willen, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken. Bemerken muß ich jedoch, daß ich der Sache eine neue Aufmerksamkeit zu schenken im Augenblick nicht mehr vermochte, deshalb denn manches Wort des Lobes und Tadels, welches mir entgangen, in diesem voluminosen Werk zu finden sein möchte.

Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen schien, auf einem einzigen Schriftsteller haften bleibe, so behalten wir uns vor, nächstens im allgemeinen über diesen höchst wichtigen litterarischen Gegenstand zu sprechen.

---

13 ff. Wohlgelaunt ... viele Jahre bei mir liegen. Siehe S. 249 Z 18 Anm. — 18 f. Da nun endlich ... erschien. Die „Correspondance littéraire, philosophique et critique“ des Baron Grimm erschien Paris 1812—1813 in 17 Bänden, ein Supplement folgte 1814. — 30 ff. Damit nun aber ... Gegenstand zu sprechen. Der Vorsatz ist nicht ausgeführt worden.

Der Pfingstmontag, Lustspiel in straßburger Mundart, fünf Aufzügen und Versen. Straßburg 1816.

(Über Kunst und Altertum. Zweiter Band. Zweites Heft. 1820. S. 122—155.)

Das große Verdienst dieses Kunstwerks um die deutsche Sprache, jenen bedeutenden Straßburger Dialekt und nebenher die verwandten oberdeutschen lebhaft und ausführlich dargestellt zu haben, ist wohl eben Ursache, daß es nicht nach seinem eigentlichen Werte allgemein beachtet werden kann; denn indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verschließt es sich vor dem übrigen Vaterlande; wir wollen daher versuchen, dessen Vorzüge unsern sämtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anschaulicher zu machen.

„In jeder Volksmundart,“ sagt der Verfasser, „spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, welches in seinen Abstufungen eine besondere Nationalcharakteristik darbietet.“ Dabei drängte sich uns folgende Betrachtung auf. Wenn man auch keineswegs den Nutzen ableugnen darf, der uns durch so manche Idiotiken geworden ist, so kann man doch nicht ableugnen, daß jene soeben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannigfaltigen Abstufungen unter der Form eines alphabetischen Lexikons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren, wer sich dieses oder jenes Ausdrucks bedient, und bei welcher Gelegenheit. Deswegen wir auch in solchen Wörterbüchern hie und da die

1. Der Pfingstmontag. Über den Verfasser des „Pfingstmontags“ giebt eine biographische Skizze vor dem Neudruck des Stückes (in Reclams Universal-Bibliothek Nr. 2154, 2155. 1886) Auskunft. Johann Georg Daniel Arnold, geboren am 18. Februar 1780 in Straßburg, seit 1801 Student in Göttingen, im September 1803 in Jena bei Schiller und von diesem an Goethe empfohlen, 1806 Professor des Civilrechts an der Rechtsschule in Koblenz, dann seit 1809 in derselben Eigenschaft in Straßburg. Hier schrieb er das vortreffliche Werk, welches 1816 zum Besten einiger abgebrannten Dörfer in der Umgegend Straßburgs erschien und durch Goethes Kritik weit über die Grenzen der Vaterstadt, für die es allein bestimmt war, bekannt wurde. Arnold starb am 18. Februar 1829. — In den Annalen 1817 sagt Goethe: „Dagegen war der Pfingstmontag von Professor Arnold in Straßburg eine höchst liebenswürdige Erscheinung. Es ist ein entschieden anmutiges Gefühl, von dem man wohl thut, sich nicht klares Bewußtsein zu geben, wenn sich eine Nation in den Eigentümlichkeiten ihrer Glieder bespiegelt; denn ja nur im besondern erkennt man, daß man Verwandte hat; im allgemeinen fühlt man immer nur die Sippschaft von Adam her. Ich beschäftigte mich viel mit gedachtem Stück und sprach mein Behagen daran aufrichtig und umständlich aus.“ Noch in demselben Jahre erschien ein Sonderdruck von Goethes Kritik in Straßburg, bei Philipp Jakob Dannbach. Einen Nachtrag gab Goethe in Kunst und Altertum III, 1, 1821 unten S. 329 f.). — 13 ff. „In jeder Volksmundart ... Nationalcharakteristik darbietet.“ Die citierte Stelle lautet in Arnolds „Vorbericht“ etwas anders: „In jeder Volksmundart spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, aus welchem in seinen Abstufungen eine besondere Nationalcharakteristik sich ergiebt.“ Goethes Änderung bezweckt die Beseitigung der stilistischen Härte des Relativsatzes.

nützliche Bemerkung finden, daß z. B. ein oder das andere Wort von gemeinem und gemeinstem Volke, wohl auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde.

Die Unzulänglichkeit einer solchen Behandlung hat ein mit dem Straßburger Volkskreise von Jugend auf innigst bekanntes Talent wohl und tief gefühlt und uns ein Werk geliefert, das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelnheiten wenig seinesgleichen finden dürfte. Der Dichter führt uns zwölf Personen aus Straßburg und drei aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Gesinnung, Denk- und Sprechweise kontrastieren durchaus, indem sie sich wieder stufenartig an einander fügen. Alle handeln und reden vor uns meist dramatisch lebhaft; weil sie aber ihre Zustände ausführlich entwickeln sollen, so neigt sich die Behandlung ins Epische, und damit uns ja die sämtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfasser den anmutigsten lyrischen Abschluß herbeizuleiten. Die Handlung ist in das Jahr 1789 gesetzt, wo das althergebrachte Straßburger Bürgerwesen sich gegen neuernden Einfluß noch einigermaßen derb und zäh bewahren konnte; und so wird uns das Werk doppelt wichtig, weil es das Andenken eines Zustandes erhält, welcher später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durch einander gerüttelt worden. Die auftretenden Charaktere schildern wir kürzlich der Reihe nach.

Starkhans, Schiffsbauer und großer Ratsherr; tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, aufs zärtlichste gegen seine einzige Tochter gesinnt. Ein jüngerer Sohn, Danielchen, kommt nicht zum Vorschein und spielt schon durch sein Außenbleiben eine Rolle. Dorthe, seine Gattin; wackere Hausfrau, strenge Wirtschafterin; gar vielem, was sie mißbilligt, mit Heftigkeit begegnend und widerstrebend. Lissel, ihre Tochter; reines bürgerliches Naturkind, gehorsam, teilnehmend, wohlthätig, unschuldig liebend, sich an ihrer Liebe mit Verwunderung erfreuend. Mehlbrüh, Feuerspritzenmacher und kleiner Ratsherr; in Sprüchwörtern redend und als Mechanikus sich höher versteigend, an Sympathie glaubend, nicht weniger an Physiognomik und dergleichen. Rosine, dessen Gattin; verständige, gemächliche Frau, ihrem Sohn eine vorteilhafte, wo möglich reiche Heirat wünschend. Er ist Wolfgang genannt, Magister und Abendprediger; im Besitz hochdeutscher Sprache und Bildung; einfachen, vernünftigen, verständigen Sinnes, fließender,

löblicher Unterhaltung. Christinel; Mädchen von zwanzig Jahren, und doch leider schon die älteste ihrer Gespielinnen; guter Art, aber eifrig und listig, gewandt, nach Heirat strebend. Licentiat Mehlbrüh; Hagestolz, Karikatur eines alten, halbfranzösierten, mittelbürgerlichen Straßburgers. Reinhold, Mediziner, Doktorand, von Bremen gebürtig; vollendete deutsche Kultur und Sprache, einigermaßen enthusiastisch, halbpoetischen Ausdrucks. Frau Prechtere; mäßige Frau, um ihrer Tochter willen lebend. Klärl; gleich als unglückliche Liebhaberin auftretend, dem jungen geistlichen Wolfgang mit Herz und Seel ergeben. Rein und schön wie Lissel, an auffallend-würdiger Gestalt ihr vorzuziehen; auf einer höhern Stufe der Empfindung, des Gedankens und Ausdrucks. Gläßler, von Kaisersberg; Kaufmann, in Kolmar wohnhaft, Meisterstück eines wackern, in einer Stadt zweiter Ordnung ausgebildeten Charakters. Bärbel, Nachbarin; rohste, heftigste, mit Schimpf- und Drohworten freigebigste Person. Bryd, Magd bei Starkhans; neunzehnjährig; reine derbe Mägdenatur, heiter und artig; mit der Frau im Widerstreit Herrn und Tochter aufrichtig ergeben. Christlieb, Pfarrer aus dem Ortenauischen, Klaus aus dem Kochersberg, kommen erst gegen das Ende, um mit Gläßler Dialekt und Charakter der Umgegend darzustellen.

Nunmehr zeichnen wir vor allen Dingen den Gang des Stücks, um alsdann weitere Betrachtungen folgen zu lassen. Hiebei ist unsere Hauptabsicht, denen, die es lesen, durch einen allgemeinen Begriff des Inhalts jeder Scene über die einzelnen Sprachschwierigkeiten hinauszuhelfen.

Erster Aufzug.

(Pfingstsonntag Nachmittag. Starkhans Wohnung.) Frau Dorthe schilt ihre Tochter Lissel sehr heftig, daß sie einen Spaziergang mit den Eltern ausschlägt, worauf sie sich doch vor kurzem so sehr gefreut habe. Der Vater nimmt sich des Mädchens an, der die Thränen in die Augen kamen. Die Mutter läßt sich begütigen und geht mit dem Vater allein spazieren. Kaum ist Lissel von ihnen befreit, so erklärt sich, daß sie einen Liebhaber in allen Ehren erwarte, von dessen holder, tüchtiger Persönlichkeit sie ganz und gar durchdrungen ist. Nur bedauert sie, daß er das

16. Bryd. Brigitte.

wunderliche Hochdeutsch rede, worin sie sich nicht schicken könne. Sie wünscht in Deutschland erzogen zu sein, und nicht in einer unglücklichen Pension an der Lothringer Grenze, wo sie weder Deutsch noch Französisch gelernt. Christinel kommt und will den zaudernden Liebhaber verdächtig machen. Lissel vernimmts nicht, und da Reinhold hereintritt, ist sie voll stiller Freude. Seine gesuchte, schwülstige Rede bleibt den guten Mädchen unverständlich; sie legen sichs gar wunderlich aus. Ebenso versteht er sie nicht, als sie verlangen, daß er sie auf dem Spaziergang begleiten soll. Endlich werden sie einig; Lissel will nur noch den jüngeren verzogenen Bruder, Danielele, abwarten, um ihn, wie sie den Eltern versprochen, mitzunehmen. Reinhold soll indessen seinen Freund Wolfgang herbeiholen. Der deutsch-französische Licentiat tritt auf; er merkt den Mädchen sogleich ab, daß sie einen Spaziergang vorhaben, und droht, sie überallhin zu verfolgen. Durch ein Märchen von einer Offiziersleiche werden sie ihn los. Christinel entfernt sich für einen Augenblick. Herr Mehlbrüh und Frau Rosine treten auf; sie quälen Lissel mit einer nahen Heirat, ohne den Bräutigam zu nennen, und da sie mit ihnen zu spazieren gleichfalls ablehnt, gehen sie weiter. Christinel tritt zu Lissel, die mit großen Freuden für bekannt annimmt, daß sie mit Reinhold werde verheiratet werden. Die Freundin aber behauptet, es sei der Wolfgang gemeint. Christinel bleibt allein, und es ergiebt sich, daß sie auf Reinholden selbst Absicht habe. Dieser und Wolfgang treten auf; die Jünglinge bequemen sich zur schlichten Prose, damit das Mädchen sie verstehe. Sie gebraucht nun die List, erst von Wolfgang ein Bekenntnis herauszulocken, daß er liebe. Der Freund, dem er nichts davon vertraut, verwundert sich befremdet, und sie sagt ihnen keck und kühn ins Gesicht, der Gegenstand sei Lissel. Reinhold, über den Verrat seines Freundes aufgebracht, entfernt sich, Wolfgang ihm nach, Christinel überlegt, was weiter zu thun. Nachdem auch sie den Platz verlassen, treten beide Freunde wieder auf, und es erklärt sich, daß Wolfgang in Klärchen verliebt sei, jetzt nur gegen sie zurückhaltend, weil er die Einwilligung seiner Eltern, die ihn freilich an das reichere Lissel

15f. Durch ein Märchen ... werden sie ihn los. Christinel erfindet, daß ein im Duell erstochener Offizier heute begraben werde und daß sie mit Lissel dorthin gehen wolle. Darauf entfernt sich der Licentiat, weil ihm das zu langweilig ist. — 25f. zur schlichten Prose, d. h. zu einfacher, natürlicher Sprache. Denn der Alexandriner wird durch das ganze Stück, bis auf die lyrischen Stellen, beibehalten.

zu verheiraten wünschten, erst durch Vorsprache bedeutender Gönner müsse zu erlangen bemüht sein.

Zweiter Aufzug.

(Starkhans Wohnung bleibt.) Bryd legt Frau Dorthen die Marktrechnung ab; die strenge, haushälterische Knauserei zeigt sich an dieser, an jener eine hübsche, reine Mägdehaftigkeit. Bryd bleibt allein und spricht mit wenigen Worten das Lob des Hausherrn und der Jungfer. Der Licentiat tritt zu ihr und beginnt gleich etwas antastlich zu charmieren; das Mädchen, neckisch gewandt, weicht aus; er verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden und verrückt Anzug und Kopfputz. Bryd schickt sich an, ihn wiederherzustellen, und im Gespräch wird verplaudert, daß Lissel den Reinhold heiraten werde. Er selbst scheint Absicht auf das Mädchen zu haben, und als Frau Dorthe hereintritt, bringt er seine Werbung an, fährt aber ab. (Andere bürgerliche Wohnung.) Frau Prechtere und Klärl. Letztere kündigt sich an als liebend und leidend. Nie ist eine volle, herzliche, auf das Verdienst des Geliebten gegründete Leidenschaft schöner ausgedrückt worden, die Sorge, ihn zu verlieren, nie rührender. Die Mutter tröstet sie im allgemeinen und rät ihr, die Liebe Gläßlers aus Kolmar nicht ganz abzuweisen. Der Licentiat kommt herein, und da man des Mädchens Zustand durch ein Kopfweh entschuldigt, ist er mit Rezepten freigebig, noch frei-

16 ff. Nie ist eine ... nie rührender. Die von Goethe so sehr gerühmte Stelle lautet:

Het merr e glükl.i's Lewe
So ganz gewiß erwarı', so kan's nimm' lycht ebs gewe,
Wo aim 's verlore Glück ersezze kan. For's Herz
Sinn d'Lükkebüesser nit. Do isch der aye Schmerz
Noch beßer als e Fraid, wo aine soll bedaiwe;
Verdruß un Drurikait lon sich nit iwwertlaiwe,
Wenn si dieſ im Gemüed schunn Wurzle geschlaaue han.
So wie der Wolfgang gfallt mer nie e=n=andrer Mann.
Er het Verstand un Fy'r, isch ernsthaft un doch munder,
Guetmüedi wie e Lamm un frundli. I verwunder
Mich alemol an imm, daß er so ales waiß,
Un wie merr mit em redt, als bly't im rechte Glaiß,
Un sich nix druf ynbildt. Un was er for Talente
Erst uf der Kanzel het! Von ale=n=Ek und Ende
Gehn d'Lyt zu em in d'Kirch, wenn er e Breddi halt.
Was er do herzli redt un rüered! Jung un alt
Versteht ne=n=un begryfft recht dytli ſnni Lehre;
Merr kinnt em ufmerksam e halwe Daa zueheere.
Er sycht au dornoch us. Syn groß un scheeni Gstalt,
Syn schwarz un fyri's Au, syn frischi Farb, die gfallt
De Lytte gar; und dnoh isch au syn Stimm so kräfdi,
So hell un doch au dieſ, ball sanft, ball widder hefoi;
Un nix ertünstelt's het syn Ton un syn Figur,
Syn Anstand un syn Ernst, 's isch ales ganz Nadur.

gebiger mit Katzengeschichten, als die Mutter, um seine Fragen abzulehnen, vorgiebt, es sei der Tochter eine geliebte Katze gestorben. Für Ungeduld läuft das Mädchen fort. Lissels Heirat kommt zur Sprache, Gläßler und Christinel treten auf, jener ist herzlich und heftig verliebt in Klärl und erhebt ihr Verdienst fast ausschließlich. Der Licentiat behauptet, in Straßburg gäb' es dergleichen viel, das komme von der guten Kinderzucht, die er umständlich ausführt und deshalb von Gläßlern für einen Familienvater gehalten werden muß. Nun aber wird er lächerlich, indem er sich als Hagestolzen bekennt, doppelt aber, als Klärl und Christinel eintreten und er umständlich erzählt, wie ihn die Mädchen mystifiziert. Gläßlers treu-bürgerliche Liebe bricht wieder lakonisch unschätzbar hervor. Der Licentiat tadelt ihn deshalb nicht, weil in Kolmar solche Mädchen wegen Mangel an Gelegenheit zu ihrer Ausbildung nicht gefunden würden; auch überhaupt es dort nicht sonderlich bestellt sei. Gläßlers Kolmarischer Patriotismus äußert sich ebenso derb und tüchtig wie seine Liebe; er fragt, ob sie in Straßburg einen Pfeffel hätten? und wird im Hin- und Widerreden heftig, grob und drohend. Frau Prechtere verbittet sich solchen Lärm in ihrem Hause. Licentiat entfernt sich. Christinel, nach ihrer anschmiegenden Weise, erkundigt sich bei Gläßlern nach Kolmar und der Umgegend; er beschreibt das Oberelsaß lakonisch, dessen Berge, Schlösser, Hügel, Thäler und Flächen; es erscheint vor unserer Einbildungskraft weit und breit und genußvoll. Aber er hat auch selbst Pferde, um seine Freunde und seine Gäste, die er hiermit einlädt, überall herumzukutschieren. Christinel hilft ihm schmeichlerisch nach, Klärl nur lakonisch und begiebt sich, ein Übelsein vorwendend, mit der Freundin weg. Frau Prechtere gesteht Gläßlern, daß ihre Tochter sich um Wolfgang grämе. Gläßler antwortet, es sei ihm ganz recht; denn wenn jener sie verlasse, könne sie ihn ja haben. Gläßler, allein, drückt seine Liebesqual gar wunderlich aus. Reinhold tritt hinzu, und da er hört, Klärl

12 f. Gläßlers treu-bürgerliche Liebe ... unschätzbar hervor:

I ka See nit so sähn un gäbd' my aije Bluet
For neri Gsundhait här.

— 31 f. Gläßler, allein, ... gar wunderlich aus:

Diß isch ä Plooj, 's verliebt sin. I worr gwiß
Zuem Narre noch derby un krank. I trink un iß
Nix meh, inwändigg brännt mi's grad wee Fyr un Schwäfel,
Kuum daß i schnuufe kan. Hätt i doch norr my Schäfel
Emol im Trukne.

sei krank, fragt er leidenschaftlich, warum man Wolfgang nicht hole. Dabei ergiebt sich, daß dieser nicht untreu sei, und daß Gläßler wohl auf Klärl Verzicht thun müsse. Der Gute von Kolmar, in Verzweiflung, geht ab. Reinhold, allein bleibend, macht verständige zarte Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der sämtlichen Liebenden, wodurch das Künftige glücklich vorbereitet wird.

Dritter Aufzug.

(Mehlbrühs Wohnung.) Man hat Gäste zum Abendessen geladen. Frau Dorthe findet sich ein, entschuldigt bei Frau Rosinen, daß sie das liebe Danielele, welches noch immer nicht zu sehen ist, nicht mitbringen können. Auf Kinderspiele, denen das liebe Söhnlein unmäßig ergeben, wendet sich nun das Gespräch. Sie sehen hierauf durchs Fenster Base Bärbel herankommen und reden gleich Übels genug von ihr. Sie tritt auf, zeigt sich als leidenschaftlich gemein, schüttet ihren Haß gegen Reinhold aus, schildert ihn als Trunkenbold und von den schlechtesten Sitten. Endlich entdeckt sich's, woher ihre Wut sich schreibe! Er hat nämlich einmal, sie nicht kennend, gefragt, oder soll gefragt haben: Wer ist denn die dort, die roten Puder braucht? d h. die rote Haare hat. Dieses gehe nun an allen Brunnen und auf allen Märkten umher, da sie doch gar wohl noch zu den Blonden gehöre. Ihre Raserei hat keine Grenzen, sie droht, ihm aufpassen, ihn ausprügeln zu lassen. Nun bleiben die beiden Frauen allein. Bärbels Herkunft, Schicksal und unglückliche Erziehung wird meisterhaft ge-

24 ff. Bärbels Herkunft, ... abgeleitet:

Fr. Dorthee.
Was haa i nit gedängelt
Am Vedderseeli als, daß er nimm' hyrodt.

Fr. Rosine.
Gsengelt
Het der sich zellemols.

Fr. Dorthee.
Jo. Daß e gscheider Mann
Juft, wie e Bobbel, blumbs in's Mues nyn dappe kan,
Sich so vergaukle loßt un gar e Gassemaidel
Zuer Frau nimmt, bludd un blos, wo nit emol e Klaidel
Nurr anzedues het ghet!

Fr. Rosine.
Scheen isch's gsin, zell isch wohr,
Frisch wie e Ros. Es het im Klärel ganz uf's Hoor
Geglyche.

schildert und abgeleitet. Sodann äußert Frau Rosine den Argwohn, daß Lissel ihren Sohn Wolfgang eigentlich nicht liebe, sondern Reinholden. Vergebens will Frau Dorthe es ihr ausreden, die Differenz läßt sich nicht heben; einig aber als Hausfrauen, eilen sie zu sehen, ob der Abendtisch gut gedeckt und bestellt sei. Mehlbrüh und Reinhold kommen als Gäste. Beim Erwähnen eines kranken Kindes in der Familie geraten sie auf die Medizin. Mehlbrüh bekennt seinen Glauben an Sympathie und an einen Mischmasch wahrer und erträumter Wunderkräfte der Natur. Ingleichen hält er viel auf Physiognomik. Er geht ins Tafelzimmer. Reinhold, zurückbleibend, hält eine Lobrede auf Straßburg und dessen Bewohner, schätzt sein Glück, hier zu heiraten, sich anzusiedeln. Wolfgang kommt. Reinhold berichtet, wie er die entschiedene Leidenschaft Klärchens zu seinem Freund entdeckt. Die beiden Liebhaber schildern und loben ihre Mädchen wechselseitig und begeben sich zum Abendessen. Bärbel und Christinel treten auf und mustern die geladenen, eingetroffenen und ausgebliebenen Gäste, denen sie auf das schlimmste mitspielen. Bärbel bleibt allein und entdeckt ihren Vorsatz, Reinholden, wenn er vom Essen weggehen werde, überfallen zu lassen. In diesem Sinne entfernt sie sich. Der Licentiat tritt auf, und da er seine Absichten auf Lissel immer noch durchzusetzen gedenkt, ist ihm eine Nachricht ganz willkommen: Reinhold habe falsche Wechsel geschmiedet und werde deshalb mit Steckbriefen verfolgt.

Vierter Aufzug.

(Mehlbrühs Haus bleibt.) Frau Dorthe und Mehlbrüh treten auf, sie glauben dem Gerücht, daß Reinhold ein Schelm sei, und beschließen, daß beide Familien sich vor ihm in acht nehmen sollen, bis der Handel aufgeklärt ist. (Starkhans Wohnung.) Er und Lissel kommen. Der Vater giebt ihr scherzhaft zu raten auf, was er ihr für ein Geschenk bestimme. Nachdem er sie lange hingehalten, löst er endlich das Rätsel

Fr. Dorthee.

Er het's au recht gern ghet. 'S isch bnoh gstorwe
Glych in sy'm Kindbett mit demm Verwele. Verdorwe
Isch er druf in sy'm Gschäft un isch au aageraißt
In d'ander Welt 'ß Johr druf. Do isch diß Kind verwaißt
Gar früej gsin un isch so zue syner Großel kumme,
Der Gimblere, die het's an Kindsstatt angenumme
Un ufgezaoue halt, wie si's verstande het.
Drum isch's e Früchdel so.

und sagt, es sei ein Mann! Lissel, nur an Reinhold denkend, läßt es ohne weiters gelten. Für sich allein drückt sie ihr Entzücken gar anmutig aus. Die Mutter kommt, auch diese spricht von einem Manne; es erklärt sich aber bald, daß Wolfgang gemeint sei. Von diesem will Lissel ein- für allemal nichts wissen. Mutter und Tochter verzürnen sich. Starkhans tritt in den Lärm herein, und da er etwas zu tief ins Glas geguckt, wird die Sache nicht besser. Das Mädchen geht weinend zu Bette; Vater und Mutter machen sich wegen der Kinderzucht Vorwürfe und entfernen sich. Der Licentiat kommt in schmutzigen und elenden Umständen, geführt von Gläßler, Christinel und Bryd. Er ist denen von Bärbeln angestellten Aufpassern in die Hände geraten, doch, da sie ihn bald als den Unrechten erkannten, nur oberflächlich übel zugerichtet worden. Man hilft ihm wieder zurechte und bringt ihn weg. Mehlbrüh, ob es gleich schon Nacht ist, kommt zu Starkhans, offen zu erklären, daß Wolfgang in eine Heirat mit Lissel nicht einstimme, und da im Verlauf des Gesprächs das Vermögen beider Familien in die Rede kommt, entzweien sich die Väter aufs heftigste; sodann machen es die beiden Mütter nicht besser, und Frau Rosine zeigt sich zuletzt entschieden, ihren Sohn zu keiner Heirat zwingen zu wollen.

Fünfter Aufzug.

(Pfingstmontag Morgen, öffentlicher Platz.) Die beiden Freunde treten auf, und in welcher Lage die Liebesangelegenheiten sich befinden, wird klar. (Mehlbrühs Wohnung.) Wolfgangs Eltern, hört man, sind durch Herrn Stettmeister bewogen worden, in die Verbindung mit Klärchen zu willigen; sie fühlen sich über die Ehre, die eine hohe Magistrats-Person ihrem Wolfgang sowohl als seiner Geliebten durch Lob und Teilnahme bewiesen, höchst entzückt, und der Vater findet des Sohnes eintretende

2 f. Für sich allein ... anmutig aus:

Jez isch e-n-anderley. Was bin i awwer froh,
Herr Jeh. Un 's isch kurios, i kann's erst nit e so
Recht saaue, wie mer's isch. Wenn i's em doch hut numme
Noch stekе könnt! Er kan vom Kind halt nimm' aakumme.
Wott scheen isch's von em gsin, wie mer d'Maaud hien henn gschikt,
Daß er vom Esse glych isch furtgerennt; verstikt
Wär diß klain Würmel sunst. Er wurd mer alsfurt liewer;
Wenn i nurr an ne denk, se kriej i halwer 's Fiewer,
Un manchmol kummt's mer vor, aß wie wenn er wärd ich.

Braut, die er zum erstenmal sieht, selbst bedeutend schön. Eine kurze, aber höchst liebliche Scene. (Starkhans Garten.) Licentiat erklärt monologierend, daß er die Heirat Gläßlers und Christinels durch eine Ausstattung begünstigen werde, da ihr Vormund erst in einem Jahr, wenn sie majorenn geworden, seine Zustimmung geben wolle. Gläßler und dessen Geliebte haben sich um ihn bei dem Unfall von gestern Abend sehr verdient gemacht, er will sie glücklich wissen, da er selbst vom Heiraten abgeschreckt ist.

1 f. Eine kurze, aber höchst liebliche Scene:

Fr. Rosine.

Jer Dienere, Frau Bas! Herr Jeh, wie scheen gemuzt
Isch's Jumfer Bäsele! Ha, na! ... Sie, liewer Engel!
Un wott e Stryßele! ... E Bummeranzestengel,
E Reefele=n=un noch Dreifaldikaitle gar!

Fr. Prechtere.

A, Si veziert, Frau Bas.

Hr. Mehlbrüej (beiseite).

Myn Sohn isch als k n Narr;
Si isch zuem Freße scheen, und hät si Späne numme,
Se wärd si d'scheenst von hie. (Laut.) Willkumm, Frau Bas! Willkumme,
Liebs Bäsele, Si sinn zue nett byt. Kumm, Frau, sych.

Klärel

Wenn ich ne gfall, se=n=isch's e großi Ehr for mich.

Fr. Rosine.

Was diß Halsschnüerle sinn von Berle=n=un Grannade
Un e=n=Anhenkerle! ... Ha jo! Us wellem Lade
Kummt diß nett Kryzzele? 'S isch neu.

Klärel.

'S isch e Breßent,
Frau Bas, von Jerem Sohn.

Fr. Rosine.

Was glizzert do un blendt
Diß liewi Ringele! ... Diß isch e scheens Deemändel!

Fr. Prechtere.

Der Babbeseeli het's em gschenkt.

Hr. Mehlbrüej.

Daß Si am Bendel
Schunn lang henn myne Sohn, zell wundert mi jez nimm',
Liebs Bäsele, so gscheid, so artli un so schlimm
Sinn wenni Jumfre hie. I haw e Fraid an Inne.

Klärel.

I wurr myn meejlist duen, Jer Fryndschaft ze gewinne.

Fr. Rosine.

Die henn Si schunn, liebs Kind. Sie were mit 'em Sohn
Gewiß recht glückli sin; d'Frau isch im Mann syn Kron,
Sait d'Schrift, un er bekummt gewißli d'scheenst von alle.

Fr. Prechtere.

Myn Dochter isch, Frau Bas, au guet un glükli gfalle.

Starkhans und Frau Dorthe treten höchst vergnügt auf. Reinhold ist aller Schuld entbunden; der Steckbrief galt einem Landläufer, und ein Brief von Reinholds Vater an Starkhans ist angekommen. Dieser, Senator von Bremen und Doktor Juris, hält den Ratsherrn von Straßburg auch für einen entschiedenen Juristen und Graduierten, tituliert ihn Hochwohlgeboren, wodurch der Schiffsbauer sehr geschmeichelt ist und dem Ansuchen Reinholds um Lissel nicht mehr widerstehen kann. Die Gesellschaft versammelt sich, manche angenehme, aufklärende Familienunterhaltung wird gepflogen.

In dieser frohen Stunde erinnern sich endlich die beiden Väter, daß sie noch zu den letzten alten Meistersängern gehören, die auf der Herrenstube bis 1781 gesungen haben. Pfarrer Christlieb aus Ortenau tritt auf, da sie sich schon feierlich niedergelassen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der den Tod einer angebeteten Braut nicht verwindet. Aufgefordert, singt er ein sehnsüchtiges Lied in hochdeutscher Sprache; Wolfgang preist gleichermaßen eine glückliche Liebe; Reinhold die gegenwärtige festliche Geselligkeit; Starkhans feiert im elsässer Dialekt das Lob der Stadt Straßburg, und damit es an Lächerlichem nicht fehle, trägt der Licentiat ein Gedicht vor mit falsch accentuierten Endreimen, wie es wohl halbgebildeten Menschen begegnet, die, in ungeschicktem Buchstabieren sich verwirrend, Quantität und Betonung falsch nehmen. Bäuerisch gemein, aber wacker, besingt Klaus das Lob seiner Annamey. Heiter aufgeregt durch so viel Anmutiges, giebt Mehlbrüh endlich seine Einwilligung in die Heirat Gläßlers und Christinels; zum Schluß aber, um das Fest vollkommen zu krönen, fahren Herr Stettmeister und Herr Ammeister als Brautführer an den Garten an. Die Gesellschaft zieht ihnen mit Blumensträußen entgegen, und so ist Pfingstmontag, der Starkhansischen Eheleute silberne Hochzeit und so manche neue Verbindung auf alle Weise gefeiert.

Nach vorgetragenem Plan und dessen Ausführung von Scene zu Scene kann wohl verlangt werden, daß wir noch einiges über Technik und Behandlung der vorzüglichsten Motive sprechen, und da dürfen wir unterrichteten Lesern nicht erst bemerklich machen, daß dem Verfasser eine löbliche Kunstfertigkeit zu Diensten stehe. Er überschreibt sein Stück: der Pfingstmontag und beschränkt

daher, wie billig, die Zeit seiner Handlung auf vierundzwanzig Stunden. Sie beginnt Pfingstsonntag nach Tische, die vier ersten Akte dauern bis tief in die Nacht. Erst als Entwickelung und Schluß tritt, mit dem Morgen, Pfingstmontag hervor. Der Schauplatz ist abwechselnd im Hause einer der drei Familien, auch wohl mitunter an einem unbestimmt gelassenen Orte, und vom fünften Auftritt des letzten Aufzugs an, in Starkhans Garten, nahe vor dem Thore. Der Verfasser hat die Veränderung des Orts nicht über den Scenen angezeigt, wahrscheinlich um den Freunden der drei Einheiten nicht geradehin die Beweglichkeit seiner Lokalitäten zu bekennen. Allein die Klarheit des Stücks wird hierdurch äußerst getrübt, und wir haben nur mit vieler Mühe den Zweck erreicht, in unserer Darstellung der Einbildungskraft vorzuarbeiten.

Glücklich und lobenswürdig dagegen ist der Verfasser in Betracht des Silbenmaßes. Er hat den Alexandriner mit strenger Cäsur gewählt, um den Leser, besonders den auswärtigen, wegen Quantität und Betonung ohne Zweifel zu lassen, welches auch für den aufmerksamen Liebhaber vollkommen erreicht wird.

Wenden wir uns nun abermals zu dem innern Gehalte des Stücks, so sieht man aus unserm Vortrag, wie einfach und wirklich dramatisch die Anlage des Ganzen sei. Wenige Hinderungen und Mißverständnisse schürzen die unschuldigen Knoten, die sich denn auch ganz bürgerlich und natürlich zuletzt wieder auflösen. Die Manifestation der auftretenden Charaktere, die Ankündigung der Figuren, die man erwartet, die Bezeichnung der Persönlichkeiten abwesender und gegenwärtiger Individuen ist musterhaft. Das klüglich gebrauchte Mittel, durch liebreiche Scheltworte, die in jenem Dialektskreise nicht selten sind, mit scheinbarer Ungunst etwas günstig zu bezeichnen, ist erfreulich wirksam, sowie direktes, redliches Lob, direkte, gehässige Mißreden uns mit allen Figuren nach und nach hinlänglich bekannt machen.

Auf gleiche Weise, jedoch mit epischer Ausführlichkeit, werden wir mit allen häuslichen, geselligen, örtlichen Zuständen bekannt. Die Stadt von einem Ende zum andern, Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirts- und Lusthäuser, innen und außen. Zeitvertreib und Spiel der Alten wie der Jungen, Vorurteil, Aberglaube, Gespenster und was nicht sonst! alles kommt ausführlich an die Reihe, so daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt. Das grenzenlose Spazierengehen, das Durcheinanderrennen

der Familienglieder aus einem Hause ins andere und die dadurch bewirkte augenblickliche Teilnahme in Freud und Leid hat der Verfasser verständig benutzt, um seine sonst vereinzelt und zerstückelt erscheinenden Scenen vor unserm Gefühl zu motivieren.

Die hochdeutsche Bücherſprache der beiden Liebhaber läßt schon darin einen zarten Unterschied bemerken, daß Wolfgangen eine ruhige Prose, wie sie dem protestantischen Geistlichen ziemt, zugeteilt ist; Reinhold aber einige Floskeln und Phrasen anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden, liebenswürdigen Mädchen unverständlich wird. Lissel ist das reine Straßburger Bürgerkind, in einer dumpfen Erziehungsanstalt zu St. Didier weder verdorben noch gefördert; Klärle, auf dem rechten Rheinufer gebildet, durch Liebesschmerz erhöht und beim Ausdruck der edelsten Gefühle den elsasser Dialekt nicht verleugnend, begünstigt einigermaßen den Übergang zu der reineren Sprache der Liebhaber. Ebenso zeichnen sich der große und kleine Ratsherr, Schiffsbauer und Spritzenmacher, von einander aus; jener, tüchtig und das Nächste suchend, spricht ohne Umschweif; dieser, in wunderlichen Liebhabereien befangen, muß auch mit seiner Sprache überall herumtasten, sich in Sprüchwörtern vorzüglich gefallen. Nun aber führen uns die Mütter in den innern Haushalt; die Magd auf den Markt, die heftige Nachbarin in die gemeinsten Umgebungen und Verhältnisse. Der Licentiat Mehlbrüh, beschränkt und affektiert, giebt die Einmischung gallisch-deutsch ausgesprochener Worte und alle Unarten jener Zwitterschaft aufs deutlichste zu erkennen.

Wir maßen uns nicht an, die durchgängigen Feinheiten alle zu unterscheiden, zu beurteilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß unter die genannten Personen alle Abstufungen der Sprache verteilt sind, an welchen man Stand, Beschäftigung und Sitten auf das entschiedenste gesondert erkennen kann; deswegen wir denn diesem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Idiotikons wiederholt zu gewinnen wünschen.

Und so enthalten wir uns auch nicht, nochmals die Menschenkenntnis des Verfassers zu rühmen, der nicht etwa nur die Einsichten in das Gemein-Tägliche darthut; er weiß vielmehr auch das Edle und Erhabene in diesen reinen Naturmenschen zu finden und nachzubilden. Fürtrefflich gezeichnet sind Lissels Äußerungen einer sittlich-sinnlichen Liebe, Klärls Trauer über befürchteten Verlust eines einzig geschätzten Mannes; die Einführung Klärls

in die Familie des Bräutigams, die Todesgedanken des Vaters mitten im Glück, alles ist so tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweisen wäre. Ja, die Worte Lissels, S. 132: diß macht merr nix; do geh i mit! stehen als erhabener Lakonismus dem oft gerühmten qu'il mourût! des Corneille völlig zur Seite. Man verzeihe uns Vorliebe und Vorurteil und unsere, vielleicht durch Erinnerung bestochene Freude an diesem Kunstwerk.

Trafen wir sodann auf die gewaltsamen Schimpf- und Schmähreden, auf gehässige Darstellung so mancher Persönlichkeit, so fanden wir uns zu der Betrachtung genötigt, daß Gesinnung und Redeweise sich in Straßburg dreihundert Jahre lang, um nicht länger zu sagen, unverändert erhalten habe, indem sich eine freie, freche, unbändige Originalität in die untersten Stände geflüchtet. Sebastian Brand und Geiler von Kaisersberg sind ihren Ruhm und Ruf doch auch nur einer heftigen, alles mißbilligenden, beschränkten Denkart und einer schonungslosen Darstellungsweise schuldig; und wenn Bärbel und Christinel sprechen, so vernimmt man ganz genau die Nachkommenschaft jener würdigen Männer. Auch diese ungebildeten Mädchen, wie jene hochgelahrten Doktoren lästern die mitlebende Welt. Einem jeden armen Menschen wird seine Individualität, aus der er nicht heraus kann, sein beschränkter Zustand aufgemutzt, seine Liebhaberei, die ihn einzig glücklich macht, verleidet und verkümmert. Und so wär' es denn nach wie vor das alte Narrenschiff, die Narren-Diligence, die ewig hin und wieder fährt.

Warum in gebildeten Ständen dergleichen nicht leicht vorkommt, beruht nur darin, daß die höher Gestellten, ohne besser oder anders zu sein, sich nur mehr zusammennehmen, nicht grenzenlos ihre Eigenheiten aufschließen, sondern, indem sie sich äußerlich nach allgemeinen Formen betragen, in ihr Inneres zurücktreten und von da aus den eignen Vorteil so gut als möglich besorgen; wodurch ein allgemeines Gebrechen, der sogenannte Egoismus, über die Welt sich verbreitet, den ein jeder von seiner Seite glaubt

3 ff. Ja, die Worte ... völlig zur Seite. Um diesen Scherz Goethes zu verstehen, ist es nötig, den Zusammenhang zu erklären, in dem Lissel die angeführten Worte spricht. Als sie den Eltern erklärt hat, sie liebe nur Reinhold und habe ihm ihr Wort gegeben, sagt der Vater, daß Reinhold im Verdacht stehe, falsche Wechsel gemacht zu haben, und auf die Galeere kommen werde. Darauf erwidert Lissel (Vierter Aufzug, dritte Scene) weinend die von Goethe citierten Worte. Das „qu'il mourût“ in Corneilles „Horace“ III, 6. — Cf. vielleicht durch Erinnerung bestochene Freude. Die Erinnerung an die Zeit, wo er als Student in Straßburg weilte (1770—1771).

bekämpfen zu müssen, ohne zu ahnden, daß er das Pfeifchen selbst in den Rockfalten trage. Und sodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, das höflichere Wörtchen Steckenpferd, bei dessen Gebrauch wir einander mehr schmeicheln als verletzen.

In gar manchem Sinne daher ist dieses Stück zu empfehlen, man betrachte nun, was es bringt oder was es aufregt. Deswegen verdient es wohl, daß wir uns noch weiter damit beschäftigen, um zu seiner künftigen Verbreitung das Unsrige beizutragen. Schon aus dem, was wir gesagt, wird der nachdenkende Kenner gar leicht ermessen, daß dieses Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angesehen werden müsse. Die kindlichsten Eindrücke, Jugendfreuden und -Leiden, abgedrungenes Nachdenken und endlich reifes, heiteres Überschauen eines Zustandes, den wir lieben, indem und weil er uns beengt; dies alles war nötig, um eine solche Arbeit hervorzubringen. Wie überlegt, treu und gewissenhaft die Ausführung und Vollendung sei, davon kann der wohl das beste Zeugnis geben, der gleicher Art und Kunst sich befliss'en; und so sagen wir beherzt, daß im ganzen Stück kein leeres, zufälliges oder notdürftig eingeschaltetes Flickwort zu finden sei.

Das Stück spielt 1789, und wahrscheinlicherweise war es zu jener Zeit seinen Hauptteilen nach schon fertig, worüber uns der Verfasser, wenn es ihm beliebt, sich zu nennen, am besten belehren kann. Es ward 1816 zum Besten der Armen der in den Kriegsvorfällen des vorhergegangenen Jahres bei Straßburg abgebrannten Dörfer sowie der Straßburger Armenarbeitsschule gedruckt. Wahrscheinlich erfüllte damals die Auflage den frommen Zweck und gelangte nicht in den weitern Kreis der deutschen Lesewelt, da es ohnehin als ein versiegeltes Buch anzusehen war und noch ist.

Sollte man jedoch, wie wir wünschen, zu einer zweiten Ausgabe schreiten, so würde dabei folgendes zu beobachten rätlich sein. Ein Schema des ganzen Stücks, nach unserer Anleitung, sollte vorausgehen, die Ortsveränderungen der Scenen gleichfalls angezeigt werden, und ob wir schon sonst die Noten unter dem Text nicht lieben, so würden wir doch in diesem Falle das kleine an-

1 f. ohne zu ahnden ... trage. Hinweis auf ein noch heute beliebtes, in heitrer Gesellschaft oft geübtes Spiel. — 31 ff. Sollte man jedoch ... angewendet sein. Nur einer dieser Ratschläge Goethes wurde, als das Stück 1817 zum zweitenmal erschien, befolgt: die Ortsveränderungen wurden angegeben.

gehängte Wörterbuch unter jede Seite verteilen, und zwar, ohne den Text durch Zeichen zu entstellen, die Worte hinter einander weg, wie sie von oben bis herunter vorkommen; der Leser fände sich gleich und leicht. Wollte man sie zum Schlusse alphabetisch wiederbringen, so würden die paar Blätter auch wohl angewendet sein.

Durch alles das, was wir vorgetragen, glauben wir zuerst diesem Werke den ehrenvollen Platz eines lebendigen Idiotikons in den Bibliotheken der deutschen Sprachkenner gesichert zu haben. Ferner werden gebildete und sich bildende Personen im langen, weiten, herrlichen Rheinthal von Basel bis Mainz dieses Büchlein als bekannt wieder hervorsuchen, und das sämtliche obere Deutschland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus diesem verwandten Kunstwerk Freude und Nutzen ziehen, und vielleicht ermutigt sich ein ähnliches Talent zu gleicher Darstellung verwandter Zustände. Inwiefern es übrigens auch in die Hände der in Mittel- und Niederdeutschland hausenden Litteraturfreunde gelangen werde, steht zu erwarten, wenigstens haben ihm Hebels allgemein erfreuliche Gedichte schon glücklich den Weg gebahnt.

Die heiligen drei Könige. Manuskript, lateinisch, aus dem funfzehnten Jahrhundert.

(Über Kunst und Altertum. Zweiter Band. Zweites Heft. 1820. S. 156—176.)

Die Zueignung ist an einen Bischof und sein Kapitel, wahrscheinlich von Köln, gerichtet. Darauf wird zur Einleitung gesagt:

Die heiligen Leichname der drei Könige seien zwar nach ihrem Tode in den Occident gebracht worden, allein von ihrem

20. Die heiligen drei Könige. Goethe gelangte 1819 durch Zufall in den Besitz einer lateinischen Handschrift, die die Legende von den heiligen drei Königen enthielt (an Boisserée 22. Oktober). Er meinte nicht, daß irgend etwas Anmutigeres und Zierlicheres dieser Art in seine Hände gekommen sei, und bat Boisserée um Auskunft, ob es bekannt sei oder nicht. Am 22. November giebt Boisserée sehr ausführlich die gewünschte Auskunft, die in der Nachtragsnotiz auf dem Umschlag und später im ersten Heft des dritten Bandes (siehe S. 326) verwertet ist, in der ausführlichsten Weise. Am 13. Dezember sendet Goethe die Revisionsbogen und am 16. die nachträgliche Notiz, zu der er selbst noch einiges beigetragen hat. Am 1. Januar 1820 kann Boisserée von dem Funde einer deutschen Übersetzung des Goetheschen lateinischen Manuskripts, die sich in der Heidelberger Bibliothek befinde, Nachricht geben. — Auf Goethes Vorschlag vom 14. Januar, es möchte jemand einen lesbaren Auszug aus den Handschriften machen, trifft Boisserée mit dem jungen Gustav Schwab Abrede, daß dieser die Redaktion übernehmen solle. Am 6. April sendet Goethe sein Manuskript zur Vergleichung an Boisserée, am 11. September ersucht er ihn um nähere Nachrichten

Leben und Wandel im Orient sei noch manches dort bekannt geblieben, das nicht zu uns gekommen. Was nun durch Schauen, Hören und Überliefern sich daselbst erhalten, werde auch in verschiedenen Büchern aufbewahrt. Dies alles nun sei zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau in gegenwärtiger Schrift verfaßt und vereiniget worden.

Die Geschichte beginnt mit dem Auszug der Kinder Israel aus Ägypten. Ihre Siege und Eroberungen setzen die Welt in Erstaunen und machen selbst die Indier aufmerksam; diese stellen auf dem höchsten Berge Vaus Wachen auf, die, wenn irgend ein feindseliger Einbruch geschähe, bei Tage durch Rauch, bei Nacht durch Flamme ein von allen kleinern Bergen zu wiederholendes Zeichen geben sollten.

Bald darauf aber kommt die Nachricht, Balaam, keineswegs ein Zauberer, sondern ein Naturprophet wie Hiob, habe geweissagt: es wird ein Stern aufgehen aus Jakob und ein Scepter aus Israel aufkommen! Ein Held solle geboren werden, die ganze Welt zu überwinden und zu beherrschen. Hierüber freute sich jung und alt, da sie seit langer Zeit keinen auslangenden Fürsten gehabt. Nun wird die Anstalt auf dem Berge Vaus astronomisch und bedeutend, tüchtige Männer werden besoldet, die den Himmel Tag und Nacht beobachten und, wie sie einen seltsamen Stern ersehen, solches durch verabredete Zeichen verkündigen sollten; wozu sie denn freilich die beste Gelegenheit hatten, indem bei der östlichen Lage, der großen Höhe des Bergs und der reinen Atmosphäre gar mancher Stern zu erblicken war, der westlicher, an tiefer gelegenen Orten unsichtbar bleiben mußte. Eine so ernstlich gegründete Anstalt hat sich bis in spätere Zeiten erhalten, und die Edlen vom Berge Vaus waren zu Zeiten der Kreuzzüge wohl angesehen und aufgenommen. Hier zeigt sich nun der Ursprung unserer schriftlichen Überlieferung.

Als im Jahre 1200 die herrliche Stadt Acco zum höchsten blühte, Fürsten, Freiherrn und Edelleute, Ordensgeistliche jeder

über den Verfasser oder um einen Aufsatz Schwabs darüber für Kunst und Altertum; aber Schwabs Buch wird zu schnell abgeschlossen und gedruckt, als daß vorher noch etwas daraus erscheinen könnte. Im Mai 1821 ist es bereits handschriftlich in Goethes Besitz, am 7. Juni sendet er es zurück und am 6. Oktober kann Boisserée die Vollendung des Druckes melden. Das Buch führt den Titel: „Die Legende von den heiligen drei Königen von Johann von Hildesheim. Aus einer von Goethe mitgeteilten lateinischen Handschrift und einer deutschen der Heidelberger Bibliothek bearbeitet und mit zwölf Romanzen begleitet von Gustav Schwab." Stuttgart und Tübingen 1822. Vgl. noch K. und A. III, 3. 1822. S. 137.

Art, Handelsleute und Neugierige aller Nationen zusammenflossen, drang ihr Ruf und Ruhm nach Indien. Ein Edler vom Geschlechte Vaus reist nach Acco und bringt die kostbarsten Schätze mit, unter andern eine goldne, mit Steinen besetzte Krone, worauf oben das Zeichen des Kreuzes mit chaldäischen Buchstaben und ein Stern zu sehen, in Gestalt und Gleichnis, wie er den drei Königen erschien. Dieses Diadem soll dem König Melchior von Nubien gehört haben und hatte wunderthätige Kraft: es heilte die Fallsucht und erfrischte hinfällige Geister. Nachher kam sie in die Hände der Tempelherren, die reichlichen Vorteil davon zu ziehen wußten, und ging zu großer Trauer der dortigen Umgegend bei Aufhebung des Ordens verloren.

Aber dieser Prinz vom Berge Vaus brachte auch Bücher aus Indien, hebräisch und chaldäisch geschrieben, von Leben und Thaten und sonstigen Bezügen der heiligen drei Könige herbei. Diese Bücher wurden zu Acco ins Gallische übersetzt und sind bei Fürsten und Herren und sonstigen Orten aufbewahrt worden. Hieraus nun und andern Schriften ist gegenwärtiges Büchlein zusammengetragen.

Nun fängt die Erzählung wieder von Balaams Weissagung an und führt den Stern und die Hoffnung auf denselben durch Patriarchen und Propheten, inzwischen freilich die Astronomen des Berges Vaus ihre Beobachtung mit großer Geduld Jahrhunderte lang fortsetzen.

Endlich erbarmt sich Gott der sündigen Welt. Die Fülle der Zeit erscheint, ein Gebot des römischen Kaisers geht aus; Joseph und Maria kommen in Bethlehem an; eine zur Stallung benutzte Höhle nimmt sie kümmerlich auf, zum anmutigsten beschrieben; Christus wird geboren und den Hirten verkündigt. Auch der verheißene Stern ist aufgegangen und über dem Berge Vaus unbeweglich stehen geblieben, wetteifernd bei Tage mit der Sonne, ja sie überleuchtend mit wundersam beweglichen, bald da- bald dorthin schießenden Strahlen und von andern seltsamen Erscheinungen begleitet.

Alle Völker werden aufgeregt, vorzüglich drei weise Könige. Zuerst Melchior, König der ersten Indien, das heißt Nubien u. s. w., wie seine Reiche beschrieben werden. Balthasar, König der zweiten Indien, von Godolien und Saba, und wie seine Reiche sämtlich aufgezählt sind. Kaspar, König der dritten Indien, Herr von

Tarsus und der großen Insel Egryseulla, wo gegenwärtig der heilige Thomas begraben liegt. Diese machen sich auf mit großem Gefolg und Heereskraft, ohne von einander zu wissen; die Menschen erschrecken über solchen Durchzug; denn der Stern leuchtet ihnen auf sonderbaren Wegen; Berg und Thal, Sumpf und Wüste gleichen sich vor ihnen aus; ohne Speis' und Trank kommen sie und die Ihrigen in dreizehn Tagen nach Judäa. Melchior und Balthasar und auch endlich Kaspar gelangen, jeder von seiner Seite, an den Kalvarienberg, ein starker Nebel fällt ein, der Stern verschwindet, und sie sind in großer Verlegenheit. Endlich klärt sich der Himmel auf, sie finden, erkennen und begrüßen sich mit großem Entzücken, erzählen einander ihre Geschichten und Begebenheiten, und obgleich verschiedene Sprachen redend, verstehen sie sich vollkommen, ein künftiges Pfingstfest vorbedeutend. So nahe bei Jerusalem halten sie für rätlich, beim König Herodes einzusprechen; dieser wird durch die Schriftgelehrten unterrichtet, das Kind müsse in Bethlehem geboren sein. Der Stern erscheint wieder, viel stärker leuchtend und funkelnd, die begegnenden Hirten erteilen nähere Nachricht vom Kinde und dessen Aufenthalte. Bedeutung und Wichtigkeit dieses Zusammentreffens wird hervorgehoben Denn durch die Hirten sind die ersten Gläubigen aus dem jüdischen Volke bedeutet, durch die Könige die Erstlinge der Heiden, die sich künftig zu Christo wenden sollen. Die Ärmsten aus der Nähe, die Reichsten aus der Ferne treffen hier zusammen, und diese werden erst durch jene von dem wahren Heilswege unterrichtet. Die Könige kleiden sich aufs prächtigste; der Stern geht voran und leitet sie durch ganz Bethlehem, eine lange bazarähnliche Straße hin, bleibt endlich über der Herberge und einer Höhle stehen, wie im bergigen Bethlehem mehrere zur Stallung benutzt werden. Der Glanz des Sterns vermehrt sich, durchdringt mit herrlicher Phosphorescenz alles Dunkele; die Höhle gleicht einem glühenden Ofen.

Anmutige Beschreibung des Kindes, der Mutter und ihrer Umgebung. Die Könige, verehrend, anbetend, überreichen ihre Geschenke: Melchior Gold, Balthasar Weihrauch, Kaspar Myrrhen, geringe Gaben, wie sie ihnen beim Absteigen sogleich in die Hand fielen; denn auf Kamelen und Dromedaren führen sie grenzenlose Schätze mit sich. Nichts Geringeres als den ganzen Schatz Alexanders, den der Beherrscher des Morgenlandes gehäuft, inbegriffen

alle Schätze, welche die Königin von Saba im Tempel Salomonis niedergelegt und der Weltüberwinder von dort weggeraubt. Unter allen diesen Kostbarkeiten findet sich doch das Kostbarste, ein Apfel von gediegenem Gold. Auch ihn hatte der Monarch besessen und gern in der Hand getragen, als ein Zeichen seiner Allherrschaft; diesen vorzüglich reicht Melchior dem Kinde als ein würdiges Spielzeug; es aber bläst ihn an, und er zerstiebt in die Luft.

Die Audienz ist geendigt, und die frommen, bisher strenge Fasten ausübenden Könige speisen und schlafen zum erstenmal. Sie werden im Traum von der Rückreise zu Herodes abgemahnt, sie ziehen auf einem andern Weg in ihre Lande. Auf der Herreise hatten sie nur dreizehn Tage zugebracht, vom Christtage bis Epiphanias; auf der Rückreise brauchten sie zwei Jahre, damit aller Welt das große Wunder bekannt würde. Sie gelangen zum Berge Vaus, bauen auf demselben dem Christkind eine Kapelle, bestimmen dabei ihre Gräber und verteilen sich nach den drei Reichen.

Indessen gleich nach dem Abzug dieser edlen Gäste begiebt sich die heilige Familie in eine andere Höhle. Joseph wird im Traum ermahnt, nach Ägypten zu fliehen. Hier kommen die in diesem Fall freilich sehr beschwerlichen indischen Schätze wieder zur Sprache, werden aber durch eine kluge Wendung des Erzählers so ins Enge gezogen, daß sie in dem Futtersack des Pflegevaters gar wohl Platz finden, welcher Sack und Bündel bei malerischer Vorstellung der hohen Flüchtigen niemals vergessen wird. Der Aufenthalt in Ägypten giebt Gelegenheit zu anmutigen Geschichten vorgekommener Wunder, nicht weniger zu weitläufiger Nachricht über den wahren Balsam und sonstige Naturdinge.

Die Entflohenen kehren zurück. Christi Erdenwandel wird nur im Vorübergehen berührt; umständlicher jedoch erzählt, wie er den heiligen Thomas nach Indien sendet. Dieser gehorcht dem hohen Beruf, gelangt bis zum äußersten Osten, predigt das Evangelium, zerstört den Götzendienst; die heiligen drei Könige, nunmehr uralt, hören von ihm, besuchen ihn; mit großem Ergötzen empfängt er sie, erzählt Christi Leben, Leiden und Verherrlichung. Durch die heilige Taufe führt er die Erstlinge der Heiden ganz eigentlich der Kirche zu. Er wandert mit ihnen zum Berge Vaus, an welchem her eine herrliche Stadt, Sculla, gebaut wird. St. Thomas

übernimmt die Würde des Patriarchen, weiht seine drei Könige zu Erzbischöfen. Weil sie aber im hohen Alter keine Nachkommenschaft zu erwarten haben, wird ein Presbyter, Namens Johann, für die Zukunft gewählt, mit dem Beding, daß alle seine Nachfolger den gleichen Namen führen sollen.

(Diese haben, wie beiläufig erzählt wird, noch im Jahre 1380 Gesandte nach Rom geschickt.) Die Könige sterben, erst Melchior, dann Balthasar, dann Kaspar, und werden mit den höchsten Ceremonien begraben.

Aber im Verlauf der Zeit verunreinigt sich die christliche Lehre, Ketzereien mischen sich ein, das Heidentum stellt sich her, die ehrwürdigsten Lokalitäten werden vernachlässigt, besudelt und mit Götzendienst befleckt. Unter diesem Druck seufzt der Orient, bis endlich Helena, Konstantins Mutter, den heilig-klassischen Boden bewallfahrtet, jede einzelne Stelle in Betracht zieht, alle säubert, mit Kirchen- und Klostergebäuden in Besitz nimmt, die kostbarsten Reliquien unversehrt antrifft, die Stationspunkte künftiger Wallfahrer bezeichnet und sich um die wanderlustige Christenheit das größte Verdienst erwirbt.

Nun gedenkt sie auch der heiligen drei Leichname, bringt sie vom Berge Vaus nach Konstantinopel; später werden sie nach Mailand versetzt und endlich im Jahre 1164 nach Köln. Nun verbreitet sich ihre Verehrung über den ganzen Westen, aber auch der Orient läßt an Würdigung und Anbetung nicht nach; denn selbst die ketzerischen Christen müssen Wert und Heiligkeit derselben anerkennen. Hier folgt nun umständliche Nachricht von vielerlei Ketzern in den ehemaligen Reichen der drei Könige, als Nubianer, Soldaner, Nestorianer, Lateiner, Inder, Armenier, Griechen, Syrer, Georgianer, Jakobiten, Kophten, Maroniten, Mandopolen, Arianer. Bei dieser Gelegenheit werden auch einige Nachrichten historischen und geographischen Inhalts gegeben.

Sodann folgt kurze Anweisung, wie und wann das Andenken der Heiligen zu verehren. Köln wird glücklich gepriesen, solche Reste zu besitzen, und zum Schluß die Gestalt der Erstlinge des Glaubens aus den Heiden, in welcher sie auf Erden wandelten, zu völliger Vergegenwärtigung umständlich beschrieben.

Vorgedachtes Manuskript ist auf 84 Blättern in klein Quart verfaßt, welches Format aus zusammengebrochenem klein Folio entsteht. Leinenpapier, quergestreift, eine Traube zum Zeichen.

Auf jeder Seite ist die Form des Quadrats, wodurch der Text zusammengehalten wird, sehr fein liniiert; auch sind Linien für einen nicht ausgeführten Titel gezogen. Die Schrift durchaus gleich und sorgfältig, mit vielen, immer wiederkehrenden Abkürzungen, ohne alle Interpunktion. Die Kapitel fangen mit einem großen roten Buchstaben an, innerhalb des Textes sind manche größere Buchstaben zu einiger Unterscheidung von oben herunter rot durchstrichen. Hieraus folgt, daß das Manuskript im ganzen wohl zu lesen sei, übrigens gut erhalten, auch in späterer Zeit mit schwärzerer Tinte hie und da korrigiert, unleserliche Randschrift beigefügt.

Innere Kennzeichen weisen uns in das 15te Jahrhundert. Die Art, wie von der Aufhebung der Tempelherren und anderen historischen Vorfallenheiten gesprochen wird, die ausdrückliche Jahrzahl dreizehn hundert und achtzig, in welchem Jahr Priester Johannes Gesandte nach Rom soll geschickt haben, möchten, wenn Gegenwärtiges auch eine spätere Kopie sein sollte, dahin deuten, daß das Original zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gefertigt sei.

Der Bischof, an den es gerichtet ist, heißt Florenz von Vulkannen, Bischof der Münsterkirche. Ob dies nun den Dom von Köln bedeute, und ob dieser zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und andern Orten, der Münster genannt worden, wird sich erweisen; daß es in Köln und für Köln geschrieben sei, ergiebt sich aus dem Inhalte und aus dem Schlußrufe: „o glückliches Köln!“

Die Art zu erzählen, wo Geschichte, Überlieferung, Mögliches, Unwahrscheinliches, Fabelhaftes mit Natürlichem, Wahrscheinlichen, Wirklichen bis zur letzten und individuellsten Schilderung zusammengeschmolzen wird, erinnert an Johannes von Montevilla, und obgleich der Verfasser nicht ausdrücklich erwähnt, daß er im gelobten Lande gewesen, so scheinen doch seine genauen Schilderungen dahin zu deuten; er müßte sich denn bei zurückkehrenden Wallfahrern umständlichst erkundigt haben. Seine Legenden und Ableitungen altes Herkommens treffen weder mit Montevilla noch mit den Actis Sanctorum zusammen; alles ist neu und frisch und läuft, wie der Auszug beweist, geschwätzig hintereinander weg; wobei sich aber folgende Betrachtung aufdringt.

Wenn irgend eine uralte Mythe und ein aus derselben unmittelbar entwickeltes echtes Gedicht der Einbildungskraft genug-

27. Über Montevilla siehe Noten und Abhandlungen zum westöstlichen Divan (IV, 321 f.).

samen Spielraum läßt, sich das Unwahrscheinliche, Unmögliche selbst auszubilden, so ist der Hörer zufrieden, und der Rhapsode darf kühnlich vorschreiten; bei einer prosaischen Behandlung jedoch, wo man unternimmt, gegebene lakonische Überlieferungen ausführlich auszuspinnen, findet sich der Erzähler von Zeit zu Zeit in Verlegenheit, weil in der bis ins einzelne durchgeführten Fabel manche Widersprüche hie und da hervortreten und selbst den gläubigsten Hörer schütteln und irre machen. Will man jedoch auch diese Weise gelten lassen, so kann man sich an ihr wie an einem andern Märchen ergötzen.

Übrigens zeigt uns vorliegendes Werk gleich so manchem andern, wie sehr von Palästina aus die Einbildungskraft gegen Indien gerichtet war; wie sie in jenen fernen Landen als in einem Irrgarten herumtaumelte und, um halbgekannte Personen, Länder und Städte zu bezeichnen, neue wunderliche Namen erfand oder die echten seltsam verunstaltete.

In diesem Sinne vermutet ein geistreicher Freund, der Berg Vaus solle der Berg Kaus heißen und dadurch der indische Kaukasus gemeint sein. Das Himelajagebirge war durch Tradition wohl schon bekannt genug. Unter der Insel Egryseulla müßte, da der heilige Thomas darauf begraben sein soll, die indische Halbinsel verstanden werden. Die Stadt Seulla, am Fuße des Berges Vaus, wäre sodann die zweite Hälfte des ganzen Landesnamens; ob hier irgend nachzukommen, wird die Folge zeigen. Nähere Gegenden jedoch sind ganz richtig genannt und wenigstens ähnlich angedeutet.

Vom großen Khan, vom Einbruch der Tartaren (homines rudes et viles) im Jahre 1268, wodurch die ketzerischen Nestorianer gedemütigt und aufgerieben werden, ist ausführlich gesprochen. Jene östlichen Völker haben sich auch einen Schmied zum Führer gewählt, wie die ältern Perser. Etwas von der Geschichte der Kaliphen und wie die Nestorianer endlich den Priester Johannes gegen die Tartarn anrufen, sowie manches andere, schwebt zwischen Geschichte und Fabel.

Von natürlichen Dingen finden wir den Balsam, und um zu bevorworten, daß die Hirten noch im Dezember mit ihren Herden sich auf dem Felde befinden, wird vom Unterschied der Berg- und Thalweiden gehandelt, ferner der Schafe Nabaoth mit Fettschwänzen gedacht, wodurch arabische Schafe wohl gemeint sein mögen.

Unter die fabelhaftesten Wesen aber gehört ein dürrer Baum im Tempel der Tartaren. Er steht hinter Mauern und Befestigungen von Riegeln und Schlössern wohl verwahrt, auch mit Heereskraft bewacht; denn welchem Fürsten es gelingt, sein Schild an diesen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Ostens, wie es dem großen Khan, der deshalb unwiderstehlich ist, gelungen sein soll. Nicht unwert möchte es daher der Bemühung solcher Männer sein, die in der Übereinstimmung mehrerer Traditionen den Zusammenhang der Völker und Zeiten aufsuchen und gegeneinander stellen, wenn sie sich mit diesem Büchlein näher befassen wollten. Gleichfalls wäre es vielleicht belohnend, wenn man das, was hier von Ketzern umständlich erzählt ist, mit der anerkannten Kirchengeschichte zusammenhalten wollte.

Ins Deutsche übersetzt schlösse sich das Büchlein unmittelbar an die Volksbücher; denn es ist für die Menge erfunden und geschrieben, die sich, ohne den kritischen Zahn zu wetzen, an allem erfreut, was der Einbildungskraft anmutig geboten wird. Und so sind die Einzelnheiten, über die wir flüchtigen Fußes hingingen, durchaus allerliebst und mit heiterem Pinsel ausgemalt.

Nicht unbemerkt darf bleiben, daß manche Stellen sich auf Gemälde wie auf Dokumente beziehen. So sei zum Beispiel der Stern nicht ein allseitig funkelnder wie die gewöhnlichen gewesen, sondern habe einzelne da- und dorthin deutende Strahlen geworfen, wie ihn die Maler vorzustellen pflegen. Bestätigt sich unsere Meinung, daß dieses Werk in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben sei, so fällt es in die Zeiten des Dombildes, und es fragt sich, ob nicht noch andere Zeugnisse vorhanden sind, daß man damals durch wörtliche und bildliche Darstellung die Verehrung der heiligen Reliquien wieder zu beleben gesucht habe.

Bei allem diesen jedoch entsteht die Vorfrage, ob dieses Werk schon bekannt, ob ein Manuskript desselben sich irgendwo vorfinde, ob es genutzt oder gar gedruckt sei?

---

33. Auf dem Umschlag von K. u. A. II, 2 steht ein Nachtrag zu diesem Aufsatz, der hier nicht abgedruckt ist, weil er wörtlich in einer Notiz in K. u. A. III, 1 (unten S. 326) wiederholt wurde.

Hör-, Schreib- und Druckfehler.

(Über Kunst und Altertum. Zweiter Band. Zweites Heft. 1820. S. 177—185.)

Den Sprachgelehrten ist es längst bekannt, daß bei Verbesserung alter Manuskripte manchmal bemerkt wird, daß solche diktiert worden, und daß man daher auf Hörfehler, woraus die Schreibfehler entstanden, aufmerksam zu sein Ursache habe.

Hiervon kann ich aus eigener Erfahrung die wunderbarsten Beispiele anführen; denn da ich, von jeher an das Diktieren gewöhnt, oft auch ungebildeten oder wenigstens zu einem gewissen Fache nicht gerade gebildeten Personen diktiert, so ist mir daraus ein besonderes Übel zugewachsen. Vorzüglich geschah es, wenn ich über wissenschaftliche Gegenstände, denen ich nur Zwischenstunden widmen konnte, Blätter, ja Hefte diktierte, solche aber nicht sogleich durchsehen konnte. Wenn ich sie nun aber nach Jahren wieder vor die Hand nehme, so muß ich die wunderlichsten und unverständlichsten Stellen darin entdecken. Um den Sinn eines solchen Abrakadabra zu entziffern, lese ich mir die Abhandlung laut vor, durchdringe mich von ihrem Sinn und spreche das unverständliche Wort so lange aus, bis im Fluß der Rede das rechte sich ergiebt.

An den Hörfehlern aber ist der Diktierende gar oft selbst schuld. Man horche nur, wenn in Gesellschaften vorgelesen wird, ob wohl alles zur Klarheit kommt. Man merke den Schauspielern auf! Diese, selbst bessere nicht ausgenommen, haben den wunderlichen Tik, die Eigennamen der Personen, Länder und Städte undeutlich auszusprechen. Mir schien es bei langjähriger Erfahrung daher zu rühren, weil ein solches Wort ihre Empfindung nicht anspricht und sie es daher als gleichgültig obenhin behandeln. Eine andere Art der Undeutlichkeit entspringt auch, wenn der Vortragende mitten im Sprechen seine Stellung verändert, sich umwendet, oder mit dem Kopfe hin- und wiederfährt.

Die Hefte der Studierenden mögen daher meist so richtig sein, weil der Diktierende seinen Platz nicht verändert und es ihm angelegen ist, so vielen aufmerksamen, lehrbegierigen jungen Leuten genugzuthun. Hört man dagegen die Zuhörer über Unverständlichkeit ihrer Lehrer klagen, so kommt es daher, weil diese zwar die

17. Abrakadabra. Sinnloses Zauberwort, vielleicht ursprünglich mit Abraxas zusammenhängend. Hier Bezeichnung für sinnlose Worte.

Wissenschaft in sich tragen, sie aber nicht außer sich zu setzen wissen, wozu ein eignes Studium gehört und nicht einem jeden diese Gabe von Natur verliehen ist.

Der Hörer aber und sein Ohr tragen gleichfalls zu gedachtem Fehler bei. Niemand hört, als was er weiß, niemand vernimmt, als was er empfinden, imaginieren und denken kann. Wer keine Schulstudien hat, kommt in den Fall, alle lateinische und griechische Ausdrücke in bekannte deutsche umzusetzen; dieses geschieht ebenmäßig mit Worten aus fremden Sprachen, deren Aussprache dem Schreibenden unbekannt ist.

Höchst merkwürdig bleibt in einem verwandten Falle die Art, wie eine ungebildete Menge fremde, seltsam klingende Worte in bekannte, sinngebende Ausdrücke verwandelt, wovon ein kleines Wörterbüchlein wohl zu wünschen wäre. Ferner kommt auch wohl beim Diktieren der Fall vor, daß der Hörer seine inwohnende Neigung, Leidenschaft und Bedürfnis an die Stelle des gehörten Wortes setzt, den Namen einer geliebten Person oder eines gewünschten guten Bissens einfügt.

Hörfehler.

Anstatt	lies
Beritten	Pyriten.
Schon Hundert . .	John Hunter.
Daß sie die älteste .	das Ideelste.
und Damen . . .	und Ammen.
gnädigst	zunächst.
Lehmgrube . . .	Löwengrube (Daniels).
Küchenseite . . .	Kirchenseite.
Kuchenfreund . . .	Tugendfreund.
Residenz	Evidenz.
sehr dumm . . .	Irrtum.

Druck- und Schreibfehler aus Unachtsamkeit.

geschlungenen . . .	geschwungenen.
Unbildung . . .	Umbildung.
einseitigen Lesern .	einsichtigen Lesern.

11 ff. Höchst merkwürdig ... wohl zu wünschen wäre. Dieser Wunsch ist jetzt durch Andresens treffliche „Deutsche Volksetymologie" (vierte Auflage. Heilbronn 1883) erfüllt. — 26. Nach Löwengrube (Daniels) ist in den nachgelassenen Werken eingeschoben: „die sie schätzt ... die Sujets".

Anstatt	lies
Mädchen	Märchen.
leidig	leidlich.
Unform	Uniform.
Lob	Leib.
Zeuge	Zunge.
gefürstete	gefürchtete.
Ermüdung . . .	Ermutung.
Furchtbarkeit . . .	Fruchtbarkeit.
Verwehrung . . .	Vermehrung.
Vermehrung . . .	Vermählung.
wohlthätig . . .	wohlhäbig.
Trojanische Säule .	Trajanische Säule.

Verwandlung französischer Worte im Ohr und Sinn der deutschen Menge.

Imbuhß (Einbuße) .	Impost.
Rückruten	Rekruten.
reine führen . . .	renovieren.
Inspektrum . . .	Inspektor.

Verwandlung eines deutschen Worts durch französische akademische Jugend.

Verjus (unreifer Traubensaft) . . Ver—ruf.

Ueber diese Mängel hat niemand mehr Ursache nachzudenken als der Deutsche, da in wichtigen Werken, aus denen wir uns belehren sollen, gar oft stumpfe, nachlässige Korrektoren, besonders bei Entfernung des Verfassers vom Druckort, unzählige Fehler stehen lassen, die oft erst am Ende eines zweiten und dritten Bandes angezeigt werden.

Ist man nun beim Lesen wissenschaftlicher Bücher nicht schon mit der Sache bekannt, so wird man von Zeit zu Zeit anstoßen und sich kaum zu helfen wissen, wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes lebendig erhält, sich den Verfasser als einen verständigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes

14 f. Verwandlung französischer Worte im Ohr und Sinn der deutschen Menge. Einen ähnlichen Fall erwähnt Goethe in seinem Tagebuch am 16. Juli 1808: „Verwechslung ausländischer Worte. Aus der Zeit, da man so viele französische Worte in die deutsche Sprache mischte, welche von denen nachgesprochen wurden, die kein Französisch kannten. Macarone, Macedone, Amazone. Von einem Frauenzimmer das reitet." — 20 f. Verwandlung eines deutschen Worts durch französische akademische Jugend. In „Kunst und Altertum" II, 3, S. 194 ff. leitet ein „v. H." umgekehrt „Verschiß" von „Verjus" ab.

sagen will noch darf. Aber ist man denn einer solchen Anstrengung fähig? und wer ist es immer?

Da nun die werte deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die sowohl in schönem, prächtigen Druck als, was noch mehr wert ist, in einem fehlerfreien Ehre und Freude setzen, so wäre doch wohl der Mühe wert, daran zu denken, wie man einem solchen Übel durch gemeinsame Bemühung der Schreib- und Drucklustigen entgegenarbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre schon gethan, wenn Personen, die ohnehin aus Pflicht oder Neigung von dem Ganzen der laufenden Litteratur oder ihren Teilen ununterbrochene Kenntnis behalten, sich die Mühe nehmen wollten, bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu sehen und zu bezeichnen, aus welchen Offizinen die meisten inkorrekten Bücher hervorgegangen. Eine solche Rüge würde gewiß das Ehrgefühl der Druckherrn beleben; diese würden gegen ihre Korrektoren strenger sein; die Korrektoren hielten sich wieder an die Verfasser wegen undeutlicher Manuskripte, und so käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutschland angestellten Censoren, denen, als litterarisch gebildeten Männern, ein solches Unwesen notwendig auffallen muß, wenn sie, wie das Gesetz erlaubt, Aushängebogen censieren, die Druckherrn auch von ihrer Seite unabläßig erinnern, so würde gewiß das Gute desto schneller gefördert werden.

Denn wirft man die Frage auf, warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen als in Werken, zu denen man sich Zeit nehmen kann? so darf man wohl darauf erwidern: ebendeshalb, weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angestellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerksame habe immer noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sei, wenn das Übel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, so ist dessen Heilung vorbereitet. Mögen einsichtige Druckherrn über diese sie so nah angehende Angelegenheit in unseren vielgelesenen Zeitblättern sich selbst aussprechen und, was zur Förderung der guten Sache wünschenswert sei, ihrer näheren Einsicht gemäß die wirksamsten Aufschlüsse geben.

---

3 ff. Da nun die werte deutsche Nation ... desto schneller gefördert werden. Über denselben Punkt hat sich Goethe schon in einem früheren Aufsatz (über Reichardts Vertraute Briefe S. 70 Z. 20 ff.) tadelnd ausgesprochen. — 34. und, was. In den nachgelassenen Werken „und über das, was".

Manfred, a dramatic Poem by Lord Byron. London 1817.

(Über Kunst und Altertum. Zweiter Band. Zweites Heft. 1820. S. 186—192.)

Eine wunderbare, mich nah berührende Erscheinung war mir das Trauerspiel Manfred von Byron. Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigne Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte; wobei ich freilich nicht leugne, daß uns die düstere Glut einer grenzenlosen, reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft.

Wir finden also in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zu eigner Qual gebornen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweise des Lords Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurteilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält, er hat es wiederholt dargestellt, und kaum hat irgend jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich wiederkäuend immer herumarbeitet.

Eigentlich sind es zwei Frauen, deren Gespenster ihn unablässig verfolgen, welche auch in genanntem Stück große Rollen spielen, die eine unter dem Namen Astarte, die andere, ohne Gestalt und Gegenwart, bloß eine Stimme.

1. Manfred. Das erste Zeugnis von einer Bekanntschaft Goethes mit Byrons Dichtungen findet sich in einem Briefe an Eichstädt vom 4. Mai 1816. Wie lebhaften Anteil er sogleich und später andauernd an ihm nahm, zeigen die darauf bezüglichen Abschnitte in den Annalen 1816, 1817, 1821, zahlreiche Äußerungen in Briefen und in Gesprächen mit andern, die an Byron gerichteten Dichtungen, seine poetische Verkörperung in der Gestalt des „Euphorion“ und die späteren Aufsätze über „Don Juan“ (Kunst und Altertum III, 1. 1821), über „Cain“ (Kunst und Altertum V, 1. 1824), „Dankbare Gegenwart“ (1823) und „Lebensverhältnis zu Byron“ (1821). Den „Manfred“ erhielt Goethe im Oktober 1817 durch einen jungen Amerikaner zum Geschenk (an Knebel 13. Oktober 1817). Sogleich erkannte er in dem Stücke die Einwirkung seines „Faust“, den er darin hypochondrisch-misanthropisch umgearbeitet fand (an Boisserée 1. Mai 1818). Byron wollte allerdings diese Meinung nicht gelten lassen (Medwin, Gespräche mit Lord Byron. Stuttgart 1824. S. 162 ff.); doch beharrte Goethe bei seiner Ansicht, wie seine Äußerung gegen Eckermann am 13. April 1823 zeigt. Später wurde ihm das Stück (laut den Annalen 1821) durch Dörings Übersetzung wieder vor Augen gebracht.

Von dem gräßlichen Abenteuer, das er mit der ersten erlebt, erzählt man folgendes: Als ein junger, kühner, höchst anziehender Mann gewinnt er die Neigung einer Florentinischen Dame; der Gemahl entdeckt es und ermordet seine Frau. Aber auch der Mörder wird in derselben Nacht auf der Straße tot gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt sich von Florenz und schleppt solche Gespenster sein ganzes Leben hinter sich drein.

Dieses märchenhafte Ereignis wird durch unzählige Anspielungen in seinen Gedichten vollkommen wahrscheinlich, wie er denn z. B., höchst grausam in seinen eignen Eingeweiden wütend, die unselige Geschichte jenes Königs von Sparta auf sich anwendet. Sie ist folgende: Pausanias, Lacedämonischer Feldherr, durch den wichtigen Sieg bei Platäa ruhmgekrönt, nachher aber wegen Übermut, Starrsinn, rauhes, hartes Betragen die Liebe der Griechen, wegen heimlichen Verständnisses mit dem Feinde das Vertrauen seiner Landsleute verlierend; dieser lädt eine schwere Blutschuld auf sich, die ihn bis an sein schmähliches Ende verfolgt. Denn als er im Schwarzen Meere die Flotte der verbündeten Griechen befehligt, entbrennt er in rasender Leidenschaft gegen eine schöne Byzantinische Jungfrau. Nach langem Widerstreben gewinnt sie der Machthaber endlich den Eltern ab; sie soll nachts zu ihm geführt werden. Schamhaft bittet sie die Diener, die Lampen zu löschen; es geschieht, und sie, im Zimmer umhertastend, stößt die Lampensäule um. Aus dem Schlafe erwacht Pausanias, argwöhnisch vermutet er Mörder, ergreift das Schwert und haut die Geliebte nieder. Der gräßliche Anblick dieser Scene verläßt ihn niemals, der Schatten verfolgt ihn unabläßig, so daß er Gottheiten und geisterbannende Priester vergebens anruft.

Welch ein verwundetes Herz muß der Dichter haben, der sich eine solche Begebenheit aus der Vorwelt herausucht, sie sich aneignet und sein tragisches Ebenbild damit belastet. Nachstehender, von Unmut und Lebensverdruß überladene Monolog wird nun durch diese Anmerkungen verständlich; wir empfehlen ihn allen Freunden der Deklamation zur bedeutenden Übung. Hamlet's Monolog erscheint hier gesteigert. Kunst gehört dazu, besonders

1 ff. Von dem gräßlichen Abenteuer ... hinter sich drein. Wohl eine der Klatschereien, von denen Byron nach der Scheidung von seiner Gattin unabläßig verfolgt wurde. — 12. die unselige Geschichte ... auf sich anwendet. Manfred II, 2.

das Eingeschaltete herauszuheben und den Zusammenhang des Ganzen rein und fließend zu erhalten. Übrigens wird man leicht gewahr werden, daß ein gewisser heftiger, ja excentrischer Ausdruck nötig ist, um die Intention des Dichters darzustellen.

Manfred allein.

Der Zeit, des Schreckens Narren sind wir! Tage
Bestehlend stehlen sie sich weg. Wir leben
In Lebens Überdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der verwünschten Posse —
Lebendige Last auf widerstrebendem Herzen,
In Sorgen stockt es, heftig schlägt's in Pein,
Der Freud' ein End' ist Todeskampf und Ohnmacht —
In all den Tagen, den vergangnen, künft'gen —
Im Leben ist nichts Gegenwart — Du zählst
Wie wenig — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück
Wie vor dem Winterstrome schröckt. Das Fröstlen
Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wissenskraft: Die Toten ruf' ich
Und frage sie: was ist denn das wir fürchten?
Der Antwort ernsteste ist doch das Grab.
Und das ist nichts, antworten sie mir nicht. —

Antwortete begrabner Priester Gottes
Dem Weib zu Endor! Spartas König zog
Aus griech'scher Jungfrau nie entschlafnem Geist
Antwort und Schicksal. Das Geliebteste
Hatt' er gemordet, wußt' nicht wen er traf,
Starb ungesühnt. Wenn er auch schon zu Hülfe
Den Zeus von Phrygus rief, Phigaliens
Arkadische Beschwörer aufrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten sein Verzeihen,
Auch eine Grenze nur des Rächens. Die versetzte
Mit zweifelhaftem Wortsinn; doch erfüllt ward's.

Und hätt' ich nie gelebt! Das was ich liebe
Wäre noch lebendig; hätt' ich nie geliebt!

5. Manfred allein. Laut dem Tagebuch hat Goethe am 2. Dezember 1817 „aus Manfreds Bezauberung übersetzt, ins Reine diktiert“.

Das was ich liebe wär' noch immer schön
Und glücklich, glückverspendend. Und was aber,
Was ist sie jetzt? Für meine Sünden büßt sie —
Ein Wesen? Denk' es nicht — Vielleicht ein Nichts.
In wenig Stunden frag' ich nicht umsonst,
In dieser Stunde fürcht' ich wie ich trotze.
Bis diese Stunde schröckte mich kein Schauen
Der Geister, guter, böser. Zittr' ich nun?
Und fühl' am Herzen fremden kalten Thau!
Doch kann ich thun was mich im tiefsten widert,
Der Erde Schröcken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Über Kunst und Altertum. Zweiten Bandes Drittes Heft. Stuttgart 1820.

Il Conte di Carmagnola. Tragedia di Alessandro Manzoni. Milano 1820.

(Über Kunst und Altertum. Zweiter Band. Drittes Heft. 1820. S. 35—65.)

Dieses Trauerspiel, welches wir schon früher angekündigt, verdient auf jede Weise nunmehr eine nähere Betrachtung und Beherzigung. Gleich zu Anfang seiner Vorrede wünscht der Verfasser jeden fremden Maßstab beseitigt, worin wir mit ihm vollkommen übereinstimmen, indem ein echtes Kunstwerk sowie ein gesundes Naturprodukt aus sich selbst beurteilt werden soll. Ferner giebt er an, wie man bei einer solchen Schätzung verfahren müsse. Zuerst solle man untersuchen und einsehen, was denn eigentlich

12ff. Über Kunst und Altertum. Il Conte di Carmagnola. Abgedruckt in der Einleitung zu Goethes Ausgabe von Manzonis poetischen Werken 1827 (siehe Bd. 32) und in der Ausgabe letzter Hand S. 254—275. Ebenso günstig wie hier spricht sich Goethe in den Annalen 1820 und 1821 über den „Grafen Carmagnola" aus. Gegen Eckermann äußert er (31. Januar 1827), daß Manzoni gar zuviel Respekt vor der Geschichte habe. — Goethes Besprechung des „Grafen Carmagnola" richtet sich absichtlich gegen den „boshaften Kritiker der Biblioteca Italiana, der unter anderm die wohlfeile Behauptung aufgestellt hatte, daß es in dem Stücke Episoden, ja sogar ganze Akte gebe, die man auslassen könnte, nicht nur ohne den Zusammenhang zu stören, sondern sogar zum Vorteil der raschen Entwicklung der Handlung und des guten Eindruckes derselben". (Lionello Senigaglia, Goethes Beziehungen zu Manzoni und andern Italienern. Goethe-Jahrbuch IX, 135—147.) Vgl. auch Otto Speyer, Manzoni und Goethe (Grenzboten 1889, 2, 71—81. 113—126), Derselbe, Manzonis Graf von Carmagnola und seine Kritiker (Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen 84, 419 ff.) und die Aufsätze „Klassiker und Romantiker in Italien" (oben S. 267 ff.), die Nachträge zum „Grafen von Carmagnola" (weiter unten S. 323 ff. und 380 ff.), die Übersetzung des Dankbriefes Manzonis (Kunst und Altertum IV, 1, 1823) und die Vorrede zu den Opere poetiche di Alessandro Manzoni (1827). Goethes Übersetzung von Manzonis „cinque majo" ist in unsrer Ausgabe III, 2, 198 abgedruckt. — 17. welches wir schon früher angekündigt. Oben S. 269 Z. 21.

der Dichter sich vorgesetzt, sodann scharf beurteilen, ob dieses Vornehmen auch vernünftig und zu billigen sei, um endlich zu entscheiden, ob er diesem Vorsatze denn auch wirklich nachgekommen. Solchen Forderungen gemäß haben wir uns den deutlichsten Begriff von Herrn Manzonis Absichten zu verschaffen gesucht; wir haben dieselben löblich, natur- und kunstgemäß gefunden und uns zuletzt nach genauester Prüfung überzeugt, daß er sein Vorhaben meisterhaft ausgeführt. Nach dieser Erklärung könnten wir nun eigentlich abtreten mit dem Wunsche, daß alle Freunde der italienischen Litteratur ein solches Werk mit Sorgfalt lesen und dasselbe, wie wir gethan, frei und freundlich beurteilen möchten.

Allein diese Dichtart findet Gegner in Italien und möchte auch nicht allen Deutschen zusagen, weshalb es denn Pflicht sein will, unser unbedingtes Lob zu motivieren und zu zeigen, wie wir es nach des Verfassers Wunsch und Willen aus dem Werke selbst hervorgehoben.

In gedachter Vorrede erklärt er ferner ohne Hehl, daß er sich von den strengen Bedingungen der Zeit und des Ortes lossage, führt August Wilhelm Schlegels Äußerungen hierüber als entscheidend an und zeigt die Nachteile der bisherigen, ängstlichbeschränkten Behandlung. Hier findet freilich der Deutsche nur das Bekannte, ihm begegnet nichts, dem er widersprechen möchte; allein die Bemerkungen des Herrn Manzoni sind dennoch aller Aufmerksamkeit auch bei uns wert Denn obgleich diese Angelegenheit in Deutschland lange genug durchgesprochen und durchgefochten worden, so findet doch ein geistreicher Mann, der eine gute Sache aufs neue unter andern Umständen zu verteidigen angeregt wird, immer wieder eine frische Seite, von der sie zu betrachten und zu billigen ist, und sucht die Argumente der Gegner mit neuen Gründen zu entkräften und zu widerlegen; wie denn der Verfasser einiges anbringt, welches den gemeinen Menschenverstand anlächelt und selbst dem schon Überzeugten wohlgefällt.

Sodann in einem besondern Aufsatz giebt er historische Notizen, insofern sie nötig sind, um jene Zeitläufte und die in denselben zeitgemäß handelnden Personen näher kennen zu lernen.

Graf Carmagnola, ohngefähr 1390 geboren, vom Hirtenleben zum abenteuerlichsten Soldatenstand aufgerufen, schwingt

18. August Wilhelm Schlegels Äußerungen hierüber. In der zehnten seiner Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur. — Ass. der Verfasser ... wohlgefällt. Auf einen dieser Gedanken in Manzonis Vorrede kommt Goethe später (S. 323) zurück.

sich nach und nach durch alle Grade, so daß er zuletzt als oberster Heerführer, die Besitzungen des Herzogs von Mailand, Johann Maria Visconti, durch glückliche Feldzüge ausbreitend und sichernd, zu hohen Ehren gelangt und ihm sogar eine Verwandte des Fürsten angetraut wird. Aber eben der kriegerische Charakter des Mannes, diese heftige, unwiderstehliche Thätigkeit, dies ungeduldige Vordringen entzweit ihn mit seinem Herrn und Gönner; der Bruch wird unheilbar, und er widmet sich 1425 Venetianischen Diensten.

In jener wildkriegerischen Zeit, wo jeder, der sich stark an Körper und Seele fühlte, zur Gewaltthätigkeit hinstrebend, bald für sich mit wenigen, bald im Dienste eines andern unter dem Schein irgend einer gerechten Forderung seine Kriegslust befriedigte, war der Soldatenstand eine eigne Art von Handwerk. Diese Leute vermieteten sich hin und wieder nach Willkür und Vorteil, schlossen Accorde wie andere Handwerker, untergaben sich in verschiedenen Banden und Abstufungen durch Übereinkunft demjenigen, der sich durch Tapferkeit, Klugheit, Erfahrung und Vorurteil großes Zutrauen zu verschaffen gewußt. Dieser mit seinen Söldnern vermietete sich wieder an Fürsten, Städte, und wer seiner bedurfte.

Alles beruhte nun auf Persönlichkeit, und zwar auf jener kräftigen, gewaltsamen, weder Bedingung noch Hindernis anerkennenden Persönlichkeit; wer solche besaß, wollte denn freilich im Geschäfte, für fremde Rechnung unternommen, seines eignen Vorteils nicht vergessen. Das Wunderlichste, obgleich ganz Natürliche in diesem Verhältnis war der Umstand, daß solche Krieger, vom obersten bis zum untersten, in zwei Heeren gegen einander stehend, eigentlich keine feindseligen Gesinnungen fühlten, sie hatten schon oft mit und gegen einander gedient und hofften künftig denselben Schauplatz noch mehrmals zu betreten; deswegen kam es nicht gleich zum Totschlagen, es fragte sich, wer den andern zum Weichen brächte, in die Flucht jagte oder gefangen nähme. Hierdurch wurden gar manche Scheingefechte veranlaßt, deren unglücklichen Einfluß auf wichtige, anfänglich mit gutem Glück geführte Züge uns die Geschichte mehrmals ausdrücklich überliefert. Bei einer solchen läßlichen Behandlung eines bedeutenden Geschäfts erwuchsen große Mißbräuche, welche der Hauptabsicht widerstrebten. Man erwies den Gefangenen große Milde, jeder Hauptmann nahm sich das Recht, die, welche sich ihm ergaben, zu entlassen. Wahrscheinlich

34 f. läßlichen. Hier = nachlässigen. Vgl. oben S. 147 Z. 29.

begünstigte man anfangs nur alte Kriegskameraden, die sich zufällig auf die Seite des Feindes gestellt hatten, dies aber ward nach und nach ein unerläßlicher Gebrauch; und wie die Untergeordneten, ohne den Obergeneral zu fragen, ihre Gefangenen entließen, so entließ er seine Gefangenen ohne des Fürsten Wissen und Willen, wodurch denn, wie durch manche andere Insubordinationsfälle, das Hauptgeschäft allzu sehr gefährdet wurde.

Nun hatte überdies noch ein jeder Condottier neben den Zwecken seines Herrn auch die seinigen vor Augen, um sich nach und nach so viel Güter und Gewalt, so viel Ansehn und Zutrauen zu erwerben, damit er sich vielleicht von einem wandelbaren Kriegsfürsten zu einem bestätigten Friedens- und Landesfürsten erheben möchte, wie so vielen vor und neben ihm gelungen; woraus denn Mißtrauen, Spaltung, Feindschaft und Groll zwischen Diener und Herrn notwendig erfolgen mußte.

Denke man sich nun den Graf Carmagnola als einen solchen Miethelden, der seine hochsinnigen Plane wohl haben mochte, dem aber die in solchen Fällen höchst nötige Verstellungskunst, scheinbares Nachgeben, zur rechten Zeit einnehmendes Betragen, und was sonst noch erfordert wird, völlig abging, der vielmehr keinen Augenblick seinen heftigen, störrischen, eigenwilligen Charakter verleugnete, so wird man gar bald den Widerstreit vorahnen, der zwischen einer solchen Willkür und der höchsten Zweckmäßigkeit des Venetianischen Senats entstehen müsse. Und hier wird nun der Einsichtige den vollkommen prägnanten, tragischen, unausgleichbaren Stoff anerkennen, dessen Entwickelung und Ausbildung sich in gegenwärtigem Stücke entfaltet. Zwei unvereinbare, einander widersprechende Massen glauben sich vereinigen, einem Zwecke widmen zu können. Zwei entgegengesetzte Denkweisen, wie sie Harnisch und Toga geziemen, sehen wir in vielen Individuen musterhaftmannigfaltig gegenübergestellt, und zwar so, wie sie allein in der angenommenen Form darzustellen gewesen, wodurch diese völlig legitimiert und vor jedem Widerspruch völlig gesichert wird. Damit wir aber den weitern Verlauf ordnungsgemäß einleiten, so folge hier der Gang der Tragödie, Scene für Scene.

Erster Akt.

Der Doge trägt dem Senate die Angelegenheit vor, sie ist folgende. Die Florentiner haben die Republik um Allianz gegen

den Herzog von Mailand angerufen, dessen Gesandten noch in Venedig verweilen, um ein gutes Verhältnis zu unterhandeln. Carmagnola lebt als Privatmann daselbst, doch schon mit einiger Aussicht, Heerführer zu werden Meuchelmörderisch wird er angefallen, und wie es sich ausweist, auf Anstiften der Mailänder, und so kann man beide Teile gewiß von nun an auf ewig getrennt halten.

Der vor den Senat geforderte Graf entwickelt seinen Charakter und seine Gesinnung.

Nachdem er abgetreten, legt der Doge die Frage vor, ob man ihn zum Feldherrn der Republik aufnehmen solle. Senator Marino votiert gegen den Grafen mit großer Einsicht und Klugheit, Senator Marco für ihn mit Zutrauen und Neigung. Wie man sich zum Stimmen anschickt, schließt die Scene.

In seinem Hause finden wir den Grafen allein. Marco tritt hinzu, verkündigt ihm die Kriegserklärung und seine Erwählung zum Feldherrn; ersucht ihn aber freundschaftlich aufs dringendste, den heftigen, stolzen, störrischen Charakter zu bezähmen, der sein gefährlichster Feind sei, da er ihm so viel bedeutende Menschen zu Feinden mache.

Nunmehr liegen also sämtliche Verhältnisse klar vor den Augen der Zuschauer; die Exposition ist vollkommen abgethan, und wir dürfen sie wohl musterhaft nennen.

Zweiter Akt.

Wir versetzen uns in das Herzogl. Mailändische Lager. Mehrere Condottiere, unter Anführung eines Malatesti, sehen wir versammelt. Hinter Sümpfen und Buschwäldern ist ihre Stellung höchst vorteilhaft, nur auf einem Damm könnte man zu ihnen gelangen. Carmagnola, der sie nicht angreifen kann, sucht sie durch kleine Beschädigungen und große Insulte aus der Fassung zu bringen; auch stimmen die jüngeren, unbedachteren für den Angriff. Nur Pergola, ein alter Kriegsmann, widersetzt sich, einige zweifeln,

der Heerführer ist seiner Stelle nicht gewachsen. Ein aufgeregter Zwist unterrichtet uns von der Lage der Dinge; wir lernen die Menschen kennen und sehen zuletzt den weisesten Rat durch leidenschaftliche Unbesonnenheit überstimmt. Eine treffliche und auf dem Theater gewiß höchst wirksame Scene.

Aus diesem tumultuarischen Vielgespräch begeben wir uns in das Zelt des einsamen Grafen. Kaum haben wir seinen Zustand in einem kurzen Monolog erfahren, so wird gemeldet, daß die Feinde, ihn anzugreifen, jene vorteilhafte Stellung verlassen. An die schnell gesammelten Untergeordneten verteilt er mit geflügelten Worten seine Befehle; alles horcht und gehorcht ohne Zaudern, freudig und feurig.

Diese kurze, thatenschwangre Scene macht einen trefflichen Kontrast mit der vorhergehenden langen, vielspältigen, und hier hat sich der Verfasser vorzüglich als geistreichen Dichter bewiesen.

Ein Chor tritt ein, welcher in sechzehn Stanzen eine herrliche Beschreibung des Gefechtes vorträgt, sich aber auch zuletzt in Klagen und traurige Betrachtungen über das Kriegsunheil, besonders im Innern der Nation, ergießt.

Dritter Akt.

Im Zelte des Grafen treffen wir ihn mit einem Kommissär der Republik; dieser, dem Sieger Glück wünschend, verlangt nun, so große Vorteile auch verfolgt, genutzt zu sehen, wozu der Graf keine Lust bezeigt; durch die Zudringlichkeit des Kommissärs verstärkt sich nur der eigensinnige Widerstand.

Schon werden beide leidenschaftlicher, als nun gar ein zweiter Mitgeordneter eintritt und sich höchlich beklagt, daß jeder einzelne Condottier seine Gefangenen loslasse, welches der Graf als Herkommen und Kriegsgebrauch nicht tadeln will, vielmehr, indem zur Sprache kommt, daß seine Gefangenen noch nicht entlassen seien, sie vorfordert und sie, den Kommissarien ins Gesicht trotzend,

entläßt. Noch nicht genug: den Sohn des alten Kriegshelden Pergola erkennt er unter dem scheidenden Haufen, begegnet ihm aufs freundlichste und läßt es an gleichen Aufträgen an den Vater nicht fehlen. Sollte das nicht Unwillen, Verdacht erregen?

Die Kommissarien, zurückbleibend, überdenken und beschließen; ihr Spiel ist, sich zu verstellen, alles, was der Graf thut, zu billigen, ehrfurchtsvoll zu loben, indessen im stillen zu beobachten und heimlich zu berichten.

Vierter Akt.

Im Saal der Zehnherrn zu Venedig finden wir Marco, den Freund des Grafen, vor Marino, dem Feinde desselben, als vor heimlichem Gericht; jenem wird die Freundschaft zu Carmagnola als Verbrechen angerechnet, das Benehmen des Feldherrn, politisch-kalt, als verbrecherisch dargestellt, wogegen des Freundes sittlich-edle Verteidigung nicht hinreicht. Marco erhält als gnädige Halbstrafe den Auftrag, sogleich nach Thessalonich gegen die Türken abzugehen; er vernimmt, des Grafen Untergang sei beschlossen, ohne daß menschliche Gewalt noch List ihn retten könne. Wollte Marco, heißt es, nur einen Hauch, nur einen Wink versuchen, um den Grafen zu warnen, so wären beide augenblicks unwiederbringlich verloren.

Ein Monolog des Marco in dieser Verlegenheit ist von der reinsten, gefühlvoll und glücklich abgesponnenen Selbstqual.

Der Graf im Zelte; Wechselreden zwischen ihm und Gonzaga schildern seine Lage. Voll Vertrauen auf sich und seine Unentbehrlichkeit, ahndet er nichts von dem Mordanschlag, lehnt des Freundes Bedenklichkeiten ab und folgt einer schriftlichen Einladung nach Venedig.

Fünfter Akt.

Der Graf vor dem Doge und den Zehnen. Man befragt ihn zum Schein über die Friedensbedingungen, die der Herzog

vorschlägt, bald aber zeigt sich die Unzufriedenheit, der Verdacht des Senats. Die Maske fällt, und der Graf wird gefangen genommen.

Haus des Grafen. Gemahlin und Tochter ihn erwartend. Gonzaga bringt ihnen die Trauernachricht.

Im Gefängnis finden wir den Grafen, zu ihm Gemahlin und Tochter und Gonzaga. Nach kurzem Abschied wird er zum Tod geführt.

Über eine Verfahrungsart, die Scenen auf diese Weise an einander zu reihen, können die Stimmen geteilt sein, uns gefällt sie als eine eigene Weise gar wohl. Der Dichter kann hier in bündiger Kürze fortschreiten, Mann folgt auf Mann, Bild auf Bild, Ereignis auf Ereignis, ohne Vorbereitung und Verschränkung. Der Einzelne wie die Masse exponiert sich beim Auftreten gleich auf der Stelle, handelt und wirkt so fort, bis der Faden abgelaufen ist.

Unser Dichter hat auf diesem Weg, ohne weder in Behandlung noch Ausführung lakonisch zu sein, sich sehr kurz gefaßt. Seinem schönen Talent ist eine natürlich-freie, bequeme Ansicht der sittlichen Welt gegeben, die sich dem Leser und Zuschauer sogleich mitteilt. So ist auch seine Sprache frei, edel, voll und reich, nicht sententiös, aber durch große, edle, aus dem Zustand herfließende Gedanken erhebend und erfreuend; das Ganze hinterläßt einen wahrhaft weltgeschichtlichen Eindruck.

Sind wir nun aber in wohlmeinender Entfaltung des Stücks so weit gegangen, wird man wohl die Entwicklung der Charaktere gleichfalls erwarten. Da sieht man denn gleich bei der summarischen Aufzählung der Personen, daß der Verfasser mit einem krittlenden Publikum zu thun hat, über das er sich nach und nach ganz erheben muß. Denn gewiß nicht aus eignem Gefühl und Überzeugung hat er seine Personen in historische und ideelle geteilt. Da wir unsere unbedingte Zufriedenheit mit seiner Arbeit ausgesprochen, so erlaube er uns hier, ihn zu bitten, daß er jenen Unterschied niemals wieder gelten lasse. Für den Dichter ist keine

29. hat er ... geteilt. Im Personenverzeichnis sind zuerst „Personaggi storici“, dann „Personaggi ideali“ aufgeführt. — 30ff. Da wir unsere ... gelten lasse. Manzoni hat in seiner folgenden Tragödie „Adelchi“ diesen Rat befolgt.

Person historisch; es beliebt ihm, seine sittliche Welt darzustellen, und er erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen. Herrn Manzoni dürfen wir zum Ruhm nachsagen, daß seine Figuren alle aus einem Guß sind, eine so ideell wie die andere. Sie gehören alle zu einem gewissen politisch-sittlichen Kreise, sie haben zwar keine individuellen Züge; aber, was wir bewundern müssen, ein jeder, ob er gleich einen bestimmten Begriff ausdrückt, hat doch so ein gründliches, eigenes, von allen übrigen verschiedenes Leben, daß, wenn auf dem Theater die Schauspieler an Gestalt, Geist und Stimme zu diesen dichterischen Gebilden passend gefunden werden, man sie durchaus für Individuen halten wird und muß.

Und nun zu dem Einzelnen. Vom Grafen selbst, den man schon genug kennt, bleibt wenig zu sagen. Die alte Forderung des Theoristen, daß ein tragischer Held nicht vollkommen, nicht fehlerfrei sein müsse, findet sich auch hier befriedigt. Vom rohen, kräftigen Natur- und Hirtenstande gewaltsam kämpfend heraufgewachsen, gehorcht Carmagnola seinem ungebändigten, unbedingten Willen; keine Spur von sittlicher Bildung ist zu bemerken, auch die nicht einmal, deren der Mensch zu eignem Vorteil bedarf. An Kriegslisten mag's ihm nicht fehlen; wenn er aber auch politische Zwecke hat, die man nicht gerade deutlich sieht, so weiß er nicht dieselben durch scheinbare Nachgiebigkeit zu erreichen und zu sichern; und wir müssen auch hier den Dichter höchlich loben, der den als Feldherrn unvergleichlichen Mann in politischen Bezügen untergehen läßt, sowie der kühnste Schiffer, der, Kompaß und Sonde verachtend, sogar im Sturm die Segel nicht einziehen wollte, notwendig scheitern müßte.

Wie nun ein solcher Mann sich in Rüstung und Gewand knapp erweist, so hat ihm der Dichter auch eine nahe, sich fest anschließende Umgebung verliehen.

Gonzaga, ruhig, rein, unmittelbar an der Seite des Helden zu kämpfen gewohnt, geradsinnig, des Freundes Heil bedenkend, herandrohende Gefahren bemerkend. Vortrefflich ist es, wenn in der dritten Scene des vierten Aktes Carmagnola, der sich als Heldenmann rüstig fühlt, sich auch klüger dünkt als der verständige

10. daß, wenn. Im ersten Druck „daß man, wenn“. — 16. des Theoristen. Aristoteles, de arte poetica cap. 13.

Freund. Und so begleitet ihn Gonzaga auf dem erst gefährlichen, dann tödlichen Schritt und übernimmt zuletzt die Sorge für Gemahlin und Tochter. Zwei dem Grafen untergebene Condottiers, Orsini und Tolentino, erklären lakonisch ihre Thatkraft; mit wenigen Worten ist alles abgethan.

Wenn wir uns nun zum feindlichen Heere wenden, so finden wir gerade das Gegenteil. Malatesti, ein unzulänglicher Obergeneral, erst zweifelhaft, zuletzt von der heftigen Partei, von Sforza und Fortebraccio, hingerissen, welche die Ungeduld der Soldaten als Argument zum Kampfe lebhaft vorbringen. Pergola, ein alter erfahrner Kriegsmann, und Torello, von mittlerem Alter, aber einsichtig, werden überstimmt. Der Zwist belebt sich bis zu Beleidigungen, eine heldenmütige Versöhnung geht vor dem Kampfe voraus. Nachher unter den Gefangenen finden wir keinen Anführer; nur der in der Menge entdeckte Sohn des Pergola giebt dem Grafen Gelegenheit, im edelsten Sinne seine Hochachtung für einen alten Kriegshelden auszusprechen.

Nun werden wir in den Venetianischen Senat eingeführt. Der Doge präsidiert. Er stellt das oberste, reine, unzerteilte Staatsprincip vor, das Zünglein in der Wage, das sich selbst und die Schalen beobachtet; ein Halbgott, bedächtig ohne Sorgen, vorsichtig ohne Mißtrauen; wenn gehandelt werden soll, geneigt zu wohlwollendem Entschluß. Marino, das der Welt unentbehrliche, scharfe, selbstische Princip, welches hier untadelig erscheint, da es nicht zu persönlichem Interesse, sondern zu einem großen, unübersehlichen Ganzen wirkt; wachsam, auf Gewalt eifersüchtig, den bestehenden Zustand als das Höchste und Beste betrachtend. Carmagnola ist ihm ganz und gar nichts als ein Werkzeug zu Zwecken der Republik, welches, unnütz und gefährlich erscheinend, sogleich zu verwerfen ist

Marco, das löbliche menschliche Princip. Ein Sittlich-Gutes ahndend, fühlend, anerkennend. Das Tüchtige, Große, Mächtige verehrend, die solchen Eigenschaften zugesellten Fehler bedaurend, Besserung hoffend und glaubend, einem einzelnen wichtigen Manne zugethan und deshalb, ohne es zu ahnden, im Widerstreit mit seinen Pflichten.

Die zwei Kommissarien, vorzügliche Männer, ganz ihrer Sendung wert. Sie treten auf, ihrer Stelle, ihres Amts, ihrer Pflicht sich bewußt; sie wissen, von wem sie gesendet sind. Bald

aber belehrt sie Carmagnolas Betragen über ihre augenblickliche Ohnmacht. Die Charaktere beider Abgeordneten sind vortrefflich abgestuft. Der erste ist heftiger, zum Widerstand geneigter, überrascht von der Verwegenheit des Grafen; erzürnt, weiß er sich kaum zu fassen. Im Augenblick, daß beide allein sind, zeigt sich, daß der zweite das Unheil vorausgesehen. Dieser nun weiß seine Meinung gelten zu machen, daß, da sie die Gewalt nicht haben, den Grafen abzusetzen oder gefangen zu nehmen, sie sich verstellen und Zeit gewinnen müssen; worin beide zuletzt übereinstimmen, obgleich mit Widerwillen des ersten.

Hiermit wären denn die Hauptpersonen genugsam in Bezug auf jene Scenenfolge geschildert. Nun haben wir noch von dem eingeführten Chor zu reden.

Es ist keineswegs teilnehmend an der Handlung, sondern eine aparte Gesellschaft für sich, eine Art von lautwerdendem Publikum. Bei der Aufführung müßte man ihm einen besondern Platz anweisen, wodurch es sich ankündigte, wie unser Orchester, welches einstimmt in das, was auf der Bühne geschieht, ja in der Oper, im Ballett einen integrierenden Teil macht, aber doch nicht zu jenen gehört, welche persönlich erscheinen, sprechen, singen und handeln.

So viel wir nun aber auch über dieses lobenswürdige Trauerspiel beifällig gesprochen, so bliebe doch noch manches zu sagen und zu entwickeln übrig. Wenn wir jedoch bedenken, daß ein echtes Kunstwerk sich selbst schon ankündigen, auslegen und vermitteln soll, welches keine verständige Prosa nachzuthun vermag, so wünschen wir nur noch dem Verfasser Glück, daß er, von alten Regeln sich lossagend, auf der neuen Bahn so ernst und ruhig vorgeschritten, dermaßen, daß man nach seinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden kann. Wir geben ihm auch das Zeugnis, daß er im einzelnen mit Geist, Wahl und Genauigkeit verfahren, indem wir bei strenger Aufmerksamkeit, insofern dies einem Ausländer zu sagen erlaubt ist, weder ein Wort zu viel gefunden, noch irgend eins vermißt haben. Männlicher Ernst und Klarheit walten stets zusammen, und wir mögen daher seine Arbeit gerne klassisch nennen. Er verdiene sich fortan das Glück, in einer so ausgebildeten, wohlklingenden Sprache vor einem geistreichen Volke zu sprechen und sprechen zu lassen. Er verschmähe

fernerhin die gemeine Rührung und arbeite nur auf diejenige hin, die uns beim Anschauen des Erhabenen überrascht.

Das Versmaß ist der elfsilbige Jambus, welcher durch abwechselnde Cäsuren dem freien Recitativ ganz ähnlich wird, so daß eine gefühlvolle, geistreiche Deklamation alsobald mit Musik zu begleiten wäre.

Diese Behandlung des bekannten, der modernen Tragödie, besonders auch der deutschen, höchst angemessenen Versmaßes wird noch durch ein eigenes Übergreifen des Sinnes (Enjambement) vielbedeutend; die Zeile schließt mit Nebenworten, der Gedanke greift über, das Hauptwort steht zu Anfang der folgenden Zeile, das regierende Wort wird vom regierten angekündigt, das Subjekt vom Prädikat; ein großer, mächtiger Gang des Vortrags wird eingeleitet und jede epigrammatische Schärfe der Endfälle vermieden.

Eine gewissenhaft versuchte Übersetzung mehrerer Stellen ist uns nicht in dem Grade gelungen, daß man die Verdienste des Originals daran erkennen würde, deshalb wir den Dichter in seinem eigenen Idiom sprechen lassen.

Atto primo. Scena seconda, il Conte.

Serenissimo Doge, Senatori;
Io sono al punto in cui non posso a voi
Esser grato e fedel, s'io non divengo
Nemico all'uom che mio Signor fu un tempo.
S'io credessi che ad esso il più sottile
Vincolo di dover mi leghi ancora,
L'ombra onorata delle vostre insegne
Fuggir vorrei, viver nell' ozio oscuro
Vorrei, prima che romperlo e me stesso
Far vile agli occhi miei. Dubbio veruno
Sul partito che scelsi in cor non sento,
Perch' egli è giusto ed onorato: il solo
Timor mi pesa del giudizio altrui.
Oh! beato colui, cui la fortuna

3. der elfsilbige Jambus. Genauer ein freier elfsilbiger Vers. — 16. Eine gewissenhaft versuchte Übersetzung mehrerer Stellen. Eine Probe davon ist Bd. III, 2, 202 abgedruckt.

Così distinte in suo cammin presenta
Le vie del biasmo e dell' onor, ch'ei puote
Correr certo del plauso, e non dar mai
Passo ove trovi a malignar l'intento
Sguardo del suo nemico. Un altro campo
Correr degg'io, dove in periglio sono
Di riportar — forza è pur dirlo — il brutto
Nome d'ingrato, l'insoffribil nome
Di traditor. So che dei Grandi è l'uso
Valersi d'opra ch'essi stiman rea,
E profondere a quei che l'ha compita
Premj e disprezzo, il so; ma io non sono
Nato a questo; e il maggior premio ch'io bramo,
Il solo, egli è la vostra stima, e quella
D'ogni cortese; e — arditamente il dico —
Sento di meritarla. Attesto il vostro
Sapiente giudicio, o Senatori,
Che d'ogni obbligo sciolto inverso il Duca
Mi tengo, e il sono. Se volesse alcuno
Dei beneficj che fra noi son corsi
Pareggiar le ragioni, è noto al mondo
Qual rimarrebbe il debitor dei due. —
Ma di ciò nulla: io fui fedele al Duca
Fin ch'io fui seco, e nol lasciai che quando
Ei mi v'astrinse. Ei mi cacciò del grado
Col mio sangue acquistato: invan tentai
Al mio Signor lagnarmi. I miei nemici
Fatto avean siepe intorno al trono: allora
M'accorsi alfin che la mia vita anch'essa
Stava in periglio: — a ciò non gli diei tempo.
Chè la mia vita io voglio dar, ma in campo,
Per nobil causa, e con onor, non preso
Nella rete dei vili. Io lo lasciai,
E a voi chiesi un asilo; e in questo ancora
Ei mi tese un agguato. Ora a costui
Più nulla io deggio; di nemico aperto
Nemico aperto io sono. All'util vostro
Io servirò, ma franco e in mio proposto
Deliberato, come quei ch'è certo
Che giusta cosa imprende.

Bedenklichstes.

(Über Kunst und Altertum. Zweiter Band. Drittes Heft. 1820. S. 79—80.)

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels bemerken wir auf einmal, daß wir in einem Irrtum befangen sind, daß wir uns für Personen, für Gegenstände einnehmen ließen, ein Verhältnis zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge sogleich verschwindet; und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns fest, die uns unbegreiflich scheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtsein und begreifen, daß ein Irrtum so gut als ein Wahres zur Thätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die That überall entscheidend ist, so kann aus einem thätigen Irrtum etwas Treffliches entstehen, weil die Wirkung jedes Gethanen ins Unendliche reicht. So ist das Hervorbringen freilich immer das Beste; aber auch das Zerstören ist nicht ohne glückliche Folge.

Der wunderbarste Irrtum aber ist derjenige, der sich auf uns selbst und unsere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geschäft, einem ehrsamen Unternehmen widmen, dem wir nicht gewachsen sind, daß wir nach einem Ziel streben, das wir nie erreichen können. Die daraus entspringende Tantalisch-Sisyphische Qual empfindet jeder nur um desto bitterer, je redlicher er es meinte. Und doch sehr oft, wenn wir uns von dem Beabsichtigten für ewig getrennt sehen, haben wir schon auf unserm Wege irgend ein anderes Wünschenswerte gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich geboren sind.

Olfried und Lisena, ein romantisches Gedicht in zehn Gesängen, von August Hagen. Königsberg, in der Universitätsbuchhandlung. 1820.

Die Entführung oder der alte Bürgerkapitän, ein Frankfurter heroisch-bürgerliches Lustspiel Frankfurt am Mayn, bei Joh. Fr. Wenner.

(Über Kunst und Altertum. Zweiter Band. Drittes Heft. 1820. Umschlag.)

Jedes in seiner Art höchlich zu empfehlen. Das Nähere im folgenden Stück.

---

1. Bedenklichstes. Vgl. „Sprüche in Prosa", besonders Loepers Ausgbe Nr. 82. — 26. Über „Olfried und Lisena" siehe das Nähere in den Anmerkungen zu Goethes ausführlicher Besprechung in „Kunst und Altertum" III, 1. 1821 (unten S. 334 ff.). — 28. Die Entführung oder der alte Bürgerkapitän, verfaßt von Karl Malß (1792—1848), erschien zuerst 1820 und wurde am 13. August des folgenden Jahres unter großem Beifall in Frankfurt a. M. aufgeführt. Auch Börne (Gesammelte Schriften. Hamburg 1835. I, 126 ff.) hat sich sehr günstig über das Stück ausgesprochen.

Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande. Neu übersetzt und ästhetisch erklärt durch Dr. Friedrich Wilhelm Karl Umbreit. Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1820.

(Goethes nachgelassene Werke. Sechster Band. 1833. S. 293 f.)

Im Divan wird der Versuch, in diese Fragmente Zusammenhang zu bringen, zwar wohlgemeint, aber unausführbar genannt. Mich dünkt aber, der Versuch ist diesmal glücklich gelungen, und zwar weil er auf die im Divan angegebene Zerstückelung gegründet ist. Nämlich als Gegenstand des Ganzen nimmt der Verfasser an: Nur Wärme und Entzücken im vollen Genusse der sinnlichen Gegenwart (S. 33).

Der besondere Inhalt ist: Ein junges, schönes Hirtenmädchen, während es von seinen Brüdern zur Hüterin eines Weinbergs gestellt war, wird in Salomons Frauengemach entführt. Der König liebt die schöne Schäferin unaussprechlich und bestimmt sie zu seiner ersten Gemahlin. Aber das Mädchen hat ihre Liebe schon einem jungen Hirten auf den Fluren der Heimat gewidmet. Bei ihm ist sie im Wachen und Träumen, und der Geliebte sehnt sich nach ihr. Nichts hilft es, daß Salomo sie zur ersten Königin einweiht, sie mit aller Pracht und höchsten Liebkosungen umgiebt. Sie bleibt kalt, und der König muß sie in ihre Thäler wieder ziehen lassen. Die sich wiederfindenden Liebenden besiegeln den Bund ewiger Treue ihrer Herzen unter dem Apfelbaum ihrer ersten süßen Zusammenkunft.

Die Anlage und Ausführung ist dramatisch, alle Beteiligten äußern sich unmittelbar, jedes auf seinem Ort, seiner Lage, seinen Neigungen und Wünschen gemäß. Und so löst sich der epische Unzusammenhang doch in einem Zusammenhange auf.

1. Lied der Liebe. Umbreit (1795—1860) war Orientalist, Schüler Hammers. Vgl. die Einleitung zu Goethes Übersetzung des Hohenliedes in Bd. 26. — 5 f. Im Divan wird ... unausführbar genannt. In den „Noten und Abhandlungen" (Abschnitt „Hebräer") Bd. IV, 217, Z. 22 ff.

1821.

Über Kunst und Altertum. Dritten Bandes Erstes Heft. 1821.

Nachträge zu den vorigen Heften und sonstige Einzelnheiten.

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Erstes Heft. 1821. S. 49—71.)

1.

Ballade.

Betrachtung und Auslegung.

Bezüglich auf die in Kunst und Altertum II, 3 enthaltene „Ballade". Bei dieser ist der Aufsatz (Bd. I, 181 ff.) wieder abgedruckt. S. 181 Z. 24 die oben bezeichnete Ballade, in Kunst und Altertum „die Ballade des vorigen Heftes". S. 182 Z. 5 bedurfte, „bedürfte".

2.

(Zu dem Gedicht „Fürs Leben".)

Daß wir das Gedicht S. 24 des vorigen Heftes, welches schon anderwärts mit abgedruckt ist, hier abermals eingerückt haben, wird uns wohl verziehen werden, indem es in den Kreis des vorgelegten kleinen bürgerlichen Romans notwendig gehört; auch haben wir es dem Komponisten zuliebe eigentlich hier eingefügt, welcher vielleicht aus dem Ganzen eine musikalische Gesamtdichtung zu bilden geneigt wäre.

Über Kunst und Altertum. Nachträge zu den vorigen Heften und sonstige Einzelnheiten. 15. das Gedicht S. 24 des vorigen Heftes. „Die glücklichen Gatten" (hier „Fürs Leben" betitelt) Werke I, 79 ff. — 17 f. indem es ... notwendig gehört. Die Gedichte „Lust und Qual", „März", „April", „Mai", „Juni", „Frühling übers Jahr", „Fürs Leben" stellten zusammen die Entwicklung eines einfachen Liebesverhältnisses bis zur glücklichen, durch reichen Kindersegen verschönten Ehe dar. Düntzers Bemerkung (a. a. O.), daß Goethe das Gedicht „aus Versehen" in Kunst und Altertum habe wieder abdrucken lassen, ist also falsch. Auf den hier von Goethe angedeuteten inneren Zusammenhang der sieben Lieder scheint noch niemand aufmerksam geworden zu sein.

3.

(Zu „Aus einem Stammbuch, von 1604".)

Das Gedicht S. 32 steht in einem alten Stammbuche; mir ist es in Abschrift zugekommen; der Name Schakespear findet sich darunter und der Jahreszahl nach könnte es wohl seine Handschrift sein. Vielleicht belehrt uns ein Kenner, ob das Gedicht schon unter den kleineren Gedichten Schakespears befindlich, und wo wir es zu suchen haben; vielleicht äußert sich der mir unbekannte Besitzer des Stammbuchs mit einem Worte. Die Orthographie meiner Kopie ist ungewöhnlich, ob nun aus Versehen des Abschreibers, des ersten Schreibenden, oder ob der damaligen Zeit gemäß? würde sich alsdann finden.

4.

(Zu „Urworte Orphisch".)

Meiner aufmerksamen kritischen Freunde willen bemerke ich nur mit wenigem: daß in der ersten Strophe der orphischen Worte ich einigermaßen verändert habe, welchen Varianten ich Beifall wünsche.

5.

(Zu Il Conte di Carmagnola. I.)

Herr Manzoni gab, durch einen guten Gedanken, in seiner Vorrede zum Grafen Carmagnola zu folgenden Betrachtungen Anlaß: der Hauptirrtum, woraus die eingebildete Notwendigkeit der beiden, nunmehr beseitigten Theater-Einheiten entsprang, entwickelte sich aus dem, übrigens löblichen, lebhaften Anteil, den der Zuschauer an der Bühne nimmt, nur versieht er es darin, daß er, der unten ganz still sitzt, sich einbildet, er habe auch oben zu schaffen, daher sich denn die da droben ebenso wenig vom Flecke rühren und zu ihrem Thun und Handeln nicht mehr Zeit brauchen sollen, als er zum Schauen und Horchen. Diesen Irrtum muß man ihm benehmen, wenn das Theater erfreulich und der peniblen Forderungen jener Einheiten entbunden werden soll.

3. steht in einem alten Stammbuche. Kunst und Altertum II, 3: „Aus einem Stammbuch, von 1604". Siehe Werke II, 113. — 4 f. Der Name Schakespear findet sich darunter. Nicht richtig, nur die Initialen W. S. Im ersten Druck hat Goethe das Gedicht mit „Shakespeare" unterzeichnet. — 5. der Jahreszahl nach. Auf dem Einband des Buches. — 20. Vgl. S. 307 Z. 12 Anm. In der Ausgabe letzter Hand S. 273 f. folgt diese Bemerkung unmittelbar auf die Besprechung des Stückes, nur durch einen Strich getrennt.

Bedenke doch der gute Zuschauer, daß die Leutchen da droben mitunter Prügel austeilen, von denen er nichts fühlt, daß, wenn sie sich tot gestochen haben, er ganz gelassen zu Hause sein Abendbrot verzehrt und daß er ihnen also ebenso gut zugestehen könnte, sich von Ort zu Ort zu bewegen, nicht weniger auch die Zeit mit Siebenmeilenstiefeln zu überschreiten. Wenn er sich, indem der Vorhang zum erstenmal aufgeht, ganz leicht und willig nach Rom versetzt, warum sollte er nicht Gefälligkeit genug haben, interessante Personen zunächst nach Carthago zu begleiten?

6.

(Zu Il Conte di Carmagnola II.)

Indicazione di ciò che nel 1819 si è fatto in Italia intorno alle lettere, alle scienze ed alle arti.

Diese Jahresanzeige kommt uns eben, als wir vorstehendes zum Drucke bestimmen, vor Augen, und ob wir gleich das literarische Verdienst des trefflichen Verfassers schon längst zu schätzen gewußt, so finden wir uns doch diesmal mit ihm in einigem Widerspruch und entschließen uns daher zu nachstehender Übersetzung und Gegenrede.

„Im vorigen Jahrhunderte stärkte sich das italienische Theater auf einen hohen Grad an den Werken Goldonis und Alfieris. Durch sie ward es der Erniedrigung, worin es lag, entzogen; ein neues Leben erschien auf demselben. Unglücklicherweise fand der zweite dieser Autoren mehr Nachfolger als der erste, und wirklich steigen auf unserer Halbinsel hie und da kühne, glühende Geister auf, welche seine Spur betreten. Kein Jahr vergeht, daß man nicht aus den Pressen zwanzig oder dreißig Tragödien ans Tageslicht hervorgehen sähe, alle ohngefähr von gleichem Werte.

„Auch in diesem Jahr behandelte Graf Gambare Andrea Ponearale di Brescia, Mangili Leonida, Marchisio Mileto, zwei Autoren Quaquarelli und Gasparinetti, jeder einzeln Bibli, der Herzog von Ventignano Ippolito und Ifigenia in Aulide, Ruffa Teramene, Agave und die Beliden, Manzoni den Carmagnola.

„(Note. Der Graf Carmagnola, Trauerspiel von A. Manzoni. Dieses Trauerspiel, welchem große Fehler nicht abgehn, hat auch viele Schönheiten und verdient, daß wir davon besonders

handeln. Hier aber wollen wir auf keine Art unseren Meinungen vorgreifen.)

„Wenige Städte giebt's, welche nicht einen oder mehrere Verfasser zählten von Tragödien, die völlig unter jenem Schutz und Schirm kompiliert worden. Aber sinnige Personen, eifersüchtig auf unsern Ruhm, finden wohl, daß sie sich nicht auf die Versicherungen der Autoren selbst verlassen können, sondern überzeugen sich, daß, wo die ganze Seele Alfieris nicht zu finden ist, seine Formen sich gar schlecht zu einem Empfinden schicken wollen, das nicht das eigene seinige sei, dergestalt daß es mehr verdrießlich als zu verwundern ist, in solchen Werken weder gute Auswahl des Gegenstandes noch Regelmäßigkeit des Ganges, keine Wahrheit des Kostüms, aber wohl die Sittensprüche, die Wendungen und oft die eigensten Verse Alfieris zu finden.

„(Note. Manzoni verdient den Tadel einer knechtischen Nachahmung keineswegs; er hat sich davon völlig losgelöst.)"

Insofern es möglich ist, den ganz eigenen, schwer zu bezeichnenden Stil der italienischen Prosa im Deutschen wiederzugeben, trugen wir den Landsleuten vor, was ein sehr tüchtiger, von uns höchlich anerkannter Mann über unsern Freund Manzoni gesprochen. Nach allem, was wir im vorigen Hefte über das Stück geäußert, dürfen wir hiezu nicht schweigen, und wenn sie es auch drüben über den Alpen nicht vernehmen sollten. So viel ist gewiß, wir urteilende deutsche Litteratoren würden so nicht zu Werke gehen. Denn erst heißt es, Alfieri habe leider mehr Nachfolger als Goldoni; dann werden ein halb Dutzend Autoren als solche unerfreuliche Nachtreter mit ihren Werken genannt, zuletzt Manzoni und sein Graf Carmagnola. Gleich aber in der Note werden diesem Stücke neben großen Fehlern viele Schönheiten zugestanden, allein für den Augenblick jedem Urteil ausgewichen. Hierauf enthält der Text durchgängige Mißbilligung solcher Arbeiten; nur in einer Note wird Manzoni abermals ausgenommen.

Diese Art kritischer Behandlung sei uns Deutschen fremd! Wenn über den Alpen der vortreffliche Litterator am Ende einer

5 f. eifersüchtig auf unsern Ruhm = lebhaft besorgt um unsern Ruhm; vgl. Lessing:

Er ist aufs Geben Euch so eifersüchtig,
So neidisch! (Nathan II, 2.)

Reihe von Autoren, die er nicht billigt, einen werten Manzoni nachbringt, um ihn etwas beſſer zu behandeln, ſo würden wir die zuerſt genannten Dichter einzeln ſummariſch charakteriſiert, dieſen aber, als den vorzüglichſten, dem es am beſten gelungen, ausgezeichnet und nicht dem Text widerſprechende Noten nachgebracht haben. Nun ſind wir äußerſt neugierig, was denn dieſer ehrenwerte Kritiker Herrn Manzoni als Fehler anrechnen will, da er ihm als Tugend zugeſtanden, daß er ſich von dem alten Weſen, welchem leider Alfieri zu ſeinem eignen großen Schaden zugethan blieb, völlig losgemacht.

Wir dürfen auch über Alfieri reden; denn wir haben uns genugſam an ihm herumgequält; unſere Freunde haben ihn treu überſetzt, wir thaten das Möglichſte, ihn auf unſer Theater zu bringen; aber der Widerſpruch eines großen Charakters bei mächtigem Streben, eine gewiſſe Trockenheit der Einbildungskraft bei tiefem, leidenſchaftlichen Sinn, der Lakonismus in Anlage ſowohl als Ausführung, das alles läßt den Zuſchauer nicht froh werden.

Keineswegs denken wir hierdurch ſeine unſterblichen Verdienſte zu ſchmälern; aber verwandelt er nicht z. B. mehrere ſeiner Stücke dadurch in vollkommene Wüſteneien, daß er ſie auf ſo wenig Perſonen zurückführt? Die Alten hatten den Chor zur Seite, da ſie öffentlich lebten, die Neuern ließen ſich im Innern Vertraute gefallen; und wer lebt denn ſo allein, daß ein geiſtreicher Dichter aus notwendiger und wahrſcheinlicher Umgebung nicht einen Mitredenden hervorbilden ſollte, um die Helden ſowohl als die Zuhörer von den ſchrecklichen Monologen zu entbinden?

Hierin iſt Manzoni gewiß muſterhaft, wie jeder gleich einſehn wird, der unſerer Entwickelung gefolgt iſt; wie viel Theaterſcenen haben wir denn, die ſich der erſten des zweiten Aktes, im Zelte Malateſtis, vergleichen könnten?

Wär' es noch gegenwärtig mein Geſchäft, der Ausbildung eines Theaters vorzuſtehen, ſo ſollte Graf Carmagnola bei uns wohl aufgenommen ſein und, wenn auch nicht als Liebling der Menge oft wiederholt, doch immer auf dem Repertorium als ein würdiges Männerſtück in Ehren bleiben. Ja, ich getraute mir

12ff. unſere Freunde ... zu bringen. Am 6. April 1811 und am 8. April 1812 wurde Alfieris „Saul", von Knebel überſetzt, in Weimar gegeben. Im Jahre 1809 iſt der „Saul" nicht aufgeführt worden (gegen Goethes Bericht in den „Annalen").

zwei bis drei deutsche neuere Theaterstücke, welche sich jetzt nur einen mäßigen Besuch erbitten müssen, ungesäumt anzudeuten, welchen die Autoren durch eine Behandlung nach Manzonis Vorgang einen sichern und dauernden Beifall erwerben könnten.

7.

Unser italienischer Critiker, indem er von Stücken spricht, die der Spur Alfieris nachfolgen, sagt zwar: sie seien ohngefähr von gleichem Werte; wir müßten aber seine große Einsicht und Konsequenz nicht kennen, wenn wir nicht vermuten sollten, daß er sie nach einer gewissen Rangordnung gestellt, die geringern voran, die bessern hintennach genannt habe.

Hiezu bewegt uns das Vorurteil für unsern Liebling, Herrn Manzoni, welcher zuletzt genannt wird, deshalb wir denn seinen Vorgänger Herrn Ruffa auch für bedeutend halten, so daß wir, wenn seine Stücke uns zu Gesichte kommen, nach unserer deutschen Weise mit Billigkeit darüber sprechen werden. Denn wir müßten sehr irren, wenn nicht manches darin zu finden sein möchte, was man bei Alfieri vergebens sucht und was uns Deutschen gar wohl zusagen dürfte.

Was dieser Dichter von sich selbst bekennt, wird uns folgendermaßen mitgeteilt.

„Diese Tragödien zu schreiben, trieb mich eine unwiderstehliche Gewalt. Unter Kalabresen bin ich geboren, einem Volke, zum Teil noch halb Waldmenschen, mutvoll bis zur Wildheit, in Vorsätzen hartnäckig, in Leidenschaften unbegrenzt. Und so sah ich von Kindheit auf nur Beispiele von heroischen Handlungen und außerordentlichen Verbrechen, gegenseitiges Anprallen heftigen Wollens, Blut, Mord, glühenden Haß, schreckliche Rache, Brudermord, Vater- und Selbstmord, Mißthaten aller Art; und im Gegenteil Beispiele festen und kühnen, beim Anblick des härtsten Todes sich erhöhenden Mutes, Treue ohne Gleichen, edlen Uneigennutz und unglaubliche Beständigkeit, redliche Freundschaft, großmütige Züge von Feind zu Feind. Dergleichen alles traf meine jugendliche Phantasie. Unsere Ausgewanderten waren das allgemeine Gespräch, und wir hatten in unserer Kleinheit nach Gleichnis griechischer heroischer Zeiten unsere Siniffe, Scironen und Prokrusten,

19. Was dieser Dichter von sich selbst bekennt. In den „Tragedie di Francesco Ruffa da Tropea. Livorno 1819. L'autore agl'Italiani pag. IV ff. — 35. Siniffe, Scironen und Prokrusten. Sinis, Sciron und Prokrustes, drei griechische Räuber, die nach der Sage von Theseus getötet wurden.

wie im Gegensatz auch unsere Alciden und Theseen. Der Volksglaube an Zauberschwestern und magisches Bethun, an Geister der Ermordeten, die man sogar mit einem besondern Namen Spirdi bezeichnete. Das alles umhüllte mit einem so wundersamen und poetischen Duft jede Erzählung und Überlieferung, daß selbst die Ungläubigsten daran sich erfreuten. Ich aber als Knabe ergötzte mich besonders, auf dergleichen Dinge zu horchen, sie mir anzueignen und sie wiederzuerzählen, und Kinder meines Alters hörten mir gern zu. Freilich war meine melancholische Anlage hiebei immer mitwirkend; denn mir erschien und erscheint kein Gegenstand, so heiter er auch sei, ohne sich mit dem Düstern zu überziehen, das in meinem Innern herrschend ist."

Welchen Blick läßt uns ein solcher Dichter in jenes von uns himmelweit entfernte Volk thun, wo gerade jetzt alle diese fürchterlichen Elemente am bewegtesten durch einander gehn! Wer zuerst Gelegenheit hat, Ruffas Werke näher kennen zu lernen, der gebe unsern lieben Landsleuten davon auslangende Kenntnis!

8.

(Zu den „heiligen drei Königen".)

Was wir auf dem Umschlage des vorigen Stückes wegen des Manuskripts der drei Könige gemeldet, wiederholen wir mit einigem Zusatz: Johannes, ein Karmelit, gebürtig von Köln, gelehrt, deshalb Gregor XI. empfohlen, durch dessen Gunst Bischof von Hildesheim, des Namens der Zweite. Kriegerische Nachbarn zu bekämpfen unlustig, erbat er sich ruhigern Sitz, erhielt das Bistum Augsburg, sodann Worms, entsagte diesem zuletzt und starb 1373 zu Koblenz. Verfasser mehrerer Schriften, auch der Historia trium regum, die er an Florenz von Wevelkoven, einen Landsmann, der von 1364 bis 1379 auf dem bischöflichen Stuhl zu Münster saß, widmend richtete. Er schrieb das Büchlein 1370. Es ward 1477 zu Mainz gedruckt.

Indessen hat sich auch eine alte deutsche Übersetzung gefunden,

2. an Zauberschwestern und magisches Bethun. Italienisch „alle fate, alle magie". — 19. (Zu den „heiligen drei Königen".) Vgl. die Anmerkung zum Hauptaufsatz S. 299 Z. 33. Über den Verfasser, die Handschriften und die Drucke der „Historia trium regum" siehe E. Köpke, Johannes von Hildesheim. Progr. Brandenburg 1878. — 22. gebürtig von Köln. Wohl nur Vermutung Goethes (Köpke a. a. O. S. 6). — 27. starb 1373 zu Koblenz. Nach Köpke starb Johannes am 5. Mai 1375 als Prior in dem Kloster Marienau. Auch die übrigen biographischen Angaben Goethes weichen von denen Köpkes wesentlich ab. — 28. Wevelkoven, richtig Wevelinghofen.

welche nun mit dem lateinischen Texte kollationiert zu einer treuen, dem Zeitgeschmack gemäßen Redaktion Gelegenheit geben und eine ergötzliche Auferbauung durch wohlgesinnte Märchen befördern wird.

9.

(Zum „Pfingstmontag".)

Der Verfasser des Pfingstmontags ist Herr Arnold, Professor der Rechte an der Straßburger Akademie, ein geistreicher, unterrichteter, seine Thätigkeit nach vielen Seiten ausbreitender junger Mann. Unsere Vermutung, das Werk enthalte das Andenken eines älteren Zustandes, der später wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durch einander gerüttelt worden, will sich nicht bestätigen; ihr widerspricht das Alter des Verfassers, der nur Zustände, wie sie seit der Revolution noch bestehen, beobachten konnte. Hierdurch aber kann man sich eben versichert halten, daß jene Sitten großenteils noch jetzt lebendig sind.

Ebenmäßig hat, obgleich die Munizipalverfassung aufgehoben worden, das alte Bürgerwesen, wenigstens in der Administration des Stadteigentums, insofern es gerettet worden, sich noch erhalten.

Überhaupt bewahrt sich in Straßburg und im ganzen Elsaß ein eigentümlicher Geist; die Vorteile der Nationaleinheit, in die man gehört, werden anerkannt, und niemand gelüstet nach der germanischen Zerstücklung. Aber wenn man im politischen Sinn sich gern als Franzose betrachtet, so sind doch in jeder anderen Richtung deutsche Kultur und deutsche Sitten überwiegend, und keine der französischen Superstitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln schlagen. Dazu kommt ein gewisser militärischer Geist, der besonders in Straßburg sich leicht mit den Truppen, und mit dem sich die Truppen leicht befreunden. Zugleich ist eine gewisse Besonnenheit dort zu Hause, die schnell den Standpunkt erkennt und festhält, der gegen List und Gewalt sich am besten verteidigen läßt. Unsere Entwickelung des Pfingstmontags ist in Straßburg abgedruckt und also schon der ersten Ausgabe als Vorwort angeeignet worden.

Auch in Schwaben fand unser überrheinisches Lust- und Sittenspiel eine freundlichste Aufnahme, man verstand es leicht

5. (Zum „Pfingstmontag".) Vgl. S. 276. — 31f. Unsere Entwickelung ... abgedruckt. Wie bereits oben erwähnt.

und vergnügte sich an Sprach- und Stammverwandtschaft; denn hier glaubte man das lebendigste Zeugnis zu sehen, wie die Anwohner der beiden Rheinufer wohl einen gleichen Ursprung anerkennen dürften.

Im Mitteldeutschland machen sich Gesellschaften gebildeter Personen, obgleich mit einiger Mühe, das Geschäft, diesem Werke sein Verdienst abzugewinnen, gefördert durch Hebels Gedichte, welche man längst gern und schon mit Leichtigkeit aufnimmt. Und hiermit würde denn der Weg zu einer wahrhaften, einzig möglichen, geistigen Sprachverbindung der Deutschen gebahnt.

Hörten wir doch dagegen vor einigen Jahren, wo man zu so viel Wunderlichem schweigen mußte, gar unbedachte Reden; es hieß, die Deutschen sollten ihre verschiedenen Zungen durcheinander mischen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich die seltsamste Sprachmengerei! zu Verderbnis des guten sondernden Geschmackes nicht allein, sondern auch zum innerlichsten Zerstören des eigentlichen Charakters der Nation; denn was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutralisieren will?

Alle Sprachverschiedenheit ruht auf der Mannigfaltigkeit der Organe, und diese hängen wieder von mannigfaltiger Totalität menschlicher Organisation ab, die sich weder im einzelnen noch im ganzen verleugnen kann; sodann entscheiden Jugendeindrücke, Zusammenbildung der Gehör-, Sprach- und Denkwerkzeuge. Lassen wir also gesondert, was die Natur gesondert hat, verknüpfen aber dasjenige, was in großen Fernen auf dem Erdboden auseinandersteht, ohne den Charakter des Einzelnen zu schwächen, in Geist und Liebe!

10.

Byrons Don Juan.

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Erstes Heft. 1821. S. 75—82.)

Mir fehlt ein Held! — „Ein Held er sollte fehlen?
Da Jahr und Monat neu vom neusten spricht.“ —
Ein Zeitungsschreiber mag sich schmeichelnd quälen,
So sagt die Zeit: es sei der rechte nicht.

30. Byrons Don Juan. Vgl. die Anmerkung S. 301 Z. 1.

Von solchen mag ich wahrlich nichts erzählen,
Da nehm' ich mir Freund Juan ins Gesicht;
Wir haben in der Oper ihn gesehen,
Früher als billig war, zum Teufel gehen.

Vernon, der Metzger Cumberland und Wolf so mit,
Auch Hawke, Prinz Ferdinand, Bourgoin aufs beste,
Keppel und Howe, sie hatten ihre Feste
Wie Wellesley jetzt — Der Könige Schattenschritt
Vom Stamme Bancos — Raben aus Einem Neste! —
Der Ruhm, die Lust zu herrschen reißt sie mit.
Dumourier's, Bonapartes Kampfgewinnsten,
Die Zeitung steht den Herren gleich zu Diensten.

Barnave kennt und Brissot die Geschichte,
Condorcet, Mirabeau und Petion auch;
Cloots, Danton, Marat litten viel Gerüchte,
Selbst la Fayette erging beinahe in Rauch.
Dann Joubert, Hoche, vom Militär-Verpflichte,
Lannes, Dessaix, Moreau! Es war der Brauch
Zu ihrer Zeit an ihnen viel zu preisen;
Doch will das nichts für meine Lieder heißen.

Nelson war unser Kriegsgott, ohne Frage,
Und ist es noch dem herzlichsten Bekenntnis;
Doch von Trafalgar tönet kaum die Sage,
Und so ist Flut und Ebbe wetterwendisch.
Denn die Armee ist populär zu Tage
Und mit dem Seevolk nicht im Einverständnis;
Der Prinz ist für den Landdienst, und indessen
Sind Duncan, Nelson, Howe sie sind vergessen.

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
So wie nachher, von Sinn und hoher Kraft;
Sie wirkten viel, sind unberühmt entschlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter schafft.
Von unsern Helden möcht' ich niemand strafen,
Da jeder sich am Tag zusammenrafft;
Für mein Gedicht wüßt' ich mir aber keinen
Und nenne so Don Juan mein, den Meinen.

Wenn wir früherhin eine Stelle aus dem vielleicht übersetzbaren Graf Carmagnola einzurücken Bedenken trugen und

7. Howe. In Kunst und Altertum „Hawe“.

gegenwärtig mit kühnem Versuch den unübersetzlichen Don Juan ergreifen und behandeln, so möchte dies wohl als Widerspruch angesehen werden; deshalb wir denn auf den Unterschied hinzudeuten nicht ermangeln. Herr Manzoni ist bei uns noch wenig bekannt; daher soll man seine Vorzüge erst in ihrer ganzen Fülle, wie nur das Original sie darbietet, kennen lernen, alsdann wird eine Übersetzung von einem unserer jüngern Freunde gar wohl am Platze sein; in Lord Byrons Talent sind wir aber genugsam eingeweiht und können ihm durch Übersetzung weder nutzen noch schaden; die Originale sind in den Händen aller Gebildeten.

Uns aber wird ein solcher Versuch, wäre auch das Unmögliche unternommen, immer einigen Nutzen bringen; denn wenn uns eine falsche Spiegelung auch das Originalbild nicht richtig wiedergiebt, so macht sie uns doch aufmerksam auf die Spiegelfläche selbst und auf deren mehr oder weniger bemerkliche mangelhafte Beschaffenheit.

Don Juan ist ein grenzenlos-geniales Werk, menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit, menschenfreundlich, in die Tiefen süßester Neigung sich versenkend; und da wir den Verfasser nun einmal kennen und schätzen, ihn auch nicht anders wollen, als er ist, so genießen wir dankbar, was er uns mit übermäßiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt. Dem wunderlichen, wilden, schonungslosen Inhalt ist auch die technische Behandlung der Verse ganz gemäß, der Dichter schont die Sprache so wenig als die Menschen, und wie wir näher hinzutreten, so sehen wir freilich, daß die englische Poesie schon eine gebildete komische Sprache hat, welcher wir Deutschen ganz ermangeln.

Das Deutschkomische liegt vorzüglich im Sinn, weniger in der Behandlung. Lichtenbergs Reichtum wird bewundert; ihm

17 ff. Don Juan ... ganz ermangeln. Als Ergänzung zu diesem Urteil Goethes seien seine an Boisserée gerichteten Worte über den „Don Juan" (vom 23. März 1820) angeführt: „Dieses Gedicht ist verrückter und grandioser als seine übrigen. Immer dieselben Gegenstände, aber mit höchstem Talent und Meisterschaft behandelt. Wäre er ein Maler, so würde man seine Bilder mit Gold aufwiegen. Jetzt gehören seine Bände jedermann und da kommt nun allzudeutlich zum Vorscheine, was Sie so treffend aussprechen. Und wie er durch ewige Wiederholung unsern Anteil ermüdet, so ermüdet er zuletzt auch die Bewunderung." Die „treffende" Äußerung Boisserées über Byron lautet: „Könnte er sich nur einmal von seinem abgeschmackten Hochmut, von diesem Selbstgefallen in der Verzweiflung losmachen und sich von ganzem Herzen vor Gott in den Staub werfen. Er würde dann bald wieder aufstehen und die Welt zwar nicht in frischer Morgenröte, aber doch in einem milden, friedevollen Abendlicht sehen können. Nun ist bei ihm nichts wie Sturm und Gewitter mit wenig schönen Sonnenblicken, und wenn es ausgetobt, der widerwärtigste graue Winternebel." — 30. Lichtenberg. Siehe D. Nat.-Litt. Bd. 141.

stand eine ganze Welt von Wissen und Verhältnissen zu Gebote, um sie wie Karten zu mischen und nach Belieben schalkhaft auszuspielen. Selbst bei Blumauer, dessen Vers- und Reimbildung den komischen Inhalt leicht dahinträgt, ist es eigentlich der schroffe Gegensatz vom Alten und Neuen, Edlen und Gemeinen, Erhabenen und Niederträchtigen, was uns belustigt. Sehen wir weiter umher, so finden wir, daß der Deutsche, um drollig zu sein, einige Jahrhunderte zurückschreitet und nur in Knittelreimen eigentlich naiv und anmutig zu werden das Glück hat.

Beim Übersetzen des Don Juan ließen sich dem Engländer manche Vorteile ablernen; nur einen Spaß können wir ihm nicht nachmachen, welcher öfters durch seltsame und zweifelhafte Aussprache mancher auf dem Papier ganz verschieden gestalteter Worte bewirkt wird. Der englische Sprachkenner mag beurteilen, inwiefern der Dichter auch da mutwillig über die Schnur gehauen.

Nur zufällig konnte die Übersetzung der hier mitgeteilten Strophen entstehen, und wir lassen sie abdrucken, nicht als Muster, sondern zur Anregung. Unsere sämtlichen talentvollen Übersetzer sollten sich teilweise daran versuchen; man müßte sich Assonanzen, unreine Reime, und wer weiß was alles erlauben; dabei würde eine gewisse lakonische Behandlung nötig sein, um Gehalt und Gewicht dieses frechen Mutwillens auszudrücken; erst wenn etwas geleistet ist, wird man sich weiter darüber besprechen können.

Sollte man uns vorwerfen, daß wir, durch Übersetzung eine solche Schrift in Deutschland ausbreitend, unverantwortlich handeln, indem wir eine treue, ruhige, wohlhäbige Nation mit dem Unsittlichsten, was jemals die Dichtkunst vorgebracht, bekannt zu machen trachten, so antworten wir, daß nach unserm Sinne diese Übersetzungsversuche nicht gerade zum Druck bestimmt sein müßten, sondern als Übung guter talentvoller Köpfe gar wohl gelten dürften. Sie mögen alsdann, was sie hiebei gewonnen, zu Lust und Freude ihrer Sprachgenossen bescheidentlich anwenden und ausbilden. Genau betrachtet wäre jedoch von einem Abdruck solcher Gedichte kein sonderlicher Schade für die Moralität mehr zu befürchten, indem Dichter und Schriftsteller sich wunderlich geberden müßten, um sittenverderberischer zu sein als die Zeitungen des Tags.

---

3. Blumauer. Siehe D. Nat.-Litt. Bd. 141.

11.

Olfried und Lisena. Ein romantisches Gedicht in zehn Gesängen, von August Hagen; Königsberg, in der Universitäts-Buchhandlung. 1820.

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Erstes Heft. 1821 S. 82—90.)

Als mir dies Büchlein in die Hände kam, schlug ich es nach alter löblicher oder unlöblicher Gewohnheit auf, gerade in der Mitte, und las die sechs Stanzen der beiden Seiten; diese zogen mich an und nötigten mich, vor- und rückwärts zu gehen, wodurch ich denn gar bald bewegt ward, vom Anfang anzufangen. Und so habe ich es denn auch in ruhigen, guten Stunden fort- und durchgelesen, welches etwas heißen will; denn, in zehn Gesänge geteilt, enthält es über sechzehnhundert Stanzen.

Ich aber, gerade in diesem Augenblicke weder zu irgend einer auslangenden Darstellung, viel weniger zu einer Beurteilung aufgelegt, ersuche die genannten und ungenannten trefflichen Freunde, die uns in kritischen Zeitschriften über ästhetischen Gewinn und Verlust gar löblich aufklären, diesem Werk ihre Aufmerksamkeit zu schenken und mir den Traum zu deuten, warum es mir so wohl gefällt.

Anerkennen werden wir es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit; denn es beweist eine hohe sittlich-ästhetische Kultur, wenn in jungen Jahren ein entschiedenes Talent auch sogleich aufgeklärt, frei, heiter und den Gegenständen völlig gewachsen erscheint, die es behandelt. Von großer Bedeutung halten wir, wenn ein junger Mann (denn als einen solchen giebt und offenbart er sich) eine Fabel wie diese konzipierend, sie in sich auszubilden und bei der fleißigsten Behandlung des Einzelnen sich immer so ausführlich und gleich zu bleiben vermag. Bei dieser Ausführung aber weiß ich nicht, was ich mehr bewundern soll, den klar-tiefen Eindruck in die menschlichen Gefühle, Gesinnungen, Zustände und Verhältnisse, oder die Heiterkeit, sich in der Natur, ihren Lokalitäten und Einzelnheiten überall zu ergehen.

2. Olfried und Lisena. Der Verfasser der hier besprochenen Dichtung, Ernst August Hagen, wurde am 12. April 1797 zu Königsberg geboren und studierte dort seit 1816, anfangs Medizin, bald aber Kunst- und Litteraturgeschichte. Er wurde dann Docent und 1821 Professer der Kunstwissenschaften an der Universität seiner Vaterstadt und starb dort am 16. Februar 1880. Bekannt wurde er später hauptsächlich durch seine „Norica, das sind: Nürnbergische Novellen aus alter Zeit“ (1827 u. ö.). Goethe begrüßte das Gedicht als eine höchst willkommene Erscheinung und hatte nur das eine Bedenken, der junge Mann möchte sich in solchem Umfang zu früh ausgegeben haben. Vielfach erwähnt er seiner empfehlend im brieflichen und mündlichen Verkehr. Später (Kunst und Altertum III, 3, 1822) kommt Goethe noch einmal auf „Olfried und Lisena“ zurück.

Glück wünschen wir ihm aber vorzüglich, daß er von Jugend auf ein Seeanwohner gewesen, dadurch gewinnt er eine Arena, einen Kampf- und Spielraum, auf dem wir seine Helden und Leute bald froh und bald bedrängt sehen, er gewinnt die mannigfaltigsten Luft-, Wasser- und Erderscheinungen, und dann hängt es von ihm ab, uns natürlich-feenhaft bald auf dürren Sandwüsten auszusetzen, bald in Fischerhütten, deren Gewerb mit Garten- und Obstbau verbunden ist, erquickend einzuführen; es hängt von ihm ab, palastreiche Städte am Ufer zu erbauen, Gärten und Parks ohnegleichen zu labyrinthisieren.

Doch gehen wir zu weit und dürften auf diesem Wege die Absicht, uns nicht einzulassen, ehe wir's uns versehen, überschreiten.

Betrachten wir genau, so ist es vielleicht die jugendliche Anschauung des Meeres, die dem Engländer, dem Spanier so große Vorzüge über den mittelländischen Dichter giebt. Kenner, welchen unsere neuere deutsche Litteratur gegenwärtiger ist als mir, werden bemerken, wer von dieser Seite mit unserm Dichter wetteifert.

Ein junger Freund, den ich gern über mich und andere reden höre, erteilt mir auf Ersuchen folgenden Bescheid.

„Olfried und Lisena von August Hagen habe sogleich zu lesen angefangen und den ersten Gesang vollendet. Hiernach zu urteilen, scheint der junge Dichter sehr glücklich die Aufgabe gelöst zu haben, wie das Märchenhafte, Abenteuerliche, Seltsame auf eine erfreuliche Weise mit bekannter, gewohnter menschlicher Sinnesart in Verbindung zu setzen sei. Alles deutet auf ein heiteres, reines und sehr sanftes Naturell mit gelindem Schwunge, einer der Fülle und Stärke gar nicht entbehrenden Einbildungskraft hin. Die griechischen Überschriften wollen wohl sagen, daß der Dichter seinen Sinn am Homer glücklich bewahrt und genährt. Mit Interesse werde ich das Ganze vollenden, mich davon zu durchdringen suchen, um Ihrer Anfrage möglichst genugzuthun.“

„Olfried und Lisena habe vollendet. Was ich nach ziemlich

18. Ein junger Freund. Es ist Karl Ernst Schubarth (1796—1861), der schon 1817 durch sein „Büchlein von Goethe“ seine Neigung zu diesem bethätigt hatte. Seit 1818 standen sie in Verkehr, vom 24. bis 28. September 1820 weilte Schubarth bei Goethe in Jena. Vgl. Annalen 1820 und 1821. Am 22. August 1820 schreibt Goethe an Schubarth: „Mögen Sie wohl das romantische Gedichtchen in zehn Gesängen: Olfried und Lisena entwickeln? Es scheint mir höchst bedeutend, daß ein Jüngling dergleichen hervorbringen könne, und bin verlangend zu sehen, wie Sie es nach den im zweiten Teil [von Sch.s Schrift „Zur Beurteilung Goethes] gebrauchten Maßstäben messen und einordnen; mit Verlangen einem solchen Aufsatz entgegensehend.“ In einem weiteren Briefe vom 14. September 1820 heißt es: „Über Olfried und Lisena haben Sie ganz meine Empfindungen und Ansichten ausgesprochen; ich verlangte nicht mehr, als das, was Sie geben.“

unterbrochenem Lesen von diesem Produkt jetzt ohngefähr sagen könnte, wäre dieses: Es ist kein Homerisches Epos, wiewohl die äußere Form, Erzählung und die Einführung auf den Schauplatz durch den Dichter stattfindet. Hier ist vielmehr ein geistiger, sittlicher Anakreon, dem Homers Fülle und Breite einmal zugesagt hat, in aller Vollständigkeit und Ausführlichkeit geneigt, von sich zu geben, was im kleinen, harmlosen Gedicht und Lied unschuldig-anmutig gerührt und gefallen hätte. Die moderne Denkweise, die mehr auf die Gesinnung als auf kräftigen sichtbaren Ausdruck nach Art der Alten alles bezieht, verleugnet sich nirgends. Daher denn die innerste Anlage des Gedichts mehr von Höhe und Tiefe als Breite zeigt. Ja diese letztere ist ganz auf die Nebenpartien und Außerwesentlichkeiten verteilt. Doch indem ich auf jene längern Episoden und Einflechtungen von Griechisch-Mythischem ziele, bin ich weit entfernt, hiermit einen Fehler auszusprechen; vielmehr finde ich es höchst liebenswürdig und anmutig, daß der Dichter, was dem Norden abgeht, so wahr und unumwunden eingesteht und gern mit des Südens Vorteilen die Leere und Einöde erfüllen und erheitern mag, die doch nun einmal besteht. Dürfen wir uns deshalb wundern, daß uns überhaupt nur ein Märchen geboten wird, und daß der Sänger Wahrheit und Dichtung sich einander entgegenzusetzen sich gezwungen sieht? Auch hier also fehlt jener antike Vorteil, von einem Gegebenen, wirklich Vorhandenen auszugehen, und die Erfindung eines nicht Vorhandenen, Daseienden, das an die Stelle des unzulänglich Wirklichen tritt, äußert sich ganz nach neuerer Dichtweise.

„Daß jedoch der Dichter jenes Erfundene so unmittelbar in Verbindung mit seinem Örtlichen, Klimatischen, ja, mit seiner persönlichen, individuellen Gesinnung bringt, muß ihm als eine höchst glückliche Auskunft ausgelegt werden, jenem bezeichneten antiken Vorteil sich zu nähern. Und vielleicht ist hier der Punkt, wo die ganze Produktion mir am heitersten, reinsten und lobenswürdigsten erscheint. Denn geben wir jene frauenhafte Gesinnung einmal zu, so muß uns die Fülle, der Reichtum von Gleichnissen und Schilderungen, die alle dem Landstrich, der Meeresküste, der Vegetation entnommen sind, höchst überraschend sein, indem wir diese wirklichen Elemente zu einem neuen Ganzen abermals verbunden sehen, das eigentlich jenseits und über dem Wirklichen steht. Überhaupt dürfte man fragen, ob das Gedicht im Sinne

unserer neuern Romantiker romantisch zu nennen sei. Es ist zwar im reinsten und zartesten Sinne von Sehnsucht, welche die höchsten, sogar überirdischen Regionen berührt, gedichtet; indessen werden wir doch auf einen Himmel, ein Ewiges, Dauerndes geführt, das nicht zu Ungunst, sondern zum Vorteil des viel schwächern Erdenwesens sich wirksam erweist. Und so ist eigentlich jene Kluft gefüllt, die unsere gemeinen Romantiker zwischen Erd' und Himmel nur immer größer zu machen sich bestreben." C. Sch.

12.

Der deutsche Gil Blas.

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Erstes Heft. 1821. S. 90—104.)

Man hat uns eine Handschrift vorgelegt, welche das Jahr- und Tagebuch eines von Kindheit an hin- und wiedergetriebenen Mannes enthält; wollte man ihr jenen Titel vorsetzen, so wäre vor allen Dingen zu erklären, daß der französische Gil Blas ein Kunstwerk, der deutsche dagegen ein Naturwerk sei, und daß sie also in diesem Sinne durch eine ungeheuere Kluft getrennt erscheinen. Allein sie lassen dem Inhalt nach gar wohl eine Vergleichung zu; denn auch bei dem deutschen ist der Charakter gut von Haus aus, läßlich, wie es einem Untergeordneten geziemt, der sich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menschen braucht, nimmt's nicht genauer, als sie es selbst haben wollen, und so ist denn unser Held latitudinarisch gesinnt bis zur Intrigue, bis zum Kuppeln; weil er aber durchaus seine rechtlich-bürgerlichen Anlagen nicht verleugnen kann, so verdirbt er jederzeit seinen Zustand, wenn er streng sittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil nun dieses alles den Umständen zufolge ganz natürlich zugeht und nicht etwa eine kunstreiche Ironie uns zum besten hat, so besticht uns der gute, ruhige Vortrag von immer menschlich bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen Ereignissen. Jedoch ist auch das wachsende Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, sich selbst Umtreibende von mancherlei neueren Weltereignissen Zeuge wird.

Daß der Verfasser seine Arbeit gedruckt wünscht, ist natürlich,

10. Der deutsche Gil Blas. Verfasser Johann Christoph Sachse. Das Buch erschien im Jahre 1822 mit einer Einleitung Goethes. Siehe Bd. 32. Vgl. auch den Aufsatz „Nekrolog des deutschen Gil Blas" (Kunst und Altertum IV, 3. 1824). — 23. latitudinarisch, von weitem Gewissen.

da er seiner Bemühung einigen Wert beizulegen berechtigt ist und ihm wie jedem Autor ein billiges Honorar wohl zu statten käme. Bei der Herausgabe dürfte man jedoch an keine Redaktion denken; denn ein eigentliches Kunst- und Geschmackswerk ließe sich nicht daraus bilden, und eben die Breite der Tage und der Jahre mit mannigfaltigster Abwechselung immer wiederkehrender Zustände bezeichnet gerade diese Lebensweise, und da man in den Zeitungen so viel Tagtägliches liest, so wird man nicht verschmähen, einen armen Teufel auch einmal auf seinen Wegen zu geleiten.

Nur wenige Stellen, wo die Wahrhaftigkeit über die Grenze der Ehrbarkeit hinübertritt, wären zu tilgen; alsdann könnte es gedruckt werden, wie es liegt; denn im Grunde ist es wirklich gut geschrieben. Ähnliche Bücher finden sich auf Bibliotheken und Lesegesellschaften sehr durchlesen und vergriffen, und auch dieses würde sich den Bücherverleihern wohl rentieren; man dürfte es die Bibel der Bedienten und Handwerksbursche nennen, und es ist in den untern Ständen wohl niemand, der seine Schicksale nicht hie und da abgespiegelt fände. Der Mittelstand wird angenehm-belehrende häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden; besonders nimmt sich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen solche privilegierte junge Landstreicher gar löblich aus und charakterisiert sich verschieden in den verschiedenen Landen. In Niederdeutschland und Holland kommt den vagierenden Gesellen die Erinnerung an Gatten und Söhne auf und über dem Meere gar sehr zu statten, und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Oberdeutschland gefunden, so bringt uns zuletzt eine Französin zum Lächeln. Unser Abenteurer kehrt als Bedienter eines Emigrierten aus der unglücklichen Champagne zurück; die verarmten Herren entlassen ihre Leute, und diese, um nicht zu verhungern, müssen sich aufs Plündern legen; der Unsrige wird von einem französischen Landmann, aus dessen Hof er eben eine Henne wegträgt, festgehalten und mit großem Geschrei ins Haus geschleppt. Die Frau sieht der Sache geruhig zu und spricht: „Laß ihn doch! Es ist ein armer deutscher Bedienter, der auch einmal von einer französischen Henne kosten wollte."

Selbst die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchlesen, besonders wenn es ihnen auffällt, wie es wohl aussehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntnisse schrieben. Und so gestehen wir denn ebenfalls, daß wir beim Lesen dieses ziemlich starken Bandes zu frommen Be-

trachtungen angeregt worden; denn man glaubt doch zuletzt eine moralische Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen, rührigen, ja unruhigen Menschen auf diesen Erdenräumen zu beschäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch Ausbildung zu beschwichtigen und mit einer geringen Ruhestelle für seine Leiden zu entschädigen.

13.

Indem wir Vorstehendes niederschreiben, werden wir zu allgemeinen frommen Betrachtungen aufgefordert, welche hier, obgleich nicht ganz am Ort, ein Räumchen finden mögen: sie wenden sich gegen das, was man so gern als Fügung einer höhern Intelligenz bei sich gelten läßt.

Nicht jedermann reist mit Extrapost, von guten Empfehlungen und gültigen Wechseln begleitet, durch die Welt; gar mancher muß auf seinen eigenen Füßen fortschlendern und sich selbst zu empfehlen suchen, welches am besten geschehen kann, wenn er sich brauchbar oder angenehm zu zeigen weiß. Hier bedient sich nun die Vorsehung öfters gleichgültiger Personen, die sich in einem behaglichen Zustande befinden, als Werkzeuge, welche unbewußt höherem Zwecke zu Dienste stehen.

Das alte wundersame Beispiel ist mir immer im Leben gegenwärtig gewesen, wie ein guter, ehrlicher Landmann und Hausvater seinen Schnittern das ersehnte Mus zur Erquickung bringen will, von dem Engel aber beim Schopfe ergriffen, den Propheten in der Löwengrube speisen muß. Bei einem langen Leben konnte man ähnliche Erfahrungen gar öfters machen.

Eigentlichen Bettlern, gebrechlichen, alten Leuten habe ich niemals gern gegeben; sie schienen mir einen Zustand besetzt, sich darein geschickt zu haben, und mir deuchte Anmaßung, die grenzenlose Not mildern und mäßigen zu wollen. Einem Thätigen, im Augenblick Bedürftigen dagegen fortzuhelfen, habe ich es nie an Beisteuer mangeln lassen. Besonders waren mir die Handwerksbursche empfohlen, mit denen ich früher als Fußreisender oft in Verbindung gewandert und in späterer Zeit immer demjenigen am liebsten gab, welcher am besten gekleidet war.

8. Indem wir Vorstehendes. In den Werken ist dieser Abschnitt von dem vorhergehenden nur durch einen Strich getrennt.

Sehen wir in ältere Zeiten zurück, so lehnten fromme Pilger eine gute Bewirtung, einen kleinen Zehrpfennig niemals ab; ferner berechtigte das sechzehnte Jahrhundert zu einem etwas kräftigern Heischen auf ihren stromartigen Wanderungen die wilden Studierenden, weswegen es denn auch unter einem ritterlichen Ausdruck geübt wurde. Die Handwerker bemächtigten sich desselben, und es war keine Schande, daß ein Durchwandernder sich von Haus zu Haus ein Weniges erbat. Im Verlauf der Zeit bemerkte ich, besonders auch auf Reisen, vorüberziehende Handwerker nicht grüßend wie sonst, noch weniger eine milde Gabe heischend. Sollten diese oft bedürftigen Menschen sich gleich der übrigen Welt selbständig zu machen gewußt haben? oder verschüchterte sie die Polizei?

Auf solchem Lebensgange könnte ich von anerkannter Führung und Fügung manches Beispiel erzählen, wenn man der abergläubischen Wendung, die dergleichen Geschichten immer nehmen, auch nachsehen und verzeihen wollte.

In der Gegend von Töplitz ging ich eines Tags bei unfreundlichem Wetter durchs Feld. Der Himmel, stürmend, bedrohte mit Regen, und doch trieb mich etwas den freistehenden Schloßberg hinan. Strichregen gingen an mir vorüber und über mich weg, und es war ein verdrießlicher Zustand, als ich mich oben zwischen altem grauen Gemäuer sah, das ohne Licht, Schatten und Farbe widerwärtig neben und über einander stand und lag.

Als ich mir nun selbst ein Rätsel schien, bot sich die willkommenste Auflösung dar. Ich trat in eins der Gewölbe, um mich vor dem Regen zu schützen, und erblickte darin mit Verwunderung den schönsten Knaben von der Welt, der in Begleitung eines alten Mannes hier gleichfalls Schutz gesucht. Reinlich gekleidet, eher ärmlichen Bürgern als wohlhabenden Bauern ähnlich, standen sie auf und erwiderten meinen Gruß. Sie bestätigten meine Vermutung. Es waren Bürger eines kleinen Ortes, notdürftig, wenn auch nicht kümmerlich lebend; sie hofften durch einen Besuch bei entfernten Verwandten ihren Zustand zu verbessern,

1 ff. Sehen wir ... geübt wurde. Der Anfang dieses Absatzes war aus Versehen im ersten Drucke ausgefallen: S. 96 schloß mit „gekleidet war" und S. 97 begann „Studierenden, weswegen es denn". Am Schluß des folgenden (zweiten) Heftes S. 187 erschien folgende Bemerkung Goethes: „Die zwischen Seite 96 und 97 des vorigen Heftes bemerkliche Lücke könnte allenfalls folgendermaßen ausgefüllt werden: Sehen wir in ältere Zeiten zurück ... die wilden Studierenden. — 4. stromartigen Wanderungen. Stromen = landstreichen. — 13. ich fehlt in den früheren Drucken.

und so zogen sie durchs Land. Bei Erblickung des Schloßberges hatte der Knabe bei frischem und lebendigem Höhesinn den Vater bewogen, diesen Gipfel von jenseits zu ersteigen, indes ich von der andern Seite herankam. In dieser Mauerhöhle das schöne Wunderkind zu sehen, machte mich lächeln; ich dankte dem Genius, der mich bei dem Schopf herangezogen hatte, und gab nach treulichen Glückwünschen dem Knaben als Reisezehrung alles, was ich bei mir fand, und habe mich des unschuldigen Abenteuers immer gern erinnert.

Ahnet man nun, daß solche Zufälligkeiten durch einen unerforschlichen Willen gelenkt werden, und man gefällt sich in dieser Betrachtung, so hüte man sich ja, dergleichen Scenen selbst herbeiführen zu wollen.

Es war mir, indem ich einst abreiste, etwas Angenehmes begegnet; als ich nun im offnen Wagen saß, legte ich das vorhandene Geld der Länge nach in meine offene Hand, von hinten nach vorne, vom kleinsten bis zum größten; da hatte ich nun schnell einen Glückstopf zubereitet und mir vorgenommen, bei jedem begegnenden Handwerksburschen halten zu lassen und so meine Gaben der Reihe nach zu spenden, und freute mich schon des Zufälligen, das diesmal sollte einigermaßen geleitet werden. Aber die Anmaßung, mich selbst zum Werkzeug der Vorsehung zu berufen und mit einem so wichtigen Auftrag Scherz zu treiben, ward zu meinem Bewundern und Anerkennen bestraft. Auf einem dreistündigen, von Fuhrwerk und Fußgängern belebten Wege zeigte sich weder unter den Begegnenden noch unter den Erreichten irgend eine Figur, der ich nur etwas hätte anbieten können, so daß ich die ganze kleine Summe beschämt wieder einstecken und dem höheren Wollenden zu eigener Disposition das Künftige überlassen mußte.

Wie aber sogar durch Mißwollen der Dürftige gefördert werden kann, davon habe ich auch zu erzählen.

Mein Fuhrwerk erreichte einmal einen rüstigen Knaben von zehn bis zwölf Jahren, dem ich als einem Handwerksburschen sogleich eine Gabe zudachte. Der Kutscher überhörte mein Rufen, der Knabe blieb hinter uns. Nach zweistündiger Fahrt, auf der Höhe vor der Stadt, hatte ich befohlen, stillzuhalten. Dies geschah im Augenblick, als Knaben, an der Straße spielend, hämisch laut ausriefen und schrien, es sitze jemand hinten auf. Mit mir

zugleich sprang ein Knabe auf den Boden, höchst verschüchtert, weil er befürchten mußte, man habe um seinetwillen stillgehalten und eine übele Behandlung stehe ihm bevor. Es war aber derselbige Bäckerknabe, der sich klüglich, einen beschädigten Fuß zu schonen, hinten aufgesetzt hatte und sich ohne das Anhalten des Wagens, ohne das neidische Geschrei der Knaben ganz sachte heruntergelassen und weggeschlichen hätte; nun aber konnte er sich der eingeholten, ihm bestimmten Gabe doppelt erfreuen.

Da sich dergleichen Geschichten zu Dutzenden erzählen ließen, so muß man durchaus bemerken, daß praktisch genommen sich Glaube und Aberglaube nicht unterscheiden lasse, und daß man vernünftigerweise wohl thue, sich in diesen bedenklichen Regionen nicht zu lange aufzuhalten, sondern dergleichen Vorfallenheiten als symbolische Andeutungen, sittliches Gleichnis und Erweckung des guten Sinnes zu benutzen; denn es möchte doch immer gleich schädlich sein, sich von dem Unerforschlichen ganz abzusondern oder mit demselben eine allzu enge Verbindung sich anzumaßen.

Zum Schluß enthalte ich mich jedoch nicht einer Vergleichung protestantischer und katholischer Bettler und Bittenden. Der erste wünscht ganz ruhig: Gott möge euch für eure Gabe belohnen, ohne daß er es unternimmt, hierbei mitzuwirken, und so seid ihr für immer geschieden; der andere sagt: er werde für euch beten, Gott und seine Heiligen bittend bestürmen, bis sie euch mit den besten leiblichen und geistigen Gütern überschütten. Es hat, wenn man zart gestimmt ist, wirklich etwas Rührendes, zu sehen, wie derjenige, der bei einem unmittelbaren Verhältnis zu dem höchsten Wesen durchs Gebet für sich selbst keinen leidlichen Zustand erflehen kann, demohngeachtet aber glaubt, der Patron eines andern sein zu können, indem er betend, von vielen Klienten begleitet, vor Gott erscheint.

Solche sittliche Züge der Religionen, welche auf den tiefen Grund eines frommen Menschenbedürfnisses hinweisen, sind immer höchst erfreulich, indem Aussichten aller Art sich öfters daher zu entwickeln pflegen.

In der Zwischenzeit gelesene Bücher lassen mich noch folgendes hinzufügen: Johann Kaspar Steube, Schuhmachermeister in Gotha, seine unruhigen Irrfahrten erzählend, so wie Plutarch, ein weiser, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend; beide wissen sich, jener in eigenen, dieser in Welt-

verhältnissen, nicht zu helfen, wenn sie nicht ein über alle waltendes höchstes, unerforschliches Wesen annehmen.

Soeben ruft uns ein verklärter Freund in gleichem Sinne zu: „Giebt es einen Zufall in Kleinigkeiten, so kann die Welt nicht mehr gut sein noch bestehen. Fließen Kleinigkeiten aus ewigen Gesetzen, wie ein Säkulum aus unendlichen Tagen von selbst besteht, so ist es eigentlich die Vorsehung in den kleinsten Teilen, die das Ganze gut macht.“ Hamann.

Über Kunst und Altertum. Dritten Bandes Zweites Heft. Stuttgart 1821.

Ilias.

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Zweites Heft. 1821. S. 1—42. Drittes Heft. 1822. S. 1—51.)

Erster Gesang.

Anrufung der Muse, Eingang und Thema. Apoll zürnt, weil man seinen Priester Chryses beleidigt. Dieser, gewillt seine Tochter loszukaufen, bittet deshalb die Atriden; das Heer giebt

3ff. Soeben ruft uns — Hamann. Hamanns Schriften hrsg. von Roth. Erster Band. Berlin 1821. S. 511. Aus einem Briefe Hamanns an Kant vom Jahre 1759. — Über Kunst und Altertum. 11. Ilias. Die Entstehung dieses Schemas fällt ins Jahr 1798. Nach den Tagebüchern (II, 203 ff.) können wir sie jetzt genau verfolgen. Am 29. März 1798 Schema zur Äneis. In der Ilias gelesen. 31. März die Ilias. Verschiedene Schriften aus der Bibliothek, die sich darauf beziehen. Schemata und Auszüge. 1. April Fortsetzung der Arbeit an der Ilias. 2. Wood über Homer. Schema fortgesetzt. 3. Le Chevalier Ebene von Troja und dahin einschlagende Betrachtungen. — Abends in Wood. 5. Früh Wood. 11. Mai Die Ilias wieder vorgenommen. 12.—17. Ilias fortgesetzt. 21. Das Schema der Ilias geendigt. — Die Arbeit geschah im Anschluß an die gemeinschaftlich mit Schiller angestellten Untersuchungen über epische und dramatische Poesie und die Vorarbeiten zur Achilleis (Annalen 1798). Vgl. an Schiller 12. Mai 1798. Für den Abdruck in „Kunst und Altertum“ ging Goethe das vor zwanzig Jahren gefertigte Schema genau durch und belebte den Lakonismus durch Ausführlichkeit der Gleichnisse. Junge Freunde (Schubarth?) ersuchten ihn dringend, es drucken zu lassen und er sah darin besonders den größten Vorteil für den bildenden Künstler, der nunmehr die nackte That ohne poetische Pracht vor Augen sehe und sie nach seiner Weise nun wieder geistreich verkörpern und ausstatten könne (an Knebel 17. Dezember 1820). Goethe glaubte, daß künftig weder Lehrer noch Schüler diese Einleitung entbehren dürften, durch die ein Überblick über das Gedicht und dadurch ein Urteil, ob es als ästhetisch Ganzes betrachtet werden könne, ermöglicht werde (an Knebel 18. Februar 1821, an Schultz 28. November 1821). Nach den Annalen hatte Goethe im Jahre 1820 eine summarische Chronik der Jahre 1797 und 1798 geschrieben, und war dabei vermutlich auf den Gedanken „einer abermaligen sorgfältigen Entwicklung der Motive der Ilias“ gekommen. Durch Schubarths „Ideen über Homer“ und einen englischen Aufsatz, der ebenfalls die Einheit und Unteilbarkeit der Homerischen Gedichte zu behaupten suchte, wurde er veranlaßt, das Schema zu veröffentlichen. Vgl. auch die Briefe an Schubarth vom 12. Januar und 22. Mai 1821. — Trotzdem Goethe so großen Wert auf den Aufsatz legte, wurde er doch von den Herausgebern seiner Werke nicht in dieselben aufgenommen, erst die Hempelsche Ausgabe brachte den wichtigen und wertvollen Beitrag zu Goethes lebenslanger, tiefgründender Beschäftigung

Beifall; Agamemnon, Besitzer der Chryseïs, versagt sie und droht dem Vater, der sich entfernt und zum Apoll betet, welcher vom Olymp herabsteigt, Vieh und Menschen zu töten.

Am zehnten Tage beruft Achill die Versammlung und fordert, daß man einen Seher befrage, warum Apoll zürne. Kalchas erhebt sich und verlangt Schutz, um aufrichtig reden zu können, Achill verspricht ihn. Kalchas nennt den Agamemnon als die Ursache des Unheils; dieser zürnt, ist jedoch bereit, die Chryseïs zurückzugeben, verlangt aber augenblicklich ein ander Ehrengeschenk. Achill tadelt und vertröstet ihn auf die nächste Beute. Jener befiehlt zwar, die Chryseïs dem Vater wiederzubringen, besteht aber auf seinem Sinne eines unmittelbaren Ersatzes und droht, den andern ihre schon empfangenen Beuteteile wegzunehmen. Achill zürnt und droht, nach Hause zu gehen; Agamemnon hält seinen Beistand für entbehrlich und droht, nun ihm die Briseïs wegzunehmen. Achill ergrimmt, zuckt das Schwert. Athene, von Here gesandt, tritt hinter ihn; Achill wird sie gewahr. Sie redet ihm zu; er gehorcht und stößt das Schwert in die Scheide, beschilt den Agamemnon, schwört bei seinem Scepter, daß man ihn vermissen werde. Agamemnon wütet dagegen, Nestor legt sich drein; erzählt, wie vormals die Helden seinen Rat befolgt, und ermahnt beide zur Versöhnung. Agamemnon antwortet und lenkt ein, Achill droht; wird wegen Briseïs nicht streiten, seinen übrigen Beutebesitz aber fest behaupten. Die Versammlung löst sich auf. Agamemnon sendet durch Odysseus die Chryseïs fort. Das Heer opfert. Agamemnon ruft die Herolde; schickt sie, die Briseïs zu holen. Beide kommen und wagen nicht, dem Achill die Botschaft zu verkündigen. Achill redet sie an, befiehlt, die Briseïs zu holen; Patroklus bringt und übergiebt sie den Herolden.

Achilles weint am Meere, ruft zu seiner Mutter; sie steigt, * einem Nebel gleich, herauf und fragt; Achill erzählt und bittet, daß Zeus die Troer beschütze, so lange er die Waffen nicht ergreift. Thetis bejammert seine kurze Lebenszeit; verspricht, den Jupiter zu bitten, der sich jetzt bei den Äthiopen befinde.

mit den Homerischen Gedichten. — Im Inhaltsverzeichnis von „Kunst und Altertum" lautet der Titel: „Ilias im Auszug". Am Schlusse des Auszugs ist (Kunst und Altertum III, 3, 52—57) unter dem Titel: „Freundes Gutachten" eine beifällige Äußerung Riemers darüber abgedruckt.

31. * Die in den Text eingefügten Sternchen machen auf die an den betreffenden Stellen angeführten Gleichnisse aufmerksam, die erst später eingefügt sind, wie aus den Briefen an Knebel vom 17. Dezember 1820 und an Schubarth vom 12. Januar 1821 hervorgeht.

Ulysses gelangt nach Chrysa, übergiebt dem Vater die Tochter und opfert. Chryses betet zu Apoll. Das Opfer und Opfermahl wird näher beschrieben. Die Abgesandten schlafen und kehren sodann zurück. Achilles enthält sich des Rats und der Schlacht. Jupiter kommt aus Äthiopien; Thetis steigt auf den Olymp, bittet den Jupiter; dieser schweigt, sie fährt fort zu bitten. Jupiter verspricht, doch ungern, nickend mit dem Haupte. Sie geht ins Meer, er in seinen Palast. Juno hat ihn beobachtet; sie fragt, er weicht aus, sie dringt näher, er droht. Hephästos spricht zum Guten, schenkt ein und erinnert die Mutter, was er um ihretwillen schon gelitten habe. Er kredenzt den übrigen Göttern, sie gehn zur Ruhe.

Zweiter Gesang.

Zeus ruht nicht; sendet einen Traum zu Agamemnon, dieser erscheint in Gestalt des Nestor, verspricht ihm Siegesglück. Agamemnon erwacht und zieht sich an. Es wird Tag, die Achaier kommen zur Versammlung, die ältesten beim Schiffe des Nestor. Er erzählt seinen Traum, Nestor schenkt ihm Glauben. Das Volk stürzt herbei; * Gleichnis von schwärmenden Bienen. Ossa erregt die Griechen, sie setzen sich. Genealogie des Scepters. Agamemnons versuchende Rede und verstellte Ermahnung zur Heimkehr. Das Volk wird bewegt; * Gleichnis vom Sturm auf Meer und Land, dort die Wellen, hier die Saaten bewegend. Sie stürzen nach den Schiffen, die Abfahrt zu beschleunigen. Juno sendet die Pallas; diese findet den Ulysses, der sein Schiff nicht berührt, redet ihn an; er erkennt sie und gehorcht, nimmt dem Agamemnon den Scepter ab, beredet die Häupter, schilt die Geringern, treibt sie zur Versammlung zurück, alles ist ruhig. Beschreibung des Thersites, dessen Schmähredе; Ulysses schilt und schlägt ihn. Die Griechen lachen und loben den Ulysses; Pallas, in Gestalt eines Herolds, gebietet Stillschweigen. Rede des Ulysses. Erinnerung an die Abfahrt von Aulis, Wunderzeichen damals beim Opfer, ausgelegt durch Kalchas als göttliche Zusage, daß Troja erobert werden solle. Aufforderung zu bleiben. Die Griechen stimmen ein, Nestor tritt bei und verlangt eine Einteilung des Heeres. Agamemnon lobt ihn, heißt die Griechen zum Mahle gehen und sich dann zur Schlacht zu bereiten. * Gleichnis von der Meereswoge, die einen über den Strand hinausragenden Felsen jederzeit umbrüllt, der Sturm mag sausen, woher er wolle. Die

einzelnen Griechen opfern, besonders die Fürsten. Agamemnon betet um die Besiegung des Hektor, sie opfern einen Stier und speisen. Nestor heißt die Herolde aussenden, es geschieht. Pallas eilt mit der Ägis durchs Heer. * Gleichnis des Waldbrandes, von gebirgigen Felshöhen umherleuchtend. Das sämtliche Heer der Griechen stürzt von den Schiffen auf die Skamandrische Flur. Gleichnisse häufen sich, dies verwirrte Getümmel darzustellen. * Erstens von Zugvögeln, die unzählbar daherfliegen und sich auf Wiesen ums Wasser flatternd niedersenken; * ferner von Stengeln, Blättern und Blumen, wie sie im Frühling der Erde entsprießen; * sodann von Fliegen, welche zahllos die Milchbutten umschwärmen. Das Heer wird gesondert und in Ordnung gestellt. * Gleichnis von ausgesonderten Ziegenherden, die, verschiedenen Besitzern angehörig, auf den Gebirgsrücken sich gemischt. Agamemnon tritt auf. * Gleichnis vom Stier, der auf der Weide vor allen Rindern hervorragt. Anruf an die Musen, dem Dichter bei Aufzählung des griechischen Heeres beizustehen, welches umständlich geschieht. Das Heer bricht auf. * Gleichnis vom Donner, der in die feuerschleudernden Gebirge Typhoëus' hineinschlägt. Iris in Gestalt des Polites giebt den Troern Nachricht, sie redet den Priamus und Hektor an; alles eilt zur Schlacht. Sie stellen sich beim Hügel Batieia in Schlachtordnung. Aufzählung der Troer und Bundesgenossen.

Dritter Gesang.

Die Heere begegnen sich; die Troer schreien. * Gleichnis von den Kranichen, die nach vorübergegangener Winterzeit mit Geschrei fortziehen, das Pygmäengeschlecht zu befehden. Die Achaier wandeln still. * Gleichnis von Nebel, der dem Hirten unerwünscht die Felskuppen des Gebirgs plötzlich umzieht. Schneller Heranzug. Alexandros tritt vor, Menelaos sieht ihn. * Gleichnis vom Löwen, dem die ansehnlichste Beute, Hirsch oder Gemsbock, vor die Klauen kommt, wovon er sich auch durch Jäger und Hunde nicht verscheuchen läßt. Alexandros entweicht. * Gleichnis von der Natter, welche den Wanderer unversehens erschreckt. Hektor schilt ihn, Alexandros verantwortet sich, indem er den unerschrocknen Mut Hektors der Axt * vergleicht, womit der Zimmermann unaufhaltsam wirkt. Vorschlag zum Zweikampf. Hektor hemmt die Völker, Agamemnon auch; Hektor schlägt den Zweikampf vor. Alles

schweigt, Menelaos nimmt ihn auf und verlangt Opferschwüre; beide Heere lagern sich gegeneinander. Man sendet nach Priamus und den Opferlämmern. Iris schickt Helena auf die Mauer; sie kommt ans Skäische Thor und findet die Versammlung der Alten, Cikaden * vergleichbar; diese bewundern ihre Schönheit. Priamus verlangt von ihr die Bezeichnung der Heerführer. Helena klagt. Nun werden bezeichnet und beschrieben: Agamemnon, Odysseus, dessen Schilderung Antenor in treffenden * Gleichnissen ausführt, Ajas, Idomeneus. Sie vermißt ihre Brüder. Die Opfer werden getragen, Priamus berufen; er fährt aus mit Antenor. Der Bund wird symbolisch geschlossen; Agamemnon schwört den Bund und opfert, alle stimmen ein. Priamus kehrt zurück. Hektor und Odysseus messen den Kampfraum und losen. Die Völker beten, das Zeichen des Paris springt aus dem Helm. Er waffnet sich, desgleichen Menelaos. Sie treten in den Kampfraum. Paris wirft zuerst, die Spitze biegt sich am Schilde des Menelaos; dieser betet und stößt die Lanze durch den Schild des Paris, aber am Helme des Gegners zerspringt sein Schwert. Menelaos faßt den Alexandros am Helme, der ihm in der Hand bleibt, weil Aphrodite den Riemen sprengt. Menelaos stürzt aufs neue zu; Aphrodite entrückt den Liebling, beruft die Helena. Helena schilt die Göttin, Venus zürnt; Helena giebt nach und folgt zum Paris; sie schilt ihn und widersteht ihm nicht. Menelaos sucht den Alexandros; Agamemnon nimmt an, daß die Helena zurückgegeben werden müsse.

Vierter Gesang.

Die Götter ratschlagen; Zeus versucht die Here, tadelt sie und Pallas, thut den Vorschlag, dem Menelaos die Helena zurückzugeben. Juno antwortet voll Verdruß. Jupiter giebt die Zerstörung Trojas zu, droht aber, ihr auch eine Stadt zu zerstören; Juno geht es ein, besteht aber auf dem Untergang Trojas; Athene wird weggesandt, damit die Troer den Eidschwur brechen; sie eilt hinab. Ihre Niederfahrt wird einem Feuermeteor * verglichen. Die Heere legen das Zeichen aus. Sie sucht den Pandaros auf, in Gestalt des Laodokos, reizt ihn, nach Menelaos zu schießen. Beschreibung des Bogens, des Pfeils. Gelübde zum Apoll. Schuß. Minerva wehrt den Pfeil ab. * Gleichnis von der Mutter, die dem Säugling die Fliegen abwehrt. Menelaos wird wenig verwundet. * Gleichnis vom Elfenbein mit Purpur gefärbt. Aga-

memnon bedauert den Menelaos, Menelaos tröstet ihn. Talthybios ruft dem Machaon, dieser zieht das Geschoß aus dem Leibgurte und verbindet. Die Troer stürmen an, die Griechen rüsten sich; Agamemnon umgeht die Scharen, ermuntert und schilt; kommt zu Idomeneus, redet ihn an, dieser antwortet mutig; jener kommt zu den Ajas. * Gleichnis vom Geishirten, welcher die über das Meer herziehende finstere Sturmwolke erblickt und sich mit der Herde in die Felskluft rettet. Agamemnon belobt sie, dann eilt er zum Nestor; dieser ermahnt die Seinen, vereint zu streiten; Agamemnon redet ihn an, Nestor antwortet. Agamemnon geht zu Menestheus, zu Odysseus und schilt sie. Odysseus verantwortet sich zürnend. Agamemnon lenkt ein, findet den Diomed und schilt ihn; Diomed schweigt, Sthenelos antwortet; Diomed verweist's ihm. * Gleichnis von der gewaltigen Woge, die sich gegen das Ufer heranbäumt und endlich am Strande zerschellt. So ziehen die Griechen schweigend. * Gleichnis von Mutterschafen, die, indem sie gemelkt werden, die Stimme der Lämmer hören und ein stetes Geblök erheben. So die Troer und Bundesgenossen schreiend. Athene und Ares und einige allegorische Gestalten erregen den Streit. Waffengetös, Wehklagen und Siegesgeschrei. * Gleichnis der zwei Ströme, die im Herbst angeschwollen von zwei Bergen ins gemeinsame Thal zusammenstürzen. Antilochos erschlägt den Echepolos, Agenor den Elephenor. * Gleichnis von Wölfen, die sich einander erwürgen. Ajas erschlägt Simoeisios. * Gleichnis von einer zur Wagnerarbeit niedergefällten Pappel. Antiphos verfehlt den Ajas und tötet den Leukos. Ulysses trifft den Demokoon. Die Danaer siegen; Apoll ruft von Pergamos und ermuntert die Troer, Athene die Griechen. Peiroos tötet den Diores, den Peiroos Thoas. Allgemeine Übersicht der Schlacht.

Fünfter Gesang.

Athene erregt den Diomedes, läßt ihn flammend und fürchterlich erscheinen. * Gleichnis vom Glanzgestirn des Sirius, welches klar und funkelnd aus dem Ocean steigt. Er tötet den Phegeus, Sohn des Dares, welchem Hephästos, als seinem Priester, den andern Sohn rettet. Athene führt den Ares aus der Schlacht. Agamemnon tötet den Hodios, Idomeneus den Phästos, Menelaos den Skamandrios, Meriones den Pherekles, den Schiffszimmermann des Paris. Meges den Pedäos, Eurypylos den Hypsenor. Diomedes

kämpft in der Mitte des Getümmels. * Gleichnis vom geschwollenen Herbststrom, der sich übers Feld ergießt und die Dämme durchbricht. Pandaros schießt auf ihn, Sthenelos zieht den Pfeil aus der Wunde. Diomed betet zu Athene; diese tritt zu ihm, stärkt ihn, öffnet ihm die Augen, die Götter von den Menschen zu unterscheiden. Diomed stürzt in die Troer. * Gleichnis vom verwundeten Löwen, der ins Gehege springend getroffen, aber nicht getötet ward, und vor dem nun der Hirt entflieht. Er tötet mehrere Troer. * Gleichnis vom Löwen, der ein Rind abwürgt. Äneas ruft den Pandaros auf; sie besprechen sich über den Kämpfenden, ob er ein Gott oder Diomed sei. Pandaros klagt, daß er keinen Wagen habe, Äneas nimmt ihn auf den seinen und lenkt. Sie stürmen auf Diomed, Sthenelos warnt ihn, Diomed schlägt's aus, hofft die Rosse des Äneas zu erbeuten. Pandaros wirft seinen Wurfspieß Diomeden durch das Schild und frohlockt. Diomed antwortet, droht und tötet den Pandaros. Den Gefallnen schützt Äneas, ihn umkreisend * wie ein Löwe; von Diomed aber mit einem Feldstein getroffen, stürzt er nieder. Aphrodite trägt ihn weg. Sthenelos entführt die Pferde des Äneas. Diomed verfolgt Aphroditen, trifft ihr die Hand; sie läßt den Sohn fallen, Apoll nimmt ihn auf. Diomed verhöhnt sie, Iris schafft sie fort, sie findet den Ares noch am Skamander und bittet um sein Geschirr, Iris lenkt. Dione fragt ihre Tochter wegen der Mißhandlung, diese klagt den Diomed an, Dione tröstet sie durch Beispiele, wie viel schon die Götter von den Menschen gelitten. Drohung gegen solche Menschen und besonders den Diomed. Dione heilet die Tochter, Juno spottet, Zeus tadelt sie. Diomed stürmt auf Äneas ein. Das vierte Mal droht ihm Apoll; dieser trägt den Äneas auf Pergamos. Leto und Artemis heilen ihn, Apoll schafft ein Bild des Äneas, das in der Schlacht wandelt, reizt den Ares. Ares, in Gestalt des Akamas, ruft die Troer auf. Sarpedon schilt den Hektor. * Gleichnis von der Spreu, die, beim Wurfeln vom Winde weggetrieben, in einiger Entfernung auf dem Boden sich wieder sammelt. Es entsteht ein gewaltiger Staub. Äneas kommt wieder. Die beiden Ajas, Odysseus, Diomedes treiben die Griechen an. * Gleichnis von geballten, über dem Gebirg festruhenden Wolken. Agamemnon ermahnt das Heer, trifft den Deikoon Äneas tötet die Söhne des Diokles. * Gleichnis von zwei Löwen und zwei Tannen. Menelaos und Antilochos stellen sich gegen Äneas,

dieser weicht beiseite. Sie töten den Pylämenes und Mydon; Hektor stürmt auf sie, Ares und Enyo begleiten ihn, Diomed weicht vor ihm. * Gleichnis vom eilenden Wanderer, der, unvermutet vom reißenden Strom aufgehalten, stutzt. Diomed weicht. Hektor tötet Anchialos und Menesthes, Ajax tötet Amphios, Tlepolemos reizt den Sarpedon, Sarpedon antwortet. Sie werfen beide die Lanzen, jener kommt um. Sarpedon wird in den Schenkel verwundet und aus dem Kampfe getragen. Odysseus erschlägt mehrere Lykier. Hektor kommt dem Sarpedon zu Hülfe, dieser wird unter die Buche gelegt. Die Griechen weichen langsam, Hektor tötet mehrere.

Here ruft die Athene auf, der Wagen wird zusammengefügt und so, im Entstehen nach seinen Teilen beschrieben, angeschirrt; Athene waffnet sich; Beschreibung der Waffen. Die Horen eröffnen die Thore des Olympos. Die Göttinnen finden Zeus auf dem Gipfel; fragen, ob sie sich dem Ares entgegensetzen dürfen. Zeus ist es zufrieden, sie fahren fort. * Der Weitblick eines Spähers auf der Warte wird als Maß ihrer eiligen Bewegung angenommen. Die Göttinnen kommen vor Troja, lassen die Pferde am Simois, finden die stärksten Griechen um Diomed versammelt. * Gleichnis von versammelten Löwen und Ebern. Here ruft als Stentor, schilt die Griechen. Athene findet Diomed, der noch an der Wunde leidet, und reizt ihn. Er erinnert sie, daß sie ihm geboten, den Göttern aus dem Wege zu gehen. Sie reizt ihn auf Ares, reißt den Sthenelos vom Wagen und setzt sich zu Diomed. Sie fahren gegen Ares, Athene lenkt die Lanze des Ares ab. Diomed verwundet den Ares, Ares brüllt und fährt zum Olymp. * Gleichnis vom schwarzen Wettergewölk. Ares klagt dem Jupiter, besonders über Athenen; Zeus schilt ihn und gebietet dem Päon, ihn zu heilen. * Gleichnis der gerinnenden Milch bei Stocken des Bluts und Verharschen der Wunde. Hebe badet ihn. Here und Athene kehren gleichfalls zum Olymp zurück.

Sechster Gesang.

Die Troer und Danaer schlagen sich einzeln. Ajas tötet den Akamas, Diomedes den Arylos, Eurvalos den Opheltios und Dresos, Polypötes den Astyalos, Odysseus den Pidytes, Teukros den Aretaon, Antilochos den Ableros, Agamemnon den Elatos, Leitos den Phylakos, Melanthios den Eurypylos. Des Adrastos Pferde gehen durch und zerbrechen die Deichsel. Menelaos

ereilt ihn; Adraſtos bittet um Pardon, Menelaos iſt geneigt, ihn zu geben, Agamemnon tadelt den Schonenden, Menelaos ſtößt den Flehenden weg, Agamemnon bringt ihn um. Neſtor ermahnt die Achaier, Helenos den Äneas und Hektor und rät dem letzteren, in die Stadt zu gehen, damit Hekuba der Minerva opfere. Hektor ermahnt die Trojaner und geht nach Troja. Glaukos und Diomedes begegnen einander; dieſer redet jenen an, Glaukos antwortet und erzählt ſein Geſchlecht. Diomedes ſteckt ſeine Lanze in die Erde und erkennt ihn als Gaſtfreund; ſie wechſeln die Rüſtungen. Hektor kommt ans Skäiſche Thor, die Weiber umringen ihn, er gelangt zum Palaſte des Priamus. Beſchreibung des Palaſtes. Er begegnet der Mutter, ſie fragt ihn, warum er komme? Ob er dem Zeus ſprengen und Wein trinken wolle? Er lehnt's ab und heißt der Athene ein Gelübde thun, damit Diomed von der Stadt abgewendet werde. Er will zum Paris, Hekuba beruft die Frauen; ſie holt einen Sidoniſchen Schleier, geht zum Tempel, Theano empfängt ſie, betet zur Athene. Hektor geht zu Alexandros' Palaſt, findet ihn beſchäftigt, ſeine Waffen zu ſchmücken; ſchilt ihn. Alexandros verteidigt ſich und verſpricht, mitzugehen, Hektor ſchweigt. Helena beklagt ſich gleichfalls über den Paris, ſie lädt Hektorn zum Sitzen ein, dieſer lehnt's ab, geht in ſein Haus, findet die Andromache nicht, fragt die Mägde, wo ſie ſei; die Schaffnerin meldet ihm, ſie ſei auf dem Turm. Er geht zurück; Andromache begegnet ihm am Skäiſchen Thor mit dem Kinde. Anrede der Andromache, Hektors Antwort; traurige Ausſicht auf die Zukunft. Er ſtreckt die Arme nach dem Kind, das ſich vor dem Helm entſetzt, er thut ihn ab und nimmt das Kind auf die Arme. Bitte zum Jupiter wegen des Knaben. Giebt das Kind der Gattin zurück, ſpricht ihr Troſt zu. Sie gehn aus einander; Paris kommt gewaffnet. * Gleichnis vom wohlgefütterten Stallroſſe, das, die Halfter zerreißend, ins Freie nach dem Strombade rennt, mit erhabenem Haupt, fliegender Mähne, von ſchlanken Füßen leicht dahingetragen. Erreicht den Bruder, der ihm wieder freundlich begegnet.

Siebenter Geſang.

Hektor und Paris gehn in den Kampf. * Gleichnis vom Fahrwind, der ermüdeten Ruderern willkommen erſcheint. Verſchiedene Griechen werden getötet. Apoll und Athene begegnen ſich an der Buche, ſie kommen überein, den Kampf zu ſtillen,

und beschließen, daß Hektor einen Griechen zum Zweikampf fordern solle. Helenos der Seher vernimmt im Innern den Entschluß der Götter und bestimmt Hektorn hiernach. Dieser hemmt die Troer, Agamemnon die Achaier. Die Götter setzen sich als Adler auf die Buche; die Völker lagern sich. * Gleichnis vom gekräuselten Meer bei herannahendem Sturm. Hektor tritt auf und bietet unter Bedingungen den Zweikampf an; die Achaier schweigen, Menelaos zürnt und will selbst fechten, Agamemnon hält ihn und redet ihm zu, Nestor ist bekümmert, bedauert seine entflohene Jugend. Neune stehen auf: Agamemnon, Diomed, die Ajas, Idomeneus, Meriones, Eurypylos, Thoas, Odysseus; Nestor rät zum Lose, das Volk betet und fleht um Ajas oder Agamemnon. Das Los trifft Ajas; er freut sich, fordert sie zum Mitgebet auf. Ajas tritt vor. Wird dem Ares * verglichen, wenn er in die Schlacht schreitet. Hektor entsetzt sich, Ajas droht dem Hektor; dieser antwortet und wirft die Lanze durch sechs Schichten des Schildes; Ajas wirft durch Hektors Schild durch und verwundet ihn. Sie rennen mit den Speeren auf einander. * Gleichnis von anrennenden Löwen und Ebern. Hektors Spitze biegt sich um, Ajas durchstößt Hektors Schild und verwundet ihn am Halse. Hektor faßt einen Stein und wirft ihn auf Ajax' Schild, Ajax dagegen zerschmettert den Schild des Hektors mit einem Steinwurf, dieser sinkt. Apoll richtet ihn auf; sie greifen zu den Schwertern. Werden durch die Herolde getrennt, weil es Nacht wird. Ajax verlangt, Hektor soll den Stillstand fordern, Hektor thut's. Sie beschenken sich und scheiden auseinander. Die Griechen opfern und schmausen. Nestor rät zum Stillstand, die Toten zu begraben, ein Ehrenmal aufzurichten und die Mauer daranzuschließen. Die Troer kommen verwirrt zusammen. Antenor rät, die Helena zurückzugeben, Paris widersetzt sich; die Schätze jedoch will er ausliefern. Priamus will, man soll diesen Vorschlag morgen den Griechen vermelden und zugleich auf Begrabung der Toten antragen. Idios geht hinab, richtet den Auftrag aus, die Griechen schweigen. Diomed verwirft des Paris Vorschlag, die Achaier stimmen ihm bei. Die Bestattung der Toten wird vergönnt und geschieht von beiden Seiten. Die Griechen erheben den Hügel und erbauen die Mauer, selbst die Götter erstaunen darüber; Poseidon zürnt, Jupiter verweist es ihm und erlaubt ihm, nach der Rückkehr der Griechen die Mauer

umzuwerfen. Wein aus Lemnos und andere Waren kommen zu den Griechen. Schmaus auf beiden Seiten. Jupiter donnert.

Achter Gesang.

Zeus beruft die Götter zusammen, verbietet, keiner Partei zu helfen, droht und deutet auf seine Macht. Alle schweigen, Minerva antwortet: sie wolle nur mit Rat den Danaern beistehen. Zeus fährt nach dem Ida. Die Achaier waffnen sich, die Troer begegnen ihnen, die Schlacht im allgemeinen beginnt. Bis zu Mittag mit gleichem Glücke, dann wägt Jupiter, die Schale der Griechen sinkt, Zeus wirft Blitze auf das Heer der Danaer. Die Helden weichen, Nestor wird durch ein verwundetes Pferd zurückgehalten, Hektor stürmt auf ihn ein, Diomed ruft den Odysseus an, Odysseus flieht, Diomed nimmt den Nestor auf seinen Wagen, sie fahren auf Hektor los. Diomed tötet den Wagenlenker, Hektor findet einen andern. Diomed ist im Begriff, die Trojaner in die Flucht zu schlagen, ein Blitzstrahl fällt vor seinem Wagen nieder, Nestor rät zur Flucht, Diomed ist ungewiß, Nestor spricht ihm zu und lenkt um. Hektor und die Troer stürmen nach. Hektor verspottet ihn; Diomed, dreimal im Begriff umzuwenden, wird durch den Donner erschreckt. Hektor ruft die Trojaner auf, droht der Mauer und den Schiffen. Hektor redet seine Pferde an, will Nestor und Diomed erreichen. Here zürnt, ihre Bewegung erschüttert den Olymp, sie regt den Poseidon an, dieser versagt, gegen Zeus zu kämpfen. Die Troer umgeben den Wall, Agamemnon ermuntert die Danaer. Er geht durch die Reihen der Schiffe. Seine Rede. Er ruft den Zeus an, Zeus giebt ein günstiges Zeichen, der Mut kehrt den Griechen zurück. Diomed stürzt zuerst aus der Verschanzung, die übrigen nach ihm. Teukros, von Ajas geschützt, erlegt viele Troer mit dem Bogen, Agamemnon muntert ihn auf, Teukros antwortet und schießt nach Hektor, trifft den Gorgythion. Teukros schießt zum zweiten Male; da Apoll den Pfeil vom Helden ablenkt, wird der Wagenlenker getroffen. Hektor mit einem Steine stürmt auf Teukros, trifft ihn ans Schlüsselbein und streckt ihn nieder. Er wird weggebracht; die Troer gewinnen abermals das Übergewicht. * Gleichnis vom Jagdhunde, der von flüchtigen Löwen und Ebern nicht abläßt. Die Griechen in die Verschanzung gejagt,

32. ablenkt. Im ersten Druck „ablehnt".

in größter Not. Hektor tummelt seine Pferde davor, Here erbarmt sich der Griechen, ruft Athenen auf. Athene beschwert sich über Jupiter, gedenkt, wie hilfreich sie dem Herkules gewesen, und klagt über Undank. Sie droht dem Hektor. Here schirrt die Rosse. Pallas legt das Gewand weg, an welchem sie wirkt, waffnet sich, Juno lenkt die Pferde. Sie fahren herab, Jupiter sieht's, schickt die Iris, die sie noch auf dem Olympos erreicht und anhält. Here giebt das Unternehmen auf, die Rosse werden abgespannt. Zeus vom Ida fährt auf den Olymp. Poseidon schirrt aus und besorgt den Wagen, Jupiter setzt sich, verspottet Here und Athene, diese schweigt, jene antwortet; Zeus verkündet entschieden die Niederlage der Griechen bis zum Tode des Patroklos und begegnet ihr heftig. Here antwortet nichts, es wird Nacht. Hektor führt die Troer in die Ebene des Skamandros, heißt sie des Mahles genießen und die Nacht im Freien zu bleiben. Die zurückgebliebenen Troer sollen indessen die Stadt bewachen. Sie lagern sich, man bringt Speise, man opfert; die Götter verschmähen's. So bleiben sie die Nacht, häufige Wachfeuer über die Ebene gesäet. * Gleichnis von klarer Nacht, der Mond von Sternen umgeben am reichgestirnten Himmel, Felsgipfel der Berge, auch Thäler sind erleuchtet.

Neunter Gesang.

Die Troer wachen vor Ilios; die Achaier sind voll Schmerz und Furcht. * Gleichnis von zwei Winden, Nord und West aus Thrazien, das Gewässer hoch erhebend und das Meergras ans Land schüttend. Agamemnon läßt den Rat berufen, er weint. * Gleichnis von der Quelle. Seine Rede, sein Rat zurückzugehen. Alle verstummen. Diomed schilt ihn, heißt ihn allein zurückkehren und erhält Beifall. Nestor steht auf, lobt den Diomed, will Wachen vor den Graben gestellt haben, dann soll Agamemnon ein Mahl zubereiten. Die Wachen werden ausgestellt. Die Fürsten versammeln sich zur Mahlzeit. Nestor, nach einiger Vorrede, verlangt, daß man den Achill zurückrufe. Agamemnon bereut seine Heftigkeit, bietet große Geschenke zur Sühnung, verspricht nach der Eroberung Trojas schöne Trojanerinnen, eine seiner Töchter, sieben Städte. Nestor wählt Phönix, Ajax und Odysseus, Achill zu bereden, sie sprengen dem Zeus und gehen. Sie finden Achill, auf der Leier spielend, er und Patroklos stehen auf. Er heißt

sie willkommen, befiehlt dem Patroklos, ein Mahl zu bereiten; es geschieht. Odysseus fängt an zu reden, beschreibt das Unheil, ruft ihn zu Hilfe, erinnert ihn an eine Ermahnung des Peleus, wiederholt das Versprechen Agamemnons und schließt. Achill verneint sogleich, versichert, daß er nie beredet werden solle. Erzählt, was er gethan, vergleicht den Raub der Briseïs mit dem Raub der Helena und weist sie auf sich selbst zurück. Er droht, wegzuschiffen, schilt auf Agamemnon, verschmäht seine Geschenke und seine Tochter. Er hofft, zu Hause zu heiraten und, indem er den Krieg vor Troja verläßt, lange zu leben. Er rät den übrigen Griechen, das Gleiche zu thun, und lädt den Phönix ein, bei ihm zu bleiben und mit ihm zu gehen. Phönix dagegen giebt zu bedenken, wie er, als Jüngling, wegen des schrecklich-sonderbarsten Familienabenteuers landflüchtig zu Peleus nach Phthia gekommen, den Achill erzogen und endlich denselben zum Heere begleitet; er führt das Beispiel an, daß auch Götter sich versöhnen lassen. * Mythe von der Schuld und den Bitten. Die Abgesandten soll man ehren. Erzählt die Geschichte vom Meleager. Achill antwortet und beharrt. Winkt dem Patroklos, für Phönix ein Bett zu bereiten. Ajas will gehen und redet kurz, Achill scheint einigermaßen bewegt, doch bleibt er dabei, den Hektor bei seinen Schiffen zu erwarten. Ajax und Odysseus gehen, Phönix bleibt und schläft, sowie Achill und Patroklos. Jene kommen zur Versammlung, Agamemnon fragt. Odysseus referiert kurz, Diomed spricht und rät, schlafen zu gehen. Sie gehen aus einander.

Zehnter Gesang.

Agamemnon wacht, höchst beunruhigt. * Gleichnis vom Donner, Regen, Schnee, Kriegsunheil, so stürmt's in seiner Brust. Er sieht die häufigen Wachfeuer der Troer, hört ihre Kriegsmusik und Freudengeschrei, dann blickt er zu den Schiffen zurück und ist der Verzweiflung nahe. Er zieht sich an, so auch Menelaos von seiner Seite, der gleichfalls nicht schlafen kann. Sie begegnen einander. Menelaos fragt, was zu thun sei. Agamemnon will den Nestor aufregen, Menelaos soll den Ajax und Idomeneus aufrufen. Sie scheiden. Agamemnon kommt zum Nestor, der gleichfalls wach ist. Agamemnon klagt und rät, die ausgestellten Wachen zu besuchen; Nestor tröstet und will auch die übrigen Helden aufgerufen sehen, tadelt den Menelaos, daß

er nicht den Bruder begleitet, giebt sich aber zufrieden, als er hört, derselbe sei auch an seinem Teile thätig. Nestor weckt Ulyssen, beide Diomeden, den sie mit den Seinigen gerüstet im Schlafe finden. Er tadelt den Nestor, daß er, als ein alter Mann, nicht jüngere umherschicke. Dieser bezieht sich auf seine Teilnahme an dem allgemeinen Unglück und ruft ihn auf, die Ajas zu wecken. Diomed gehorcht, sie finden die Wachen munter. * Gleichnis von Hunden, welche das Schafgehege bewachen und, das Geheul des Untiers hörend, welches aus dem Walde von Jägern und Hunden getrieben wird, dadurch selbst erregt werden. Nestor lobt sie und führt die Fürsten außerhalb des Grabens und schlägt vor, jemand zum Ausspähen gegen die Troer zu schicken. Verspricht große Gaben. Diomed erhebt sich, wünscht noch einen Gesellen. Agamemnon heißt ihn frei wählen; er wählt den Ulyß. Dieser ist bereit; sie rüsten sich mit fremden schrecklichen Waffen. Ein Reiher tönt durch die finstere Nacht vorüber. Ulysses nimmt's auf als günstiges Zeichen und betet zu Athene, desgleichen Diomed; die Göttin hört. Eilig schreiten sie fort, * gleich zwei Löwen. Hektor beruft die edelsten Troer, auch er will einen Späher gegen die Schiffe senden. Dolon erbietet sich. Hektor schwört ihm Belohnung; er rüstet sich und geht. Ulysses bemerkt ihn, sie lassen ihn vorbei und verfolgen ihn alsdann. * Gleichnis von zwei Hunden, die gemeinsam, wohlgeübt, den Hasen oder das Rehkalb verfolgen. Diomed droht dem Fliehenden und wirft ihm die Lanze nach. Dolon steht, sie fangen ihn, er verspricht großes Lösegeld. Odysseus beruhigt ihn und fragt. Jener gesteht, Odysseus scherzt und fragt weiter. Dolon berichtet, daß die Troer um die Feuer wach sind. Odysseus forscht weiter. Dolon beschreibt die Stellung des Heeres und der Bundesgenossen, macht aber besonders auf die neuangekommenen Thraker aufmerksam, welche, am Ende der Linie gelagert, ermüdet um Rhesos schlafen. Nachdem er so treulich bekannt, bittet er um sein Leben. Diomed schlägt ihm das Haupt ab, sie nehmen dessen Rüstung und verbergen sie. Sie kommen zu den Thrakern. Diomed tötet zwölfe. * Gleichnis vom Löwen, der sich auf ungehütetes Kleinvieh stürzt. Ulysses zieht die Toten beiseite und führt die herrlichen Pferde fort. Diomed legt auch an den kostbaren Wagen die Hände, Pallas aber heißt eilen; sie besteigen die Pferde und eilen nach dem Lager zurück. Apoll weckt den Hippokoon, Rhesos' Verwandten. Die Troer entdecken die

That und entsetzen sich, die beiden Helden aber nehmen auf dem Rückweg die Waffen Dolons auf. Nestor hört Rosse, die Helden kommen an; Nestor kennt die Rosse nicht, Odysseus belehrt ihn; sie bringen die Beute zu den Schiffen, baden und salben sich.

Elfter Gesang.

Es wird Tag. Zeus schickt die Eris. Sie tritt auf Odysseus' Schiff und ruft nach beiden Flügeln. Die Griechen fühlen Mut. Agamemnon legt seine Rüstung an, die indem beschrieben wird. Athene und Here donnern. Der Angriff geschieht. Blutregen. Hektor muntert die Seinigen auf, erscheint, * wie aus Wolken ein hellblinkender Stern schadenbringend hervorblickt. Die Heere wüten gegenseitig. * Gleichnis von Schnittern, die, mit einander wetteifernd, auf wohlbestelltem Acker Weizen oder Gerste hinmähen. Die Kämpfenden toben * wie die Wölfe. Eris allein ist in dem Getümmel, die übrigen Götter verdrießlich auf dem Olymp; Zeus abgesondert. Agamemnon tötet mehrere, * dem Löwen vergleichbar. Agamemnon schreitet weiter vor. * Gleichnis vom Sturmbrande im nie gehauenen uralten Gebirgswald. Zeus entfernt Hektorn, die Troer fliehen bis ans Skäische Thor. * Gleichnis vom Löwen, der in die Rinderherde des Nachts einstürzend sie zerstreut, doch ein Stück erpackt und aufzehrt. Zeus begiebt sich auf Ida, läßt dem Hektor melden, er solle dem Agamemnon weichen. Iris richtet's aus; Hektor gehorcht, durchwandelt aber die Geschwader, um die Seinigen anzuregen. Anruf des Dichters an die Musen. Agamemnon tötet den Iphidamas; Koon, dessen Bruder, verwundet Agamemnon, wird getötet. Agamemnon streitet fort, aber zuletzt, vom Schmerz überwältigt, muß er sich entfernen. Er muntert noch die Griechen auf. Hektor sieht's und ruft den Troern zu, * wie Jäger auf einen Eber oder Löwen die Hunde anhetzen. Er tötet viele Feinde und stürmt in der Schlacht * wie ein Orkan, der Meereswogen aufwühlt. Odysseus ruft den Diomed heran. Sie töten verschiedene und kämpfen weiter * wie zwei Eber gegen Jagdhunde. Das Glück der Schlacht ist gleich, Hektor geht auf Diomed und Odysseus los. Diomed trifft den Hektor am Helme und betäubt ihn. Hektor erholt sich, Diomed zürnt, beraubt den Agastrophos. Paris verwundet den Diomed am Fuße und spottet seiner. Diomed verachtet ihn, Odysseus beschirmt Diomeden, dieser zieht den Pfeil aus der Wunde und läßt sich nach den

Schiffen bringen. Die Achaier weichen, Odysseus bleibt allein, die Troer umschließen ihn. * Gleichnis vom wütenden Eber, umkreist von Jägerjünglingen und Hunden. Odysseus wehrt sich gewaltig. Sokos, den Bruder zu rächen, verwundet den Odysseus, flieht und wird getötet. Odysseus verspottet ihn, weicht aber und schreit um Hülfe. Menelaos und Ajas eilen herbei. * Gleichnis vom angeschossenen Hirsch, welchen Schakals anfallen und niederreißen, den aber ein herbeieilender Löwe, jene vertreibend, aufzehrt. * Gleichnis vom schwellenden Bergstrom, der, viel Gehölz mitreißend, herab sich ins Meer stürzt. Hektor kämpft am Skamander auf dem linken Flügel gegen Nestor und Idomeneus, Paris verwundet den Machaon, Nestor führt ihn fort. Kebriones, Wagengenosse Hektors, ermuntert diesen, das dichteste Schlachtgewühl zu suchen. Sie fahren drauf los; Zeus erschüttert den Mut des Ajas, der weichend kämpft, * gleich dem Löwen, der vom Rindergehege durch Hunde und Hirten vertrieben wird. Noch ein * Gleichnis vom hartnäckigen, gefühllosen Esel, welchen aus dem Fruchtfelde zu verscheuchen einer Knabenmenge kaum gelingt. Ajas weicht kämpfend. Eurypylos tritt zu ihm und tötet den Apisaon, wird vom Paris verwundet, ruft die Griechen auf, dem Ajas beizustehen. Achill, vom Schnabel seines Schiffes, sieht den Nestor heranfahren und ruft dem Patroklos, er solle sich erkundigen, wen Nestor zu den Schiffen bringe. Patroklos, folgsam, thut den ersten Schritt zu seinem tödlichen Geschick. Nestor erreicht sein Zelt mit Machaon, sie werden von der schöngelockten Hekamede wohl empfangen, erquicken sich an kalter Schale. Patroklos kommt, will nicht sitzen und geht, als er den verwundeten Machaon erkennt, gleich zurück. Nestor hält ihn an, klagt über Achill, erwähnt der vornehmsten Verwundeten und rühmt seine alten Thaten weitläufig. Ferner, um des Patroklos Gewissen zu schärfen, erinnert er, wie beide Väter in Phthia, Peleus ihn und den Achill verabschiedet, auch Menötios seinem Sohne Patroklos aufgetragen, dem Freunde mit Rat beizustehen; Patroklos, gerührt, eilt fort, trifft unterwegs den verwundeten Eurypylos, verbindet ihn und hört den traurigen Zustand des griechischen Heers.

Zwölfter Gesang.

Beide Heere kämpfen kräftig. Der Dichter weissagt, daß Graben und Mauer nicht mehr schützen sollen, weil sie übereilt,

ohne Anrufen der Götter, erbaut worden; Poseidon wird sie künftig sogar zerstören, wie es voraus beschrieben wird. Hektor dringt heran; * Gleichnis vom Löwen oder Waldschwein, im Kreise der Jäger eingeschlossen. Polydamas rät, zu Fuße zu streiten; Hektor nimmt's an und die übrigen alle. Sie gehen unter fünf Anführern auf die Mauer los. Asios bleibt auf dem Wagen. Er wendet sich nach dem linken Flügel der Griechen, wo man das Thor noch offen hält. Dort findet er die zwei Lapithen, * vergleichbar zwei hochwipfligen Bergeichen, welche festgewurzelt Sturm und Regenschauer beständig aushalten. Jene kämpfen vor dem Thore. * Gleichnis von zwei Ebern. Steine werden von der Mauer geworfen. Asios ruft zu Zeus. Wird nicht gehört. Die Lapithen verteidigen * wie Hornissen ihr Felsennest am Wege, darin die Brut. Der Dichter, ermüdet, entschuldigt sich. Die Lapithen töten viele Trojaner. Ein Adler, in den Klauen eine Schlange, schwebt einher; wird von ihr verwundet und schleudert sie zerkrallt von sich. Dies erschreckt die Troer. Polydamas rät dem Hektor, zurückzugehen, dieser schilt ihn und schreitet vorwärts. Sie bestürmen die Verschanzung, suchen den Wall zu durchbrechen, die Eckpfeiler der Türme zu unterwühlen, sie mit Hebeln zu erschüttern. Die beiden Ajas ermuntern die Griechen. Den bewegtesten Moment des Kampfes * versinnlicht das Bild eines dichtfallenden Schnees, der Gebirge, Land und Ufer bedeckt; so fliegen hier Steine hinüber und herüber. Zeus sendet den Sarpedon. * Gleichnis vom hungrigen Löwen, der auch in wohlbehütete Gehege einbricht. Er ruft den Glaukos an; die Vornehmsten sollen auch die Tapfersten sein. Beide dringen mit den Lykiern voran. Menestheus, vom Turme, sieht sie kommen, ruft die Ajas, die vor dem Lärm nicht hören. Er sendet den Herold an sie; dieser richtet's aus. Die beiden Ajas kommen. Das Gefecht beginnt. Ajas tötet den Epikles. Teukros verwundet den Glaukos, dieser entweicht. Sarpedon tötet den Alkmäon und reißt die Brustwehr nieder; die Ajas widersetzen sich. Sarpedon ruft die Lykier auf. Beide Parteien stehen fest sich gegenüber. * Gleichnis zweier Landmänner, Grenznachbarn, die über die Scheidelinie ihrer Felder mit Maßstäben in Händen, einander nahstehend, zanken. So bleibt es eine Zeitlang. * Gleichnis von der Wage der Wollspinnerin. Hektor dringt zuerst in die Mauer, ergreift einen Feldstein. * Gleichnis vom Schäfer, der ein Widderfell leicht hinträgt. Trifft

das Thor in der Mitte und spaltet's. Hektor springt hinein. Die Troer stürzen durch die Pforte und über die Mauer. Die Achaier fliehen.

Dreizehnter Gesang.

Zeus, der die Troer bis an die Schiffe geführt, läßt sie dort streiten und wendet seine Blicke vom Kampfplatz weg. Poseidon bemerkt es, schreitet von Samos bis Ägä, fährt von da bis Tenedos, geht zu dem Heer der Achaier. Die Troer streiten mutig, * vergleichbar dem Orkan oder Feuer. Poseidon in Gestalt des Kalchas erregt die Griechen, zuerst die Ajas, schwingt sich dann hinweg; sie bemerken, daß es ein Gott war, gehen auf die Troer los. Poseidon schreitet durch die hintern Schiffreihen, ruft die Jünglinge auf; starke Anrede. Die Jünglinge versammeln sich in dichten Scharen um die Ajas. Hektor dringt vor, * wie eine Felsmasse, vom Gebirg abgelöst, die Waldungen zerschmetternd niedertaumelt, um in der Ebene liegen zu bleiben. Hektor, zurückgedrängt, ruft die Troer auf. Deiphobos dringt vor; des Meriones vergeblicher Wurf. Teukros erlegt den Imbrios. * Gleichnis, wie die auf Gebirgshöhen umgehauene Esche ihr zartes Gesproß niedersenkt. Hektor erlegt den Amphimachos; Ajas trifft Hektors Schild, dieser weicht zurück, die Griechen entreißen die zwei Toten. * Gleichnis von zwei Löwen, die zusammen eine geraubte Geis forttragen. Der zweite Ajas haut dem Imbrios das Haupt ab und wirft es Hektorn entgegen. Poseidon, erzürnt über den Tod des Amphimachos, ruft in Gestalt des Thoas den Idomeneus auf und eilt in die Schlacht. Idomeneus rüstet sich in blitzende Waffen; Meriones kommt und sucht nach Wurfspießen, Gespräch deshalb, sie eilen fort. * Gleichnis vom Ares und dem Schrecken, die zum Kriege schreiten; sie eilen nach dem linken Flügel, die Feinde fallen sie an. * Gleichnis von Sturm- und Staubwolke. Schilderung des Tumults. Wird des Zeus und Poseidons erwähnt, als Stifter dieses Unheils. Idomeneus erlegt den Othryoneus, der Kassandra Bräutigam, der Sieger verhöhnt ihn, Asios will ihn rächen, diesen erlegt Idomeneus. * Gleichnis von umgehauenen Bäumen. Antilochos tötet den Wagenführer und lenkt die Pferde weg. Deiphobos wirft nach Idomeneus, verfehlt ihn, trifft aber

4. Hier beginnt die zweite, im dritten Heft abgedruckte Hälfte. Am Schluß des zwölften Gesanges die Bemerkung: „(Die Fortsetzung nächstens)".

den Hypsenor und triumphiert. Antilochos rettet den Leichnam, Idomeneus erlegt den Alkathoos, verhöhnt den Deiphobos; dieser weicht und sucht Äneas, welcher, unmutig gegen Priamus, von dem er nicht genugsam geehrt wird, sich im Hintergefecht aufhält. Deiphobos ruft ihn hervor, geht auf den Idomeneus los. * Gleichnis vom Eber, welcher mutig gegen die Jäger steht. Idomeneus ruft seine Genossen, Äneas desgleichen; sie folgen ihm * wie Schafe dem Widder von der Weide zur Tränke. Der Angriff geschieht. Äneas verfehlt Idomeneus, dieser tötet den Önomaos und weicht, Deiphobos verfehlt ihn, trifft den Askalaphos und raubt ihm den Helm, den er jedoch, von Meriones verwundet, fallen läßt. Polites führt seinen Bruder aus der Schlacht; Äneas tötet den Aphareus. Antilochos, der Thoon getötet, hält sich, von Poseidon geschützt, sehr tapfer; Adamas verfehlt ihn. Meriones tötet den Adamas. * Gleichnis vom gebundenen Stier, der sich sträubt gegen die Hirten, die ihn fortziehen. Helenos tötet den Deipyros; Menelaos will ihn rächen, dessen Panzer mit dem Pfeile Helenos trifft. * Gleichnis von geworfelten Bohnen, die von der Schaufel herabfallen; so prallte der Pfeil ab. Menelaos durchbohrt des Helenos Hand; Peisandros greift den Menelaos an, dieser verfehlt den Gegner, Peisandros trifft jenem das Schild, Menelaos dringt mit dem Schwert auf Peisandros, dieser ergreift die Streitaxt, haut dem Gegner den Kegel des Helmbusches weg, wird getötet. Menelaos verwünscht die Trojaner, beraubt den Peisandros. Pylämenes dringt nun auf Menelaos, trifft dessen Schild und flieht. Meriones trifft ihn mit dem Pfeile. Paris, erzürnt, seinen Gastfreund fallen zu sehen, schießt gleichfalls einen Pfeil ab und trifft den Euchenor. Hektor weiß nicht, daß der rechte Flügel in Gefahr ist und fährt fort zu streiten. Die widerstehenden Griechen werden genannt, besonders die beiden Ajas. * Gleichnis der zusammengejochten Stiere vor dem Pflug, welche die Furche durchschneiden, die Lokrer thun mit Pfeilen den Trojanern Abbruch. Polydamas rät dem Hektor, die Troer mehr zusammenzuhalten, sie werden eins, Polydamas versammelt die vornehmsten. Hektor geht nach seinem rechten Flügel, findet den Paris und schilt ihn. Paris verantwortet sich; vereinigt gehen sie ins Getümmel. * Gleichnis vom Gewitter, das über das Land her ins Meer braust und die Wogen aufregt. Hektor dringt vor, Ajas begegnet ihm und schilt ihn. Hektor antwortet, die Schlacht erneuert sich mit Geschrei.

Vierzehnter Gesang.

Nestor hört das Geschrei, spricht mit Machaon, dem Verwundeten, tritt auf eine Höhe, sieht die Niederlage und die andringende Gefahr. Sein Busen wird bewegt in Ungewißheit da- und dorthin, * gleich dem Meere bei Annäherung eines unentschiedenen Sturmes. Er nimmt sich vor, zu Agamemnon zu gehen; ihm begegnen aber schon die aus ihren fernen Zelten sich herannahenden Verwundeten Diomed, Odysseus und Agamemnon. Man erfährt die kreis- und amphitheaterartige Stellung der Schiffe von der großen Bucht herauf. Agamemnon spricht voller Sorgen. Nestor rät ihnen ab, als verwundet sich in den Streit zu mischen. Agamemnon schlägt vor, mit den Schiffen, die zunächst am Strande liegen, in See zu gehen, nachts aber die andern nachzuholen. Odysseus widersetzt sich heftig. Agamemnon giebt nach, verlangt aber bessern Rat. Diomed rühmt seine Ahnen und rät, in die Schlacht zu eilen, um wenigstens durch ihre Gegenwart die andern zu ermuntern. Sie schreiten vor. Poseidon, in Gestalt eines alten Kriegers, tritt zu Agamemnon, macht ihm Hoffnung und schilt auf den Achill; geht mit Feldgeschrei, wie wenn Zehntausend schrieen, durchs Heer und ermuntert die Griechen. Juno sieht ihn wandeln; beschließt, den Zeus zu berücken; geht ins Gemach und schmückt sich, beruft Aphroditen, spiegelt ihr eine falsche Reise vor, wo sie höchst reizend zu erscheinen wünsche. Aphrodite giebt den alles bezaubernden Gürtel, Here legt ihn an und steigt herunter. Auf Lemnos besucht sie den Schlaf und bittet, den Zeus einzuschläfern. Er will nicht gehorchen, sie verspricht ihm aber Pasithea zur Gattin, die jüngste der Grazien. Er verlangt einen Schwur; sie schwört bei den Titanen. Sie gehen auf Ida. Zeus erblickt sie schöner als je und begehrt ihrer. Fragt, wo sie herkomme. Das Märchen ihrer Wallfahrt wiederholt sie. Nun erhebt er ihre Reize auf Unkosten aller seiner Geliebten, sie widerstrebt, er antwortet; ein Lager sproßt empor, der Schlaf erfüllt sein Versprechen und meldet's Poseidon. Dieser führt die Griechen an. Die stärksten Helden nehmen die mächtigsten Schilde und die gewaltigsten Waffen. Poseidon geht voran, das Meer wogt auf. * Gleichnis von brausender Welle, praßlender Flamme, sausendem Sturmwind. Hektor begegnet Ajas und sinkt, durch diesen mit einem Steine getroffen, taumelnd zur Erde. * Gleichnis

vom Kreisel * und einschlagendem Blitzstrahl. Die Troer beschützen Hektorn, schaffen ihn fort und laben ihn am Xanthos; der zweite Ajas tötet den Satinos, Polydamas dagegen den Protheon, dieser frohlockt, Ajas wirft nach ihm, trifft aber den Archilochos. Akamas tötet den Promachos und frohlockt, Peneleos stürzt auf ihn, tötet den Ilioneus und frohlockt. Anruf an die Musen. Kurze Fortsetzung der Schlacht.

Funfzehnter Gesang.

Die Troer werden wieder aus den Verschanzungen gejagt, Zeus erwacht und sieht die Niederlage, zürnt der Here, erinnert sie an die Strafe, die sie erduldet, da sie seinen Sohn Herkules verfolgt. Here schwört, daß sie den Poseidon nicht angereizt. Er befiehlt, Iris und Apoll zu ihm zu schicken, und bestimmt alles, was geschehen müsse, ehe Troja eingenommen werden könne. Here steigt auf in die Götterversammlung. Alle begrüßen sie. Themis redet sie an und bemerkt, daß sie betroffen sei. Sie zürnt laut auf Jupiter und giebt dem Ares Nachricht vom Tod seines Sohnes, des Askalaphos. Ares will hinab, Athene hindert und schilt ihn. Here sendet Iris und Apoll zu Zeus. Sie finden ihn auf Gargaros. Er sendet die Iris zu Poseidon. * Gleichnis vom leichtfallenden Schnee. Sie richtet die Botschaft aus, Poseidon antwortet widerwillig. Sie giebt ihm Bedenkzeit, er findet sich, fordert aber die Vertilgung Trojas. Zeus sendet den Phöbos mit der Ägis, die Griechen zu schrecken und für Hektor zu sorgen. * Gleichnis vom Habicht auf Tauben stürmend. Er findet den Hektor erfrischt; befragt ihn; dieser erzählt; Apoll stellt ihn völlig her. * Gleichnis vom herrlichen Rosse, das sich von der Krippe losreißt und das Weite sucht. Hektor eilt wieder in den Streit. * Gleichnis vom Löwen, der den Hunden, die einen Hirsch verfolgen, in die Quere kommt und sie verscheucht. Thoas erblickt ihn, staunt und giebt den Rat, daß die Tapfersten sich ihm entgegenstellen sollen, indessen sich das Volk nach den Schiffen zurückzieht. Es geschieht. Hektor dringt vor. Apoll schüttelt die Ägis gegen die Griechen. * Gleichnis von Herden ohne Hirten, angefallen durch Raubtiere. Die Trojaner töten viele Namhafte; die Griechen sind wieder innerhalb der Mauern. Hektor verbietet jede Säumnis, sie fahren zu, Apoll macht ein Stück des Grabens eben, gleicht die Mauer aus, * wie ein Knabe, der sein von Sand

aufgeführtes Spielwerk wieder zerstört und auseinander tritt. Die Griechen beten zu Zeus, besonders Nestor. Zeus donnert. * Gleichnis von der Welle, die den Bord des Schiffes überstürzt. Die Troer lenken ihre Wagen gegen die Schiffe, die Griechen verteidigen sich von den Schiffen herab. Patroklos verläßt ungern den Eurypylos, den er indessen gewartet hatte, und eilt zum Achill. Troer und Griechen halten einander das Gleichgewicht. * Gleichnis von des Schiffszimmermanns Schnur, die den Balken bezeichnet. Ajax hält sich, Teukros an seiner Seite erschießt viele Trojaner. Die Sehne springt ihm, er geht, sich zu bewaffnen; Hektor ermuntert hierüber die Trojaner, Ajas die Griechen. Beide töten mehrere. Menelaus erlegt den Dolops. Das Gewühl wird noch wilder. Beide Heerführer ermuntern die Ihrigen; Antilochos springt vor und tötet den Menelippos. * Gleich dem Hunde, der schnell auf das verwundete Rehkalb stürzt, wirft sich Antilochos auf den Getöteten, die Waffen zu entreißen. Er muß vor Hektor weichen. * Gleichnis vom Raubtier, das, wenn es gemordet hat, entflieht, Jäger und Hunde befürchtend. Die Troer stürzen zwischen die Schiffe. * Gleichnis vom Waldfeuer. Die Griechen stehen geschlossen. * Gleichnisse von Felsen, Sturm, Löwen und unerfahrenen Hirten. Hektor tötet Periphetes; die Griechen versammeln sich hinter den Schiffen beim Lager. Nestor ruft sie auf, Minerva öffnet ihnen die Augen, Ajax springt von einem Schiff aufs andere. * Gleichnis vom Kunstreuter. Hektor dringt vor. * Gleichnis vom Adler. Heftiger Kampf, besonders um das Schiff des Protesilaos. Hektor faßt es am Steuerende und ruft nach Feuer. Ajax wehrt noch den Trojanern, besonders denen, die Feuer bringen.

Sechzehnter Gesang.

Patroklos tritt weinend zu Achilles, * vergleichbar der finstern Quelle, die aus Felsenspalten im düstern Raume in dunkles Wasser fällt. Achill verweist es ihm und * vergleicht ihn einem die wegeilende Mutter zurückhaltenden Töchterchen, fragt, was er für Botschaft bringe. Patroklos erzählt die Verwundung der Helden, bittet um Vergünstigung, mit den Myrmidonen den Griechen hilfreich zu werden. Der Dichter enthält sich nicht, zu verkündigen, daß der Jüngling umkommen solle. Achill gedenkt an Agamemnons beleidigenden Raub, gestattet aber dem Freunde die eigene Rüstung und seine Krieger, weil die Troer so stark eindringen; doch soll

er sie nur von den Schiffen treiben, nicht zu weit, nicht vor Troja gehen. Verwünschung der Troer und Danaer. Ajax ist im Gedränge. Anruf an die Musen, zu verkünden, wie zuerst Feuer an den Schiffen entzündet ward. Hektor haut dem Ajax die Spitze des Speers ab; Ajax weicht; das Schiff wird angezündet, nun treibt Achill den Patroklos, dieser legt die Waffen des Freundes an, nur den Speer nimmt er nicht, den außer Achill niemand schwingen kann. Automedon schirrt die Rosse; Genealogie derselben. * Gleichnis von Wölfen, die einen Hirsch erlegt, verzehrt und sich die Bäuche gefüllt, nun an der Quelle lechzend stehen und Wasser schlürfen. Fünf Anführer der funfzig myrmidonischen Schiffe. Genealogie derselben, Aufmunterung des Achills, sie schließen die Reihen. * Gleichnis von der Wand, aus gedrängten Steinen auferbaut. Patroklos und Automedon führen sie an; Achilles geht ins Zelt, holt aus der Kiste, die ihm Thetis auf die Fahrt mitgegeben, einen köstlichen Becher, sprengt dem Kronion mit Bitte, daß Patroklos die Trojaner verdrängen und zu den Schiffen wiederkehren möge. Eins bewilligt Zeus, das andere versagt er. Die Myrmidonen ziehen fort. * Gleichnis von Wespen, am Wege nistend, die von mutwilligen Knaben erst gereizt, sodann sorglose Wanderer auf zufällige Berührung heftig anfallen. Patroklos muntert sie noch auf, die Troer halten ihn für den Achill und suchen zu entfliehen. Beim Schiffe des Protesilaos tötet er den Pyrächmes, vertreibt die Troer und löscht den Brand. Die Achajer verfolgen das Troervolk und machen sich Raum, * wie wenn Zeus vom hohen Gebirgsrücken schwere Gewitterwolken auf einmal wegdrängt, Gipfel und Höhen wieder hell erscheinen und der Äther sich plötzlich, endlos, klar aufthut. Die Schiffe sind gerettet, der Kampf dauert fort, die Troer widersetzen sich. Die Danaerfürsten erlegen jeder einen Trojaner. * Gleichnis von Wölfen, die sich in ungehütete Herden stürzen. Ajax strebt auf Hektor, der noch verweilt. * Gleichnis von Gewitterwolken, die sich vom Olymp her über den Himmel verbreiten. Mit Hektorn gehen die Pferde durch, die Troer werden gegen den Graben gejagt und fliehen nach der Stadt. Patroklos setzt mit dem Wagen über den Graben dem Hektor nach. * Gleichnis von einer Wasserflut des Spätherbstes, welche gewaltsam allgemein die Werke der Menschen zerstört. Patroklos schneidet die Troer ab und tötet viele, dem Thestor durchstößt er die Wange und

reißt ihn mit der Lanze vom Wagen herunter. * Gleichnis vom Fischer, der einen gewaltigen Meerfisch angelnd ans Gestade zieht. Sarpedon schilt die Lykier, er und Patroklos springen gegenseitig vom Wagen. * Gleichnis der streitenden Habichte, die sich hoch auf luftigen Felsen bekämpfen. Zeus, der Sarpedons trauriges Geschick voraussieht, denkt ihn zu retten, Here widersetzt sich. Blutiger Regen zu Sarpedons Ehre. Patroklos tötet Trasymelos, Sarpedons Wagengenossen. Sarpedon verfehlt den Patroklos, trifft aber das dritte, sterbliche Pferd Pedasos, welches zusammenstürzt und Verwirrung erregt. Automedon haut den Strang des getöteten entzwei, die beiden andern unsterblichen stellen sich wieder in Ordnung. Sarpedon fällt. * Gleichnis von gefällten Bäumen, * vom Löwen, der den mächtigen Stier bezwingt. Sarpedon ruft den Glaukos an, der verwundete Glaukos den Apollo; dieser stärkt ihn. Glaukos ermuntert die Lykier und Troer, tritt zum Hektor und ruft ihn auf. Patroklos ruft die Ajas, Streit um die Leiche Sarpedons. Epeigeus wird von Hektor getötet, Patroklos dringt vor * gleich dem Habicht, die Troer weichen und setzen sich wieder. Wortwechsel zwischen Meriones und Äneas. Der Streit belebt sich aufs neue. Das Getön der auf einander Losschlagenden wird * dem Klange der Holzhauenden im Walde verglichen. Sarpedon liegt unkenntlich im Gewühl. * Gleichnis von Fliegen, die Milch umsummend. Kronion sieht in das Schlachtgetümmel und entscheidet, daß die Troer fliehen sollen. Er befiehlt dem Apoll, den Körper zu reinigen und bestatten zu lassen. Apoll, nachdem er den Leichnam im Flusse gewaschen, übergiebt ihn den Zwillingen Schlaf und Tod, die ihn ins Lykierland tragen. Patroklos, gegen Achills Befehl, jagt den Troern hinterdrein. Anrede an die Musen. Verkündigung, daß Patroklos umkommen werde. Nun erlegt er noch viele bedeutende Trojaner und greift Troja selbst an. Apollo setzt sich ihm entgegen. Patroklos zieht sich zurück; Phöbos regt den Hektor auf in Gestalt eines Oheims und macht Raum in der Schlacht. Hektor lenkt auf Patroklos, dieser springt vom Wagen, tötet mit einem Steinwurf den Kebriones, welcher köpflings vom Wagen stürzt, * einem Taucher vergleichbar. * Gleichnis vom verwundeten Löwen. Hektor springt auf den Boden. Streit um Kebriones. * Gleichnis zweier Löwen, die um eine getötete Hindin kämpfen. Hektor faßt den Leichnam am Haupte, Patroklos am Fuße. * Gleichnis vom Sturm im Walde, der die Äste dichtstehender Bäume zusammenschlägt und zerschmettert. Ver-

wirrtes Kriegsgetümmel bis zu Mittage. Kebriones wird weggeschleppt, Patroklos stürzt in die Troer. Phöbos begegnet ihm, entkräftet und entwaffnet ihn durch einen Schlag. Der entblößte Patroklos wird erst von Euphorbos verwundet, dann von Hektor getötet. * Gleichnis des Ebers, vom Löwen an dem wasserdürftigen Born besiegt, wovon sie beide trinken wollten. Hektor spottet sein, Patroklos antwortet, verkündigt Hektor den Tod, die Seele entflieht. Hektor nimmt sich der Weisagung nicht an, zieht den Speer aus der Wunde, geht auf Automedon los, den die schnellen Pferde retten.

Siebzehnter Gesang.

Menelaos umgeht schützend die Leiche Patroklos', der Sohn des Panthoos bedroht ihn. Menelaos antwortet unwillig und schilt ihn, daß er drohend schnaube, ärger * als wilde Tiere beim Angriff, und rühmt sich, daß er schon einen Sohn des Panthoos umgebracht habe. Der gegenwärtige droht, seines Bruders Tod zu rächen, und wirft einen Speer nach Menelaos. Dieser erlegt ihn. * Gleichnis vom stattlichen, grünenden, blühenden Ölbaum am gewässerten Ort, den ein Sturm ausreißt und niederstreckt. Menelaos entreißt ihm die Waffen. * Gleichnis vom Löwen, der, eine Kuh niederreißend, von Jägern und Hunden nicht abgehalten wird, sie zu zerfleischen. Phöbos bewegt den Hektor, der, um die Pferde des Achilles zu gewinnen, dem Wagen nachgesetzt hatte, zurückzukehren gegen Menelaos. Dieser getraut sich nicht, ihm allein entgegenzustehen. * Gleichnis vom gescheuchten Löwen, der unwillig unverrichteten Fangs davongeht. Menelaos ruft den Ajax herbei. Hektor hat dem Patroklos die Rüstung genommen und will den Leichnam fortschleppen. Ajax naht. Hektor steigt auf den Wagen, die Seinigen schaffen die Rüstung weg. Ajax schützt den Patroklos. * Gleichnis vom Löwen, der seine Jungen gegen die Jäger deckt. Menelaos ihm zur Seite. Glaukos schilt den Hektor, droht, mit seinen Lykiern zurückzugehen, weil Hektor nicht des Patroklos Körper zu gewinnen sucht, um die Leiche Sarpedons auszulösen. Hektor ruft die Völker auf, geht abseits und legt die Waffen des Achilles an, die sich dicht an seinen Körper schmiegen und ihm frischen Mut zum Kampfe verleihen. Jupiter sieht's und bedauert ihn. Hektor kehrt in die Schlacht, ermuntert die Bundesgenossen durch Erinnerung an das, was er

für sie thut, und durch Versprechungen. Alle dringen auf den Leichnam ein. Ajax ist besorgt. Menelaos ruft die Fürsten; sie nahen sich. Die Troer dringen an. * Gleichnis eines ins Meer stürzenden Stroms, dem die Wogen entgegenbrausen. Zeus hüllt die Streitenden in Finsternis, nimmt teil an Patroklos. Die Troer haben den Leichnam gefaßt. Ajax dringt vor. * Gleichnis vom Eber, der Jäger und Hunde durchbricht. Hippothoos hat einen Riemen um den Fuß der Leiche geschlungen, Ajas tötet ihn. Hektor wirft nach Ajas, trifft den Schedios. Ajas tötet den Phorkys, der so wie Hippothoos der Waffen beraubt wird. Die Troer wanken. Apoll treibt den Äneas an, dieser erkennt den Gott und ermuntert Hektor. Äneas dringt vor, tötet einige. Ajas hält die Griechen um den Leichnam geschlossen, Finsternis umgiebt sie noch immer. Das übrige Heer streitet in der Tageshelle. Antilochos und Thrasymedes wissen Patroklos' Tod nicht. Der Streit um den Leichnam geht immer fort. * Gleichnis von Bereitung einer Stiershaut, die von Arbeitern hin- und hergezogen wird. Achill weiß auch noch nichts vom Tode des Patroklos. Griechen und Troer, jeder Teil ermuntert sich unter einander. Die Rosse weinen und wollen nicht von der Stelle. * Gleichnis von der Säule auf dem Grabhügel. Zeus bedauert sie, doch bestimmt er, sie sollen zu den Schiffen wieder zurückkehren. Sie ermannen sich und rennen mit Automedon in die Schlacht. * Gleichnis vom Geier, der in eine Gänseschar einstürzt. Dieser giebt dem Alkymedon die Zügel und springt aus dem Wagen. Hektor und Äneas mit andern dringen auf sie ein. Automedon läßt die Rosse nah hinter sich halten, beruft die Ajas und Menelaos, trifft mit dem Wurfspieß den Aretos. * Gleichnis vom geschlachteten Stier. Hektor wirft auf Automedon; der Speer fährt in die Erde. Die Ajas kommen an. Die Troer weichen. Automedon nimmt die Waffen des Aretos, legt sie in den Wagen und tritt selbst hinein. * Gleichnis vom blutbefleckten Löwen. Athene ermuntert die Griechen. Sie wirkt * wie ein erfreuender Regenbogen. In Gestalt des Phönix spricht sie Menelaos an. Dieser wünscht Hülfe von Athenen. Sie stärkt ihn, daß er, * gleich der unverschämten Fliege, immer verscheucht, immer wiederkehrt. Er tötet den Podes. Phöbos ruft den Hektor auf. Zeus donnert auf Ida und schreckt die Achaier. Einige kommen um. Idomeneus und Hektor treffen zusammen. Köranos wird getötet.

Meriones heißt den Idomeneus die Schlacht verlassen. Ajas betrachtet den bösen Stand der Griechen, wünscht jemand nach den Schiffen zu senden, ruft zu Zeus. Dieser zerstreut die Nacht. Menelaos geht den Antilochos zu suchen. * Gleichnis vom zurückgeschlagenen Löwen. Den Leichnam empfiehlt er den andern und sieht sich um. * Gleichnis vom weit- und scharfsichtigen Adler. Verkündet dem Antilochos den Tod des Patroklos. Antilochos eilt zu Fuße nach den Schiffen. Menelaos setzt den Thrasymedes an dessen Stelle, kehrt zum Leichnam zurück, beredet sich mit Ajas. Meriones und Menelaos heben den Leichnam auf, die Troer stürmen an. * Gleichnis vom fliehenden Waldschwein, das verwundet sich wieder gegen die Jäger kehrt. Sie tragen den Leichnam fort. Die Troer toben nach. * Gleichnis vom Stadtbrande, * vom Balken, der aus dem Walde geschleppt wird. Ajas wehrt die Nachdringenden ab. * Gleichnis vom Hügel, der, bis ans Meerufer gestreckt, zugleich die Fluten abwehrt und den Lauf der Ströme bestimmt. Hektor und Äneas verfolgen. * Gleichnis vom langen Zuge der Staren oder Dohlen, die den Habicht erblicken und aufschreien.

Achtzehnter Gesang.

Antilochos eilt zu Achill. Findet diesen, der die Griechen flüchtig sah, schon in Sorgen. Nun vernimmt er den Tod des Patroklos, und außer sich wütet er gegen sich selbst, wehklagt und jammert. Die Mägde und Antilochos sind um ihn beschäftigt. Thetis, die Mutter, hört ihn im Grunde des Meers, weint und schluchzt. Die Nereiden versammeln sich um sie. Viele Namen derselben. Sie beschließt, zum Sohne zu gehen. Alle folgen. Sie kömmt und fragt ihn. Er erzählt den Trauerfall und droht Hektorn. Sie bemerkt ihm, daß er bald nach Hektorn sterben müsse. Achills Gegenrede: er möge nicht leben, weil er Patroklos nicht retten können. Er verwünscht den Zorn, muß sein Schicksal erwarten, welchem Herkules selbst nicht entgehen können, sich aber will er ein- für allemal nicht wehren lassen. Thetis bemerkt: Hektor habe die Waffen, verspricht neue von Hephästos; eilt zum Olymp. Die Griechen fliehen vor Hektor, er faßt den Fuß des Leichnams. Die Ajas vertreiben ihn. * Gleichnis vom nicht zu vertreibenden Löwen. Iris, von Here gesandt, erregt den Achill; dieser antwortet, daß ihm die Rüstung fehle. Iris heißt ihn, sich

unbewaffnet am Graben zu zeigen. Pallas hängt ihm die Ägis um und umgiebt ihn mit Schrecken. * Gleichnis von Kriegs-, Wach- und Belagerungsfeuern. Er tritt durch die Mauer zum Graben und schreit dreimal, sein Haupt umleuchtet ein Feuermeteor. Die Troer fahren zusammen. * Gleichnis von der Trommete. Die Troer zerstieben, die Achaier tragen den Patroklos zu den Schiffen, Achilles folgt. Die Sonne geht unter, der Kampf hört auf. Die Troer ratschlagen. Polydamas rät, sich in die Stadt zurückzuziehen. Hektor widerspricht, die Troer stimmen ihm bei. Die Achaier und Achill jammern um Patroklos. * Gleichnis vom Löwen, dem seine Jungen geraubt worden. Achills Klage über Patroklos' Geschick und sein eignes. Drohung den Feinden. Man wäscht und salbt den Leichnam. Zeus und Here sprechen zusammen, diese bekennt, daß sie den Achill erregt. Thetis kommt in den Palast des Hephästos. Er arbeitet an zwanzig Dreifüßen, die sich selbst in dem Saal der Götter bewegen und so wieder an ihre Plätze zurückkehren. Charis führt die Thetis herein, ruft den Hephästos. Er gedenkt seiner Rettung durch Thetis. Verläßt die Arbeit, wäscht und schmückt sich, kommt von goldenen, aber sinnbegabten Jungfrauen geleitet, redet Thetis an. Sie eröffnet ihr Anliegen, er verspricht die Waffen. Nun geht er zur Arbeit, bereitet die Metalle, verfertigt das Schild und ziert es aus. In der Mitte bildet er die Erde, das Meer, den Himmel und seine Gestirne, im Kreise darum her zwei Städte, eine mit Hochzeitfest und Gerichtsplatz; sodann eine belagerte, von Weibern und Kindern bewahrt, die Männer zogen aus zum Hinterhalt, um Herden zu rauben. Die Belagerer werden es gewahr, eine Schlacht entwickelt sich. Ferner werden gebildet Äcker und Ackerleute, reife Saat und Schnitter, ein Rebengefilde, Weinlesefest, Rinder am Flusse, Hirten und Hunde. Löwen stürzen auf einen Stier, werden von Hunden und Hirten verfolgt. Dädalischer Tanzreihen, der sich an die städtische Hochzeit anschließt. Das Ganze ringsum ist vom Strom des Oceans umschlossen. Sodann verfertigt Vulkan die übrigen Waffen, und Thetis bringt sie hinunter.

Neunzehnter Gesang.

Thetis findet Achill bei der Leiche des Patroklos, legt ihm die Waffen hin, die Myrmidonen erschrecken davor. Er umfaßt leidenschaftlich das göttliche Geschenk, bittet sodann, daß Thetis

den Leichnam frisch erhalten möge. Sie verspricht's. Achill ruft die Griechen zusammen. Alle kommen, auch das letzte Schiffsvolk. Ajax, Ulyß, Agamemnon erscheinen verwundet. Achill spricht, verwünscht die Briseïs, entsagt seinem Zorn, ruft die Griechen auf. Agamemnon redet, schiebt seinen Fehler auf göttlichen und dämonischen Einfluß. * Mythe von der Schuld, die, eine Tochter des Zeus, mit leichten Füßen auf den Häuptern der Männer herwandelt und doch manchen bethört und verstrickt, ja den Zeus selbst berückte, der sie erzürnt aus dem Himmel schleuderte. Zur Sühne bietet er aufs neue die durch die Gesandten versprochenen Geschenke. Achill will vorerst von nichts wissen, sondern fordert vor allen Dingen eine Schlacht. Ulyß verlangt, das Heer solle vorerst zur Stärkung Trank und Speise zu sich nehmen. Agamemnon ist von gleicher Gesinnung. Achill besteht auf persönlichem Fasten, bis Patroklos gerächt sei. Ulyß von seiner Seite setzt das Mittagsmahl des Heeres durch. Man bringt die Geschenke herbei und schlachtet einen Eber als Zeichen der Versöhnung. Agamemnon schwört, daß er die Briseïs nicht berührt habe. Achill, indem er sich begütigt, wirft auch von seiner Seite die Ursache des Streites auf Zeus. Man trennt sich. Briseïs bedauert den Patroklos. Achill beharrt auf dem Fasten. Einige Heerführer bleiben bei ihm. Er gedenkt des Frühmahls, das ihm sonst Patroklos bereitete. Traurige Betrachtungen über sich selbst, über Patroklos, den alten Peleus und Neoptolemos. Zeus sendet Athene, den Achill zu laben. * Gleichnis vom Adler. Sie kömmt und stärkt ihn durch Nektar und Ambrosia. Die Griechen dringen von den Schiffen vor * gleich Schneegestöber, vom Nordwind herangetrieben. Achill rüstet sich, * der Schild wird dem Vollmond verglichen, * sein Leuchten dem flammenden Hirtenfeuer auf dem Berg am Ufer, dessen Abglanz bange Schiffer auf stürmischen Wellen gewahr werden. Die übrige Rüstung schmiegt sich leicht an seinen Körper und hebt ihn, anstatt ihn zu beschweren, er nimmt den Speer des Vaters. Automedon und Alkymos schirren den Wagen; jener steigt ein mit Achill, welcher die Pferde anredet. Xanthos antwortet und weissagt ihm den Tod. Achill erwidert unmutig.

Zwanzigster Gesang.

Die Heere sind von beiden Seiten gerüstet. Jupiter beruft sämtliche Götter und zwar auch die geringsten. Poseidon fragt.

Zeus antwortet und erlaubt den Göttern, beiden Parteien zu helfen. Sie verteilen sich auf die zwei Seiten. Durch die Gegenwart Achills war das Treffen völlig ungleich, durch Einwirkung der Götter schwankt es wieder. Ungeheures Getümmel. Donnerwetter und Erdbeben. Plute entsetzt sich unten. Die Götter reihen sich und bekämpfen einander. Achill sucht Hektor auf. Apoll erregt gegen ihn den Äneas. Dieser weigert sich, eingedenk eines frühern, mißlungenen Kampfes auf dem Ida. Apoll heißt ihn die Götter anrufen. Äneas dringt vor. Juno ermuntert Poseidon und Athene, dem Achill beizustehen. Poseidon will gegen Götter nicht kämpfen und setzt sich mit seiner Partei auf den Wall des Herkules, die Gegenpartei auf Kallikolone. Äneas und Achill begegnen einander. * Gleichnis vom Löwen, der auf eine andringende Masse von Männern erst stolz und verachtend einhertritt, durch Wunde jedoch gereizt, grimmig wütet. Achill droht dem Äneas und verspottet ihn wegen der Flucht nach Lyrnessos. Äneas antwortet gelassen, rühmt sich seines Geschlechts und tadelt erbitternde Worte. Äneas wirft den Spieß, der das gottgegebene Schild nicht durchdringt; Achill wirft den seinigen durch das Schild des Gegners am Rande und fährt mit dem Schwert auf ihn ein. Äneas ergreift einen Feldstein, Poseidon bedauert sein nahes Verderben, spricht von desselben Frömmigkeit zu den Göttern, sowie von jener Weissagung, daß Äneas' Geschlecht die Troer beherrschen werde, weswegen er jetzt zu retten sei, damit er nicht gegen den Willen des Geschicks umkomme. Here will es geschehen lassen. Poseidon umnebelt die Augen des Achilles, legt ihm den eignen abgeschoßnen Speer vor die Füße, versetzt Äneas in eine andere Gegend der Feldschlacht und ermahnt ihn, so lang Achill lebe, auf seiner Hut zu sein. Achill, nun wieder frei und klar umhersehend, erblickt den Äneas nicht mehr, ruft die Griechen auf, Hektor die Trojaner. Apoll rät dem Hektor, nicht mit Achill zu kämpfen. Achill tötet den Iphition, Demoleon und Hippodamas. * Gleichnis vom stöhnenden Stier, dem Poseidon geopfert. Achill tötet den Polydoros, Priamos' Sohn; Hektor, den Bruder zu rächen, eilt herbei. Achill freut sich, droht; Hektor antwortet, sendet die Lanze, Athene haucht sie weg. Achill stürzt auf ihn ein, ihn hüllt Phöbos in Nebel. Verdruß des Achilles. Er tötet mehrere. * Gleichnis vom entsetzlichen Waldbrande, wo der Sturm im dürren Gebirg durch die gewundenen Thäler die Flammen-

wirbel herumtreibt. So mit der Lanze wütet Achill. Blut umströmt das Erdreich. Seine Rosse zerstampfen Schild' und Leichname. * Gleichnis von Rindern, welche die Gerste stampfend ausdreschen. Die Achse, die Ränder des Sitzes triefen von Blut.

Einundzwanzigster Gesang.

Achill verfolgt die Trojaner, ein Teil flieht nach der Stadt, ein Teil stürzt sich in den Xanthos. * Gleichnis von einem Schwarm Heuschrecken, der aus entflammtem Gefilde gegen den Strom fliehend ins Wasser stürzt. Achill ungesäumt springt nach und würgt im Flusse. * Gleichnis vom Delphin, welcher eine große Fischmenge, sie zu verschlingen drohend, vor sich her in die Buchten treibt. Achill sondert zwölf lebende Jünglinge, zieht sie heraus und bindet sie, stürzt wieder hinein, findet den Lykaon, den er schon einmal gefangen und verkauft hatte. Achill glaubt einen Toten zu sehen; jener fleht, Achill wirft den Spieß nach ihm, verfehlt; jener umfaßt seine Knie, erzählt und bittet. Achill antwortet und tötet ihn, spottet seiner und trotzt dem Strom, der sich ereifert. Achill begegnet dem Enkel des Flusses Axios, Asteropäos; dieser stellt sich, Achill droht; jener antwortet und wirft zwei Lanzen, verwundet den Achill am Arm. Dieser wirft seine Lanze und fehlt. Asteropäos will sie aus dem Boden reißen, Achill tötet, verhöhnt ihn und hält sich höher als irgend einen Sohn der Ströme. Aale und Fische umschlängeln sogleich und benagen den Leichnam. Achill geht auf die Päonen los und erschlägt ihrer viele. Skamander entsteigt den Wellen und redet ihm ernstlich zu, Achill soll auf dem Felde kämpfen! Er gehorcht einen Augenblick. Jener redet den Apoll an, Achill springt wieder in den Fluß, welcher grimmig schwillt. Achill reißt eine Ulme aus und entkommt auf die Ebene; der Fluß stürzt ihm nach, Achill entspringt, * dem Adler, dem geschwindesten und mächtigsten Vogel, vergleichbar. Der Strom rauscht nach. * Gleichnis vom wässernden Mann, der schaufelnd aus der Rinne Schutt wegräumt, dem Wasser Luft zu machen, das nun vom abschüssigen Hange herunterbraust und dem Leitenden selbst zuvoreilt. Achill ist bedrängt und wehklagt zu Zeus. * Gleichnis vom jungen, zufällig beim Durchwaten eines Winterstroms ruhmlos ertrunkenen Hirten. Poseidon und Athene treten zu ihm in Menschengestalt, sprechen ihm Mut zu als Götter. Achill ist gestärkt. Xanthos ruft dem Simois, dringt abermals

auf Achill. Juno ist beängstet, redet Hephästos an, dieser entzündet das Gefilde. * Gleichnis vom Nordwind, der einen im Herbst gewässerten Garten schnell zur Freude des Besitzers austrocknet. Hephästos zündet das Uferholz an, der Strom siedet. Xanthos fleht. * Gleichnis vom Kessel, in welchem das Fett des wohlgenährten Mastschweins brodlend auskocht. Xanthos fleht zur Here; diese gebietet dem Hephästos, innezuhalten. Die übrigen Götter, leidenschaftlich erregt, fangen wieder unter einander an zu streiten, ihr Stürmen erregt Krachen des Erdkreises und in der Luft Getöse und Klang wie von Trommeten. Zeus erfreut sich dessen. Ares dringt auf Athene, schilt sie, trifft mit dem Speer die Ägis; Pallas ergreift einen alten Grenzstein, trifft den Ares an den Hals, streckt ihn nieder, spottet seiner. Aphrodite hebt ihn auf und geleitet ihn. Here reizt Athene; diese schlägt Aphroditen, welche, mit Ares niederfallend, von Athenen verhöhnt wird. Here freut sich. Poseidon fordert den Apoll heraus, sie erinnern sich der Dienstzeit bei Laomedon, früherem Herrscher von Troja, wo Poseidon die Stadt erbaute, Phöbos die Herden weidete, zuletzt aber der König sie um den bedungenen Lohn täuscht und sie bedroht. Betrachtung: warum sollten sie nun dieser Stadt, um welcher willen sie so viel gelitten, beistehen? Apollo antwortet dem Poseidon, weicht ihm aus, deshalb ihn Artemis schilt; Juno zürnend antwortet ihr und schlägt sie, Artemis flieht. * Gleichnis von der schüchternen Taube, welche, vom Habicht verfolgt, Felsritzen sucht. Hermes weicht der Leto mit klugbescheidener Entschuldigung aus, sie sammelt die Pfeile der Artemis, diese kommt zu Zeus und klagt ihm die Mißhandlung. Apollo geht nach Troja, die Stadt zu bewahren, die Götter sitzen bei Jupiter. Achilles mordet, * vergleichbar einem vom Stadtbrande aufsteigenden Glutrauch, der auf so vielfaches Unheil hindeutet. Priamos sieht ihn vom Turm, steigt herunter und gebietet die Thore zu öffnen, um die Fliehenden einzulassen. Es geschieht. Apoll eilt hinaus, erregt den Agenor, stellt sich an die Buche; jener überlegt, ob er gegen die Stadt, zum Ida oder ins Feld fliehen soll, ermannt sich aber und erwartet den Achill. * Gleichnis vom Pardel, der unerschrocken aus dem Dickicht einen jagenden Mann anrennt und, ob ihn gleich die Hunde umbellen, nicht zagt, ja verwundet sogar, von der Lanze durchbohrt, nicht rastet. Er fordert den Achill auf, trifft ihn mit der Lanze ans Schienbein, verwundet ihn aber nicht;

Apoll entrückt den Agenor und lockt in dessen Gestalt Achillen gegen den Skamander. Die Troer fliehen in die Stadt und sind gerettet.

Zweiundzwanzigster Gesang.

Die Trojaner hinter der Mauer; die Griechen dicht davor. Hektor bleibt außen, Apoll entdeckt sich dem Achill, dieser beklagt sich über das trügerische Verfahren und wendet sich eilig gegen die Stadt, * gleich den sieggewohnten Rossen, welche den Streitwagen in gestrecktem Laufe durchs Gefilde tragen. Priamos sieht ihn, wie er, * vergleichbar dem Sirius, glänzend, aber schadenbringend erscheint. Der Greis wehklagt, ruft den Hektor an, daß er hereinkomme; dieser aber verharrt außen. Auch die Mutter redet ihm zu, der Held erwartet den Achill. * Gleichnis vom Drachen in der Felskluft des Gebirgs, der, von giftigen Kräutern gesättigt, sich ringlend den Angreifenden erpaßt. Selbstgespräch Hektors und Zweifel. Achill kommt näher; seine Rüstung leuchtet * wie Feuersbrunst oder aufgehende Sonne. Hektor flieht. Achill verfolgt, * wie der behende Gebirgsfalke einer Taube nachstürmt und, ob sie gleich seitwärts lenkt, ihr in jeder Richtung nachschießt. Hektors Flucht an der Mauer her, die Warte vorbei und den Feigenhügel, über den Fahrweg hinweg, an den Quellen des Skamandros hin. Beschreibung derselben. * Gleichnis vom Wettrennen, rasch ums Ziel, den hohen Preis im Auge. Sie laufen dreimal vor Ilium herum, Zeus bejammert den Hektor, Athene widerspricht, Zeus läßt sie gewähren, sendet sie; Hektor wird noch immer verfolgt. * Gleichnis vom Hirschkalb, das, um Thal und Gebüsche sich windend oder sich hie und da niederzuthun versuchend, immer vom spürenden Hund aufgefunden wird. * Gleichnis vom Traum, wo der Fliehende nicht entfliehen, der Verfolger nicht einholen kann. Apoll stärkt den Hektor, Achill verbietet den Seinen, dem Hektor zu schaden. Zeus wägt die Schicksale, Athene spricht mit Achill. Achill ruht. In Deiphobos' Gestalt tritt sie zum Hektor, Anrede, Hektors Freude, Athenes Antwort und Vorschritt. Hektor spricht zu Achill: der Überwinder solle mit des Gegners Leichnam schonend verfahren. Achill antwortet unversöhnlich, wirft die Lanze und fehlt. Athene giebt sie zurück. Hektor droht, wirft die Lanze, sie prallt auf dem Schild ab. Hektor vermißt den Deiphobos und merkt den Betrug. Traurige,

doch mutvolle Rede; er dringt mit gezucktem Schwert auf Achill, * gleich dem Adler, der aus düstern Wolken auf die Ebene herabstürzt, den Hasen oder das Lamm aus dem Busch, wo es sich hingeduckt, zu fahen. Achill stürmt entgegen, das Eisen des Speers blinkt * wie der Abendstern. Hektor wird am Halse getroffen, fällt, Achill frohlockt; Hektor bittet, seinen Leichnam zurückzugeben, Achill schlägt es ab. Hektor weissagt ihm den Tod und stirbt; Achill erwidert, beraubt ihn der Waffen. Die Griechen staunen den Leichnam an und verwunden ihn. Achill rät, Troja zu bestürmen, doch will er erst den Patroklos bestatten, schleppt den Hektor nach den Schiffen. Die Trojaner jammern, Priamos in Verzweiflung will hinaus; Rede des Priamos, Rede der Hekabe. Andromache im Palast, ein Gewand für Hektor bereitend und ihm ein Bad bestellend, weiß noch nichts; nun vernimmt sie das Wehklagen, eilt auf den Turm, * einer Mänade gleich, erblickt den geschleiften Hektor, fällt in Ohnmacht, kommt wieder zu sich; schöne Rede derselben.

Dreiundzwanzigster Gesang.

Die Griechen zerstreuen sich zu ihren Schiffen, die Myrmidonen bleiben beisammen; Achill redet sie an, sie umfahren Patroklos' Leichnam, bejammern ihn, Achill vor allen; Hektor wird in der Nähe auf die Erde geworfen, sie schirren die Rosse ab. Achill giebt den Totenschmaus, er wird zum Agamemnon geführt, der ihm ein Bad bereiten will. Achill verweigert, vor Patroklos' Bestattung zu baden, verlangt, daß genugsames Holz herbeigeschafft und das Nötige vorbereitet werde. Sie schmausen und gehen zu ihren Zelten. Achill schläft am Gestade, Patroklos erscheint ihm. Rede des Patroklos, Bitte um Bestattung und Aufnahme beider in eine Urne; Achill verspricht's ihm, der Schatten verschwindet. Achill erwachend spricht über den Traum und die nach dem Tode übrig bleibenden Schattengebilde. Agamemnon besorgt Holz vom Ida durch Meriones, man schafft es an den Strand; die Myrmidonen bringen den Leichnam, bedeckt mit ihm geweihten Locken, und schichten den Holzstoß, Achill schneidet sein Haupthaar ab. Agamemnon auf Achills Anrede läßt die Griechen auseinandergehen; die Myrmidonen bleiben und fahren am Totengerüste fort. Sie legen den Leichnam darauf; Tiere werden geschlachtet, zugleich die zwölf Troer. Der Scheiterhaufen wird

angezündet; Rede des Achilles an Patroklos. Hektors Leichnam wird durch die Götter erhalten. Achill ruft die Winde an; Iris holt sie aus Zephyrs Wohnung, wo sie schmausen, sie kommen, und das Gerüste verbrennt. Achill schläft gegen Morgen; dessen Verordnung wegen der Gebeine des Patroklos. Sie werden aufgesucht und der Totenhügel aufgeworfen. Achill stellt Preise zum Kampf auf. Erst zum Wagenrennen. Er lobt seine Pferde und bedauert den Verlust ihres Lenkers. Eumelos steht auf, dann Diomed, Menelaos, Antilochos. Nestor giebt seinem Sohne guten Rat, beschreibt ihm das Ziel und heißt ihn ganz nahe dran weg fahren. Meriones schirrt auch an; sie losen. Phönix wird ans Ziel gestellt; sie fahren ab, sie kommen gegen das Ziel, Eumelos jagt vor, Diomed ihm nach; dieser verliert die Geißel, Pallas giebt sie ihm zurück und zerbricht dem Eumelos den Wagen. Diomed fährt vorbei, ihm folgt Menelaos; Antilochos, der letzte, ruft seine Pferde an, er fährt in einen Hohlweg, in welchen Menelaos einlenkte, macht diesen einen Augenblick irre und kommt zuvor; Menelaos zürnt. Idomeneus sieht zuerst die rückkehrenden Rosse, vermißt den Eumelos und will den Diomed kommen sehen. Ajax schilt ihn, daß er unrecht sehe. Idomeneus verantwortet sich und will wetten; Achill beruhigt sie. Diomed kommt an, nimmt den ersten Kampfpreis, dann Antilochos, nahe hinter ihm Menelaos, dann Meriones, eines Speerwurfs weit, Eumelos zuletzt mit dem zerbrochenen Wagen. Achill will ihm den zweiten Preis geben, Antilochos widersetzt sich; Achill ist geneigt, dem Eumelos ein besonder Geschenk zu geben. Menelaos steht auf und hadert mit dem Antilochos, der sich entschuldigt und die Stute abtritt; Menelaos ist besänftigt und giebt sie zurück, nimmt den dritten Preis, den vierten Meriones; den fünften giebt Achill dem Nestor, weil er vor Alter sich nicht mit versuchen können. Nestor dankt und erinnert sich voriger Zeiten. Achill setzt die Preise des Faustkampfs. Panopeus erhebt sich und trotzt; Euryalos steht dagegen auf und wird besiegt. Achill setzt die Preise des Ringens. Ajax und Ulyß treten auf und fassen sich an. * Gleichnis vom wohlgefügten Zimmergesparre. Sie können beide einander nichts anhaben. Ajax hebt den Gegner in die Höhe, dieser aber wirft ihn um und fällt auf ihn. Sie umschlingen sich noch einmal, Ajax wird kaum gehoben, und sie fallen zusammen. Achilles trennt sie, setzt die Preise des Wettlaufs. Der zweite Ajax, Odysseus, Anti-

lochos stehen auf. Ajas hat den Vorsprung, er strauchelt aber am Ende der Bahn und fällt, sich im Kote besudelnd. Die Griechen lachen. Odysseus nimmt den ersten, Antilochos den dritten Preis. Dieser rühmt den Ajax und Achill, deswegen dieser die Gabe vermehrt. Achill setzt Preise für den bewaffneten Zweikampf. Ajax und Diomed treten auf, setzen sich heftig zu und werden auseinander geschieden. Achill bringt Cetions Kugel, so schwer von Eisen, daß sie ein begüterter Landmann nur in fünf Jahren zu seinem Geschäft verschmieden könnte. Polypötes gewinnt den Preis. Achill setzt Preise des Bogenschießens. Teukros trifft den Faden, Meriones die wegfliegende Taube. Preise des Wurfspeers. Agamemnon erhält den ersten ohne Versuch, Meriones den zweiten.

Vierundzwanzigster Gesang.

Die übrigen gehen nach den Schiffen zurück; Achill kann nicht schlafen, er schleppt den Leichnam um Patroklos' Grab; die Götter sind in Mitleiden und Haß geteilt. Apollo spricht für den Leichnam, Here dagegen; Jupiter läßt die Thetis rufen, Iris taucht in die Tiefe, * gleich der bleibeschwerten Angel des Fischers. Thetis kommt mit Iris, Jupiter will, sie soll den Sohn bereden. Sie geht hinab, beredet den Achill, dieser giebt nach. Zeus schickt die Iris zum Priamos, sie kommt und findet die Trauernden, richtet ihre Botschaft an Priamos heimlich aus; dieser gebietet, den Wagen zu rüsten, vertraut's der Hekabe, die sich widersetzt. Priamos besteht darauf und wählt die Geschenke; die Troer wollen ihn abhalten, Priamos beschilt sie. Desgleichen beschilt er die Söhne, diese bereiten den Wagen, spannen die Mäuler vor. Hekabe bringt den Becher, heißt den Gemahl opfern, Priamos sprengt und betet, bittet um ein Zeichen. Der schwarzgefiederte Adler, die Schwingen * gleich einer Flügelthüre ausbreitend, stürmt rechts her über die Stadt heran. Der Greis fährt ab, den vierrädrigen Wagen mit Geschenken vor sich, von einem älteren Diener geleitet. Die begleitenden Söhne gehen nach der Stadt zurück. Jupiter schickt den Hermes. Priamos kommt an den Skamander, sie bemerken den Hermes; der Alte fürchtet sich, Hermes redet ihn an, Priamos antwortet, Hermes erwidert; Priamos fragt, wer er sei. Hermes giebt sich für einen Myrmidonen aus. Priamos fragt nach Hektor, Hermes giebt ihm Nach-

richt, Priamos freut sich, daß der Leichnam unversehrt sei. Bietet Geschenke und bittet um Geleit; Hermes schlägt das Geschenk aus und besteigt mit ihm den Wagen, bringt ihn ins Lager und zur Wohnung Achills, giebt sich zu erkennen und entfernt sich. Priamos eilt in Achills Wohnung, findet ihn bedient von Automedon und Alkimos, wirft sich nieder und umfaßt Achills Knie; er und die beiden erstaunen, * wie man sich vor einem Manne entsetzt, der, von seinem Volke vertrieben, im fremden Lande zu einem Begüterten sich flüchtet. Priamos ergreift das Wort, erinnert Achillen an Vater Peleus, der noch die Hoffnung nähren könne, seinen einzigen Sohn wiederzusehen; schildert dagegen seinen eigenen Zustand, sonst so kinderbegabt, jetzt verwaist. Er fleht um Mitleid, alle sind gerührt. Achill sehnt sich nach dem Vater, fühlt sich milder und lehnt den Bittenden sanft ab. Priamos weint und jammert. Achill wehklagt um den Vater und Patroklos; hebt den Greis auf, bewundert dessen Mut, sich ihm zu nahen, tröstet ihn mit Betrachtung der leidigen menschlichen Schicksale und bringt beide Väter als Beispiel. Heißt den Alten sitzen; dieser weigert sich und dringt auf Herausgabe der Leiche. Achill zürnt, da er sie ohnehin auszuliefern geneigt ist. Sodann nimmt er mit Hülfe der Seinigen die Geschenke, die Mägde waschen den Leichnam, man legt ihn auf den Wagen. Achills Anrede an Patroklos, Anrede an Priamos, Beispiel von der Niobe, welche bei größtem Leid Nahrung nicht verschmäht. Essen wird vorgesetzt. Die beiden, sich nun erst ruhig anschauend, erstaunen wechselseitig über Kraft und Würde. Priamos will schlafen, ein köstliches Lager wird bereitet, Achill rät ihm, abseits in der Halle zu schlafen, damit er nicht etwa entdeckt werde. Gewährt elf Tage Waffenstillstand zu Bestattung Hektors. Beide schlafen. Hermes weckt den Priamos, befördert seine Abfahrt, daß er nicht Agamemnon in die Hände falle; sie kehren gegen Troja zurück. Kassandra erblickt sie vom Schlosse; alles geht entgegen und jammert, sie bringen den Leichnam in die Wohnung. Klage der Andromache, der Hekabe, der Helena. Priamos befiehlt, das Holz zu holen. Es geschieht. Sie schleppen neun Tage, verbrennen den Leichnam und feiern das Beerdigungsmahl.

Über Goethes Harzreise im Winter.

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Zweites Heft. 1821. S. 43—59.)

Abgedruckt Bd. II, S. 175—183.

Graf Carmagnola noch einmal.

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Zweites Heft. 1821. S. 60—73.)

Wir kommen gern zu unserm Freund zurück und hoffen mit Begünstigung unserer Leser; denn man kann bei einem Gedicht ebenso viel sagen als bei zehnen, und noch dazu in besserer Folge. Wie gut und heilsam unsere erste Recension auf den Autor gewirkt, hat er uns selbst eröffnet, und es gereicht zu großer Freude, mit einem so liebwerten Manne in nähere Verbindung getreten zu sein; an seinen Äußerungen erkennen wir deutlich, daß er im Fortschreiten ist. Mögen so treue Bemühungen von seiner Nation und andern freundlich anerkannt werden.

Im vorhergehenden Hefte haben wir ihn schon gegen seinen Landsmann verteidigt, nun sehen wir uns in dem Falle, ihn auch gegen einen Ausländer in Schutz zu nehmen.

Die englischen Kritiker, wie wir sie aus ihren vielfachen Zeitschriften kennen, sind aller Achtung wert; höchst erfreulich ist ihre Kenntnis auch fremder Litteraturen; Ernst und Ausführlichkeit, womit sie zu Werke gehen, erregen unsere Bewunderung, und wir gestehen gern, daß viel von ihnen zu lernen sei. Sodann macht es einen guten Eindruck, daß sie sich selbst und ihr Publikum respektieren, welches freilich, auf Wort und Schrift höchst aufmerksam, schwer zu befriedigen, zu Widerspruch und Gegensatz immer aufgelegt sein mag.

Nun kann aber der Vortrag eines Sachwalters vor den Richtern, eines Redners vor landständischer Versammlung noch so gründlich und auslangend sein, es thut sich doch ein Widersacher mit gewichtigen Gründen gar bald hervor, die aufmerkenden, erwägenden Zuhörer sind selbst geteilt, und irgend eine bedeutende Sache wird oft mit der mindesten Majorität entschieden.

4. Graf Carmagnola noch einmal. Vgl. S. 307 und 323. — 9 f. Wie gut und heilsam ... eröffnet. In dem in Bd. 32 (aus Kunst und Altertum IV, 1, 1823) abgedruckten Briefe. — 15 f. Im vorhergehenden Hefte ... verteidigt. Siehe S. 307 Z. 12 Anm.

In solchem, obgleich stillem Widerstreite befinden wir uns gelegentlich gegen ausländische und inländische Kritiker, denen wir Sachkenntnis keineswegs absprechen, oft ihre Prämissen zugestehen und dennoch andere Folgerungen daraus ziehen.

Den Engländer aber besonders entschuldigen wir, wenn er sich hart und ungerecht gegen das Ausland erweist; denn wer Shakespeare unter seinen Vorfahren sieht, darf sich wohl vom Ahnenstolze hinreißen lassen.

Vor allen Dingen sei aber nun die Originalstelle hier eingeschaltet, damit jedermann beurteilen könne, gegen was wir uns auflehnen.

Quarterly Review. Nr. XLVII. Dec. 1820. p. 86.

The author of the Conte di Carmagnola, Alessandro Manzoni, in his preface, boldly declares war against the Unities. To ourselves, „chartered libertines", as we consider ourselves on the authority of Shakspeare's example and Johnsohn's argument, little confirmation will be gained from this proselyte to our tramontane notions of dramatic liberty: we fear, however, that the Italians will require a more splendid violation of their old established laws, before they are led to abandon them. Carmagnola wants poetry; the parting scene between the unhappy Count and his family is indeed affecting, but with this praise and that of occasional simple and manly eloquence the drama itself might be dismissed. We cannot, however, refrain from making known to our readers the most noble piece of Italian lyric poetry which the present day has produced, and which occurs as a chorus at the end of the second act of his drama; and we confess our hopes that the author will prefer, in future, gratifying us with splendid odes, rather than offending us by feeble tragedy.

Was uns besonders bewog, das Original hier einzurücken, war, daß wir vorerst die Gedankenfolge jenes kritischen Vortrags ungestört dem Leser zur Beurteilung vorlegen wollten, indem wir zu Gunsten unserer Polemik die Übersetzung zu zerstücken und umzuwenden rätlich finden.

„Der Verfasser des Grafen Carmagnola erklärt in seiner Vorrede den angenommenen Theatereinheiten kühn den Krieg; wir

aber, privilegierte Freidenker, wofür wir uns, und zwar auf Shakespeares Beispiel und Johnsons Gründe gestützt, selbst erklären, wir werden durch diesen Neubekehrten für unsere nordischen Begriffe von dramatischer Freiheit wenig Bestätigung gewinnen."

Hierauf erwidern wir: Ein Engländer, der über zweihundert Jahre auf seiner Bühne die grenzenlosesten Freiheiten gewohnt ist, was erwartet er für Bestätigung von einem auswärtigen Dichter, der in ganz andern Regionen, in ganz anderm Sinne seinen Weg geht?

„Jedoch fürchten wir, daß die Italiener, ehe sie auf ihre alten herkömmlichen Gesetze Verzicht thun, eine bedeutendere Übertretung derselben verlangen werden."

Keineswegs! Wir loben dagegen den Autor, der vor einem strengen und, wie man am heftigen Widerstreite sieht, teilweise unbiegsamen Publikum handelt, wenn er als guter Kopf, Talent, Genie durch sanftes Ausweichen versucht, eine löbliche Freiheit zu erlangen. Hiebei kann der Autor seine eigene Nation nicht einmal zu Rate ziehen, geschweige eine fremde; ebenso wenig darf er fragen, was Entfernte, Andersgebildete für Vorteil aus seiner Arbeit gewinnen mögen.

Nun aber wird sich ausweisen, indem wir jenen kritischen Vortrag fernerhin zerlegen und umstellen, daß der nicht sonderlich gewogne Kritiker zu Ehren unseres Dichters dennoch günstige Zeugnisse abzulegen genötigt ist.

„Der Dichter verdient das Lob einer der Gelegenheit angemessenen Beredsamkeit."

Kann man vom Dramatiker mehr fordern und ihm mehr zugeben? Was könnte denn Beredsamkeit sein, wenn sie nicht gelegentlich wäre? Das englische Rednertalent wird deshalb von der Welt bewundert, weil so viel erfahrne, unterrichtete Männer bei jeder eintretenden Gelegenheit gerade das Rechte, Gehörige, Schickliche, im Parteisinn Wirksame auszusprechen verstehen. Dieses Bekenntnis also des Kritikers, nur in Eile hingeworfen, nehmen wir dienlich auf und geben ihm die eigentliche Bedeutung.

„Die Scheidescene des unglücklichen Grafen und seiner Familie ist wahrhaft herzergreifend."

Also wahrhaft männliche Redekunst und herzergreifende, gefühlvolle Behandlung, beides zu rechter Zeit, am passenden Ort,

wird zugestanden. Wir verlangen nicht mehr, und der Autor wird es dankbar anerkennen. Wie muß uns nun aber folgendes erfreuen:

„Unterlassen können wir nicht, unsere Leser mit dem edelsten lyrischen Stücke, welches die neuere italienische Dichtkunst hervorgebracht, bekannt zu machen; es folgt als Chor dem zweiten Akte des Dramas. Eine Übersetzung ist beigefügt."

Also auch das höchste lyrische Verdienst, zu dem rhetorischen und elegischen gesellt, wird dem Dichter zugestanden! Und doch hatte der Kritiker beliebt, seinen Vortrag mit den harten Worten anzufangen:

„Carmagnola fehlt es an Poesie."

Diese so dürrhin ausgesprochene Ungerechtigkeit wird durch jene Nachsätze keineswegs bewährt und begründet; sie sagen vielmehr gerade das Gegenteil. Wie es uns denn auch scheint, daß sich der Kritiker zuletzt keineswegs gut aus der Sache ziehe, wenn er sagt:

„Und wir bekennen unsere Hoffnung, daß der Autor uns künftig durch glänzende Oden lieber befriedigen, als durch schwache Tragödien verletzen werde."

Ehe wir weiter gehen, erlauben wir uns folgende Betrachtung. Es giebt eine zerstörende Kritik und eine produktive. Jene ist sehr leicht; denn man darf sich nur irgend einen Maßstab, irgend ein Musterbild, so borniert sie auch seien, in Gedanken aufstellen, sodann aber kühnlich versichern, vorliegendes Kunstwerk passe nicht dazu, tauge deswegen nichts, die Sache sei abgethan, und man dürfe ohne weiteres seine Forderung als unbefriedigt erklären, und so befreit man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler.

Die produktive Kritik ist um ein gutes Teil schwerer; sie fragt: Was hat sich der Autor vorgesetzt? Ist dieser Vorsatz vernünftig und verständig? und inwiefern ist es gelungen, ihn auszuführen? Werden diese Fragen einsichtig und liebevoll beantwortet, so helfen wir dem Verfasser nach, welcher bei seinen ersten Arbeiten gewiß schon Vorschritte gethan und sich unserer Kritik entgegengehoben hat.

Machen wir aufmerksam auf noch einen Punkt, den man nicht genug beobachtet: daß man mehr um des Autors als des

Publikums willen urteilen müsse. Tagtäglich sehen wir, daß ein Theaterstück, ein Roman ohne die mindeste Rücksicht auf Recensionen von Lesern und Leserinnen nach individuell eigenster Weise aufgenommen, gelobt, gescholten, ans Herz geschlossen oder vom Herzen ausgeschlossen werde, je nachdem das Kunstwerk mit irgend einer Persönlichkeit zufällig zusammentreffen mag.

Kehren wir jedoch zu unserer Tragödie zurück, und zwar zu der Schlußscene, zum Scheiden des Grafen von seiner Familie. Wir thun dies um so lieber, als wir bei unserm bisherigen Vortrag davon geschwiegen. Der englische Kunstrichter nennt sie wahrhaft herzergreifend; uns gilt sie auch dafür, und ihr Gelingen ist um desto verdienstlicher, als durch das ganze Stück keine zarte, thränenhafte Rührung vorbereitet ist. Nach des Herrn Manzoni ruhig fortschreitender, ohne Verschränkung gerade vor sich hinwandelnder Weise vernimmt man im Laufe des Stücks zwar, daß Graf Carmagnola Gemahlin und Tochter habe, sie erscheinen aber nicht selbst, als ganz zuletzt, wo sie das den Grafen befallene Unglück urplötzlich vernehmen. Der Dichter hat sich hier, wie in dem unmittelbar darauf folgenden Monolog des Grafen, nicht weniger in der Scheidescene selbst musterhaft bewiesen, und wir triumphieren, daß er dem Engländer ein indeed affecting abgewonnen hat.

Zwar wissen wir aus eigener Erfahrung, daß man nach aufgezogenem Vorhang mit wenigen gesprochenen Zeilen ein großes Publikum gleichsam aus dem Stegreife rühren könne; näher betrachtet jedoch sieht man, daß immer etwas vorausgegangen sein müsse; irgend ein vorbereitender Anteil muß schon in der Menge walten, und wenn man diesen aufzufassen, den Augenblick zu nutzen weiß, so darf man seiner Wirkung gewiß sein.

Ebenso, wenn Herrn Manzoni geglückt ist, durch einen Chor den Geist lyrisch zu erheben und anzufeuern, so vermochte er das nur in Gefolg der zwei ersten Akte; gleichermaßen entspringt aus den drei letzten Akten die Rührung der Endscene. Wie nun der Dichter seine Redekunst nicht hätte entwickeln können, ohne die schöne Gelegenheit, Doge, Senatoren, Generale, Kommissarien und Soldaten sprechen zu lassen, ebenso wenig hätte er uns lyrisch begeistert oder elegisch gerührt ohne die edlen Prämissen, auf die er vertrauen konnte.

Eine Ode besteht nicht an und für sich; sie muß aus einem

schon bewegten Elemente hervorsteigen. Wodurch wirken die pindarischen so mächtig, als daß ihnen die Herrlichkeiten großer Städte, ganzer Länder und Geschlechtsfolgen als Basis dienen, worauf denn die eminente Persönlichkeit eines Einzelnen emporgehoben wird.

Man gedenke der unwiderstehlichen Gewalt tragischer Chöre der Griechen. Wodurch steigern sie sich aber, als auf dem dazwischen, von einem Akt zum andern sich steigernden dramatischen Interesse?

Herr Manzoni hat sich als lyrischen Dichter in seinen heiligen Hymnen zu unserer Freude früher bewiesen. Wo konnten aber diese wachsen und gedeihen als auf dem fruchtbaren Boden der christlich-römisch-katholischen Religion? Und doch läßt er aus diesem breiten Felde nur fünf Hymnen aufsteigen. Dann finden wir den mysterios frommen Gehalt durchaus einfach behandelt, kein Wort, keine Wendung, die nicht jedem Italiener von Jugend auf bekannt wären, und doch sind die Gesänge originell, sind neu und überraschend. Von dem zarten Anklang des Namens Maria bis zum ernsten Versuch einer Judenbekehrung alles lieblich, kräftig und zierlich.

Nach diesen Betrachtungen dürften wir wohl unsern Dichter ersuchen, das Theater und seine eigens gewählte Weise nicht zu verlassen, aber darauf zu sehen, daß der zu wählende Stoff an und für sich rührend sei; denn genau betrachtet, liegt das Rührende mehr im Stoff als in der Behandlung.

Nicht als Vorschlag sondern nur eines schnellern Verständnisses wegen nennen wir die Räumung von Parga. Zwar möchte dieses Sujet gegenwärtig zu behandeln einigermaßen gefährlich sein; unsere Nachkommen werden sich's nicht entgehen lassen. Wenn es aber Herr Manzoni ergreifen dürfte und es nur in seiner ruhigen, klaren Art durchführte, sein überzeugendes Rednertalent, seine Gabe, elegisch zu rühren und lyrisch aufzuregen, in Thätigkeit setzen wollte, so würden von der ersten bis zur letzten Scene Thränen genug fließen, so daß der Engländer selbst,

26. die Räumung von Parga. Die griechische Stadt Parga, gegenüber der Insel Paxos am adriatischen Meere gelegen, stand bis zum Untergang der Republik Venedig (1797) unter deren Schutz. Die Angriffe, die Ali Pascha von Janina auf die Stadt machte, wurden siegreich abgeschlagen; aber nachdem die Einwohner an die Engländer die Bitte gerichtet, sie in die Republik der Jonischen Inseln aufzunehmen, und nachdem eine englische Besatzung in die Stadt eingelassen worden war, übergaben die Engländer 1819 die Stadt Ali Pascha und die Bewohner wanderten fast sämtlich aus. Das Ereignis erweckte um so größere Teilnahme, da Parga lange Zeit die Zuflucht aller von dem Pascha Verfolgten gewesen war.

wenn er auch durch die bedenkliche Rolle, die seine Landsleute dabei spielen, sich einigermaßen verletzt (offended) fühlte, er das Stück doch gewiß keine schwache Tragödie nennen würde.

Erklärung und Bitte.

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Zweites Heft. 1821. S. 186.)

Seit mehreren Jahren bin ich so glücklich, des schönen Vertrauens meiner lieben Landsleute zu genießen; ich erhalte daher öftere Sendungen und Anfragen von wohldenkenden, talentreichen, strebenden jüngeren und älteren Personen. So wie es nur möglich war, habe ich darauf erwidert; nun aber vermehrt sich dieses Wohlwollen, indes die Kräfte sich vermindern und einzelnen zu antworten ganz unmöglich wird. Weil aber diese Sendungen und Fragen meistens von schöner Bedeutung sind, so erregen sie Gedanken und Empfindungen, die ich wohl mitzuteilen wünschte. Ich werde daher in meinen Heften dergleichen niederlegen und ersuche meine unbefriedigten werten Korrespondenten, sich darin umzusehn.

(Berichtigung.)

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Zweites Heft. 1821. S. 187.)

Siehe S. 340 Z. 1 Anm.

Indische und chinesische Dichtung.

(Goethes nachgelassene Werke. Neunter Band. 1833. S. 142—145.)

Wir würden höchst undankbar sein, wenn wir nicht indischer Dichtungen gedenken wollten, und zwar solcher, die deshalb be-

17. (Berichtigung.) Ohne Überschrift. — 20. Indische und chinesische Dichtung. Im Anschluß an die Ausgabe von 1869 setzen wir diesen Aufsatz ins Jahr 1821. Für dieses Jahr als Zeit der Abfassung spricht die Bemerkung in den Annalen 1821: „Unter Vermittlung des Englischen nach Anleitung des werten Professor Rosegarten wandte ich mich wieder eine Zeit lang nach Indien. Durch seine genaue Übersetzung des Anfangs von Kamarupa [Megha-Duta] kam dieses unschätzbare Gedicht mir wieder lebendig vor die Seele und gewann ungemein durch eine so treue Annäherung. Auch Nala studierte ich mit Bewunderung und bedauerte nur, daß bei uns Empfindung, Sitten und Denkweise so verschieden von jener östlichen Nation sich ausgebildet haben, daß ein so bedeutendes Werk unter uns nur wenige, vielleicht nur Leser vom Fache sich gewinnen möchte." Das „neuerlich mitgeteilte chinesische Drama" ist im Morgenblatt 1818 erschienen, die übrigen besprochenen Werke sind Goethe schon früher bekannt geworden. Auch hieraus ergiebt sich, daß der Aufsatz schwerlich später als 1821 verfaßt sein kann. Er scheint, seiner Form nach, für „Kunst und Altertum" bestimmt gewesen zu sein. Im ersten Druck lautet die Überschrift „Indische Dichtung".

wundernswürdig sind, weil sie sich aus dem Konflikt mit der abstrusesten Philosophie auf einer und mit der monstrosesten Religion auf der andern Seite im glücklichsten Naturell durchhelfen und von beiden nicht mehr annehmen, als ihnen zur innern Tiefe und äußern Würde frommen mag.

Vor allen wird Sakontala von uns genannt, in deren Bewunderung wir uns jahrelang versenkten. Weibliche Reinheit, schuldlose Nachgiebigkeit, Vergeßlichkeit des Mannes, mütterliche Abgesondertheit, Vater und Mutter durch den Sohn vereint, die allernatürlichsten Zustände, hier aber in die Regionen der Wunder, die zwischen Himmel und Erde wie fruchtbare Wolken schweben, poetisch erhöht, und ein ganz gewöhnliches Naturschauspiel, durch Götter und Götterkinder aufgeführt.

Mit Gita-Govinda ist es derselbige Fall; auch hier kann das Äußerste nur dargestellt werden, wenn Götter und Halbgötter die Handlung bilden. Uns Westländern konnte der würdige Übersetzer nur die erste Hälfte zuteilen, welche die grenzenloseste Eifersucht einer Halbgöttin darstellt, die von ihrem Liebhaber verlassen ist oder sich verlassen glaubt. Die Ausführlichkeit dieser Malerei bis ins allerkleinste spricht uns durchgängig an; wie müßte uns aber bei der zweiten Hälfte zu Mute werden, welche den rückkehrenden Gott, die unmäßige Freude der Geliebten, den grenzenlosen

1 ff. Konflikt mit der abstrusesten Philosophie auf einer und mit der monstrosesten Religion auf der andern Seite. Vgl. Zahme Xenien II, 13—15 (Werke III, 1, 188 f.), besonders das letzte in engem Bezug zu unserm Aufsatz:

Der Ost hat sie schon längst verschlungen,
Kalidas und andre sind durchgedrungen;
Sie haben mit Dichterzierlichkeit
Von Pfaffen und Fratzen uns befreit.
In Indien möcht' ich selber leben,
Hätt' es nur keine Steinhauer gegeben.
Was will man denn vergnüglicher wissen?
Sakontala, Nala, die muß man küssen,
Und Megha-Duta, den Wolkengesandten,
Wer schickt ihn nicht gern zu Seelenverwandten!

— 6. Sakontala. Bereits im Mai 1791 dichtete Goethe, durch Forsters Übertragung der englischen Übersetzung der „Sakontala" hingerissen, das nach ihr benannte herrliche Epigramm (Werke II, 209). Auch in den Sprüchen in Prosa (Ethisches, Siebente Abteilung) erwähnte er ihrer mit höchster Anerkennung und später gab er seinem Enthusiasmus für das „unergründliche Werk", das er sogar der deutschen Bühne anzueignen strebte, Ausdruck, als ihm Chézy seine Übersetzung zusendet (an Chézy 9. Oktober 1830). — 14. Gita-Govinda oder die Gesänge Jajadevas, eines altindischen Dichters. Aus dem Sanskrit ins Englische, aus diesem ins Deutsche übersetzt von F. H. von Dalberg. Erfurt 1802. Von der Beschäftigung mit dem Gedicht, das Goethe sehr merkwürdig war, finden sich im Tagebuch 1802 folgende Zeugnisse: 22. Januar Hrn. Hofr. Schiller. Mit dem Indianischen Gedicht. 17. Februar Jones' Werke, besonders Gita-Govinda im Original. Siehe auch die Briefe an Schiller vom 22. Januar und 19. Februar.

Genuß der Liebenden darzustellen bestimmt ist und es wohl auf eine solche Weise thun mag, die jene erste überschwängliche Entbehrung aufzuwiegen geeignet sei.

Der unvergleichliche Jones kannte seine westlichen Insulaner gut genug, um sich auch in diesem Falle wie immer in den Grenzen europäischer Schicklichkeit zu halten; und doch hat er solche Andeutungen gewagt, daß einer seiner deutschen Übersetzer sie zu beseitigen und zu tilgen für nötig erachtet.

Enthalten können wir uns ferner nicht, des neueren bekannt gewordenen Gedichtes Megha-Duta zu gedenken. Auch dieses enthält, wie die vorigen, rein menschliche Verhältnisse. Ein aus dem nördlichen Indien in das südliche verbannter Höfling giebt zur Zeit, da der ungeheure Zug geballter und sich ewig verwandelnder Wolken von der Südspitze der Halbinsel nach den nördlichen Gebirgen unaufhaltsam hinzieht und die Regenzeit vorbereitet, einer dieser riesenhaften Lufterscheinungen den Auftrag, seine zurückgebliebene Gattin zu begrüßen, sie wegen der noch kurzen Zeit seines Exils zu trösten, unterwegs aber Städte und Länder, wo seine Freunde befindlich, zu beachten und sie zu segnen, wodurch man einen Begriff des Raumes erhält, der ihn von der Geliebten trennt, und zugleich ein Bild, wie reichlich diese Landschaft im einzelnen ausgestattet sein müsse.

Alle diese Gedichte sind uns durch Übersetzungen mitgeteilt, die sich mehr oder weniger vom Original entfernen, so daß wir nur ein allgemeines Bild ohne die begrenzte Eigentümlichkeit des Originals gewahr werden. Der Unterschied ist freilich sehr groß, wie aus einer Übersetzung mehrerer Verse unmittelbar aus dem Sanskrit, die ich Herrn Professor Kosegarten schuldig geworden, aufs klarste in die Augen leuchtet.

Aus diesem fernen Osten können wir nicht zurückkehren, ohne

1. Der unvergleichliche Jones. Sir William Jones (1746—1791), seit 1783 Oberrichter von Bengalen, der Begründer der orientalischen Studien in Europa. Er stiftete 1784 die Asiatische Gesellschaft in Kalkutta, übersetzte eine Anzahl indischer Dichtungen und gab als der erste 1792 ein Sanskritwerk heraus. Auch auf dem Gebiet vergleichender Sagenforschung gab er durch seine Hinweise auf die Verwandtschaft indischer und europäischer Mythologie reiche Anregung. Seine zimperlichen Auslassungen in „Gita-Govinda", die durch den deutschen Übersetzer noch vermehrt wurden, erregten bei Goethe die Absicht, den Schluß, der hauptsächlich dadurch geschädigt war, selbst zu übertragen. — 10. Megha-Duta, zu deutsch der Wolkenbote, angeblich von Kalidasa, war 1813, von Wilson übersetzt, in Kalkutta erschienen. Proben einer deutschen Übersetzung von Kosegarten erschienen in der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1818 Nr. 131. Über Wilsons und Kosegartens Übersetzungen vgl. die Noten und Abhandlungen zum Westöstlichen Divan (Werke IV, 352). Siehe auch Annalen 1817 und 1821. An der letzteren Stelle (oben S. 386 Z. 20 Anm. angeführt) steht für „Megha-Duta" das gleichbedeutende „Kamarupa".

des neuerlich mitgeteilten chinesischen Dramas zu gedenken. Hier ist das wahre Gefühl eines alternden Mannes, der ohne männliche Erben abscheiden soll, auf das rührendste dargestellt, und zwar gerade dadurch, daß hervortritt, wie er der schönsten Ceremonien, die zur Ehre des Abgeschiedenen landesüblich verordnet sind, wo nicht gar entbehren, doch wenigstens sie unwilligen und nachlässigen Verwandten überlassen soll.

Es ist ein ganz eigentliches, nicht im besonderen, sondern ins allgemeine gedichtetes Familiengemälde. Es erinnert sehr an Iffland's Hagestolzen, nur daß bei dem Deutschen alles aus dem Gemüt oder aus den Unbilden häuslicher und bürgerlicher Umgebung ausgehen konnte, bei dem Chinesen aber außer ebendenselben Motiven noch alle religiösen und polizeilichen Ceremonien mitwirken, die einem glücklichen Stammvater zu gute kommen, unsern wackern Greis aber unendlich peinigen und einer grenzenlosen Verzweiflung überliefern, bis denn zuletzt durch eine leise vorbereitete, aber doch überraschende Wendung das Ganze noch einen fröhlichen Abschluß gewinnt.

1. „Das neuerlich mitgeteilte chinesische Drama ist: Laou-seng-urh or An Heir in his old age. A Chinese Drama. London, J. Murray, 1817. Das Morgenblatt brachte 1818 in Nr 86 bis 96 eine Verdeutschung. Der Titel des Stücks heißt wörtlich 'Des Greises spätes Kind'; es ist von Wu Han Schin. An Knebel schrieb Goethe am 9. Oktober 1817: 'Hier das chinesische Drama, das anfangs nicht munden will, das aber, wenn man es mit Ruhe durchliest und zuletzt überschaut, als ein höchst merkwürdiges und verdienstvolles Wert muß angesprochen werden.'" v. B.

Inhalt.

(Die mit * bezeichneten Artikel fehlen in allen früheren Ausgaben.)

Seite

Einleitung I
* Lob- und Spottgedicht auf K. Rudolph XVIII

1776.

Diesseitige Antwort auf Bürgers Anfrage wegen Übersetzung des Homers 1

1781.

* Gespräch über die deutsche Litteratur 4

1786.

Ankündigung von Goethes Schriften in acht Bänden 6

1787.

Goethes Schriften. Erster bis vierter Teil 8

1791.

Ankündigung eines Werkes über die Farben vom Hrn. G. R. v. Goethe 9

1795.

Litterarischer Sanscülottismus 12

1796.

Versuch über die Dichtungen 18

1798.

Weimarischer neudekorierter Theatersaal. Dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte durch Schiller 43
Propyläen I, 1 und 2 47
Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart 48

1799.

Propyläen I, 1 und 2; II, 1 54
Propyläen II, 1 62
Propyläen II, 2 63
Propyläen III, 1 63

1800.

Seite
Vorwort zu einigen Scenen aus Mahomet 65
Propyläen III, 2 66
Paläophron und Neoterpe 67

1802.

* Ankündigung von „Was wir bringen" 68

1804.

J. Fr. Reichardt, Vertraute Briefe aus Paris 69
Schlabrendorf, Napoleon Bonaparte und das französische Volk . . 71
Joh. Heinrich Voß, Lyrische Gedichte 72
v. Kretschmann, Die Organisation der Koburg-Saalfeldischen Lande 86
* Ungedruckte Winckelmannische Briefe 87
Zu Sophokles' Trauerspielen, übersetzt von F. Ast 95

1805.

Hebel, Alemannische Gedichte 96
Grübel, Gedichte in Nürnberger Mundart. Die Einquartierung der Franzosen 103
Collin, Regulus, eine Tragödie 106
Böhlendorf, Ugolino Gherardesca, ein Trauerspiel 110
Silber, Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, ein Trauerspiel . 113
Der Geburtstag, eine Jägeridylle 115
v. Klein, Athenor, ein Gedicht in 16 Gesängen 116
Über den Ausdruck „anorgisch" 118
Einführung eines Briefs von Lessing über „Ugolino" von Gerstenberg 118
* Ankündigung von „Rameaus Neffe" 119
Anzeige der sämtlichen Werke in 12 Bänden 119

1806.

Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Erster Band . 120
Antwort auf die Antikritik über die Recension des Gedichts „Der Geburtstag" 134
Gottlieb Hillers Gedichte und Selbstbiographie 135
Lowe, Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten 140
Fr. Buchholz, Bekenntnisse einer schönen Seele 144
Fr. Hel. Unger, Melanie das Findelkind, Roman 144
Kar. Paulus, Wilh. Dumont, ein einfacher Roman 144

1807.

Jean de Muller, La gloire de Frédéric 156
Johann von Müller, Friedrichs Ruhm. Übersetzung 159
Jakob Philipp Hackert 169

1808. Seite
* Plan eines lyrischen Volksbuchs 176
1809.
Notiz, betreffend die „Wahlverwandtschaften“. 180
1810.
Anzeige und Übersicht des Goethischen Werkes zur Farbenlehre. . 181
1812.
Wirkungen in Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts 194
1814.
Willkommen! — Übersicht 197
Kar. von Woltmann, Spiegel der großen Welt 199
1815.
Des Epimenides Erwachen, ein Festspiel 200
Don Ciccio. 212
Auskunft über „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ 217
1816.
West-Östlicher Divan 218
Über Kunst und Altertum in den Rhein- und Maingegenden . . 221
Über die Entstehung des Festspiels zu Ifflands Andenken . . . 231
Über die neue Ausgabe der Goetheschen Werke 234
Über die Geheimnisse 241
1817.
Aus Kunst und Altertum I, 3:
Deutsche Sprache 242
Redensarten, welche der Schriftsteller vermeidet 248
Urteilsworte französischer Kritiker (I.) 249
Geistesepochen nach Hermanns neuesten Mitteilungen 253
* Maturin, Bertram, ein Trauerspiel 256
1818.
Die Inschrift von Heilsberg 262
1820.
Chronik des Otto von Freysingen 264
Aus Kunst und Altertum II, 2:
Klassiker und Romantiker in Italien, sich heftig bekämpfend . . 267
Urteilsworte französischer Kritiker (II.) 274
Arnold, Der Pfingstmontag. Lustspiel in Straßburger Mundart 276
Die heiligen drei Könige 291
Hör-, Schreib- und Druckfehler 300
Byron, Manfred, a dramatic poem 304

Seite

Aus Kunst und Altertum II, 3:
Manzoni, Il Conte di Carmagnola, tragedia 307
Bedenklichstes 320
A. Hagen, Olfried und Lisena, ein romantisches Gedicht . . . 320
C. Malß, Die Entführung oder der alte Bürgerkapitän. Ein Frankfurter Lustspiel 320
F. W. K. Umbreit, Lied der Liebe 321

1821.

Aus Kunst und Altertum III, 1:
Nachträge zu den vorigen Heften und sonstige Einzelheiten . . 322
1. Ballade. Betrachtung und Auslegung 322
*2. Zu dem Gedicht „Fürs Leben" 322
*3. Zu „Aus einem Stammbuch von 1604" 323
*4. Zu „Urworte Orphisch" 323
5. Zu Il Conte di Carmagnola I. 323
6. Zu Il Conte di Carmagnola II. Indicazione di ciò che nel 1819 si è fatto in Italia intorno alle lettere etc. . 324
7. Fortsetzung 327
8. Zu den heiligen drei Königen 328
9. Zum „Pfingstmontag" 329
10. Byrons Don Juan 330
11. Hagen, Olfried und Lisena 334
12. Der deutsche Gil Blas 337
13. Fortsetzung 339
Aus Kunst und Altertum III, 2:
Ilias 343
Über Goethes Harzreise im Winter 380
Graf Carmagnola noch einmal 380
Erklärung und Bitte 386
Berichtigung 386
Indische und chinesische Dichtung 386

Berichtigungen.

S. 5, Z. 18 lies De la littérature.
S. 140, Z. 6 v. u. lies Flögels.
S. 307, Z. 18 v. u. lies Ausgabe letzter Hand Band 38, S. 254—273.
S. 322, Z. 3 v. u. Scherer hat bereits im Goethe-Jahrbuch V, 283 die Bemerkung Goethes angeführt.